
UNIVERSITY OF WISCONSIN
MADISON
LIBRARY

Oberbayerisches Archiv
für vaterländische Geschichte.

Zugleich

Forschungen zur Geschichte Bayerns.

Herausgegeben

von dem

Historischen Vereine von Oberbayern.

Dreiundsechzigster Band.

München 1922.
In Kommission bei G. Franz.

Oberbayerisches Archiv
für vaterländische Geschichte.

Zugleich

Forschungen zur Geschichte Bayerns.

Herausgegeben

von dem

Historischen Vereine von Oberbayern.

Dreiundsechzigster Band.

München 1922.
In Kommission bei G. Franz.





Druck von Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstraße 2.

Inhalt des 63. Bandes.

Die Münchener Romantik
und
Die Gesellschaft von den drei Schilden.

Von Dr. Stephan List.

Einleitung.

Münchener Romantik.

Es wird wenige literarische Bewegungen geben, die sich, nachdem sie ihren Höhepunkt überschritten haben, in einen so reichen Sternenregen auflösen wie die Romantik; spurlos freilich, wie Eichendorff[1]) meinte, zerplatzte diese prächtige Rakete nicht.

Denn reich muß dieser Regen genannt werden, wenn wir uns die künstlerische Wesensverschiedenheit vieler Dichter vergegenwärtigen, die alle an den Brüsten der Romantik getrunken haben und doch wie gleichgültige Geschwister auseinanderstrebten, zufrieden, sich irgend ein Kleinod aus ihrem großen Ideenerbe gesichert zu haben.

Es ist darum kein Wunder, wenn die Forschung bis heute Hayms „Romantischer Schule" noch kein gleichwertiges Buch über den Ausgang und Verfall der Romantik an die Seite stellen konnte; auch Ricarda Huchs kraftvolle Charakteristik kann diese Lücke nicht verdecken. Und vielleicht fehlt es weniger an einem Geiste, der diese große Synthese vollziehen könnte, als zunächst und vor allem am Stoffe selbst.

Denn eine moderne Betrachtung dieser Zeit darf nicht gleichgültig jene Gedankengänge übersehen, die August Sauer eingeschlagen und auf die Josef Nadler seine „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" (Regensburg, Habbel) aufgebaut hat.

[1]) Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland (Leipzig 1847), S. 1.



Sauer sagt in einer Rede[1]):

„Während der Charakter einer so weitverzweigten Nation wie der deutschen wissenschaftlich in der Tat sehr schwer faßbar ist, scheint der Charakter der einzelnen deutschen Stämme, Landschaften, Provinzen und Länder, welche bei großer Verschiedenheit im einzelnen durch einheitliche Züge miteinander verbunden sind, viel leichter zu bestimmen zu sein."

Auf dieser und andern Erwägungen fußt dann seine „2. These": „Der provinzialen und lokalen Literaturgeschichte ist eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der allgemeinen deutschen Literaturgeschichte haben stammheitliche oder landschaftliche Provinzialliteraturgeschichten zur Seite zu treten, etwa so wie innerhalb der von Heeren und Uckert begründeten, gegenwärtig von Lamprecht geleiteten allgemeinen Staatengeschichte der neueren Zeit nunmehr eine eigene Abteilung von deutschen Territorialgeschichten begründet worden ist. Ich kann mich bei dieser Forderung erfreulicherweise auf eine Behauptung eines hervorragenden Historikers berufen, auf unseres Professors Jung Vorrede zu seinem neuesten ausgezeichneten Werke über Jul. Ficker, das der Charakteristik zweier räumlich getrennter, aber dem Wesen nach verwandter deutscher Landschaften, Westfalen und Tirol, gleichmäßig dient: ‚Es zeigte sich auch hier, daß das Wesen der einzelnen deutschen Landschaften nur mit Hilfe der provinzialen Literaturgeschichte ergründet werden kann.'"

Nach zwei Seiten hin also dürfte die Lokalforschung auf dem Gebiete der Spätromantik von Nutzen sein: für das Verständnis der Romantik überhaupt und als Beitrag zur deutschen Stammeskunde.

Auf einige Hauptunterschiede zwischen norddeutscher und süddeutscher Romantik hat ja schon Ricarda Huch in ihrem Buch „Ausbreitung und Verfall der Romantik" hingewiesen. Was sie dort auf Grund rein intuitiven Erfassens ausgesprochen, darin wird nun freilich die langsam arbeitende Volks- und Stammeskunde noch nicht so rasch zu abschließenden Ergebnissen kommen; diesen neuen Wissenschaften aber ebenso, wie der Literaturgeschichte will die vorliegende Abhandlung dienen.

[1]) Prager Rektoratsrede am 18. XI. 1907. Prag, Verlag der K. K. Deutschen Karl-Ferdinand-Universität.

Bevor wir aber in die Behandlung unseres eigentlichen Themas eintreten, mag ein kurzer historischer Rückblick zeigen, wie weit das damalige Bayern überhaupt einen günstigen Boden für die romantische Bewegung darbot.[1])

Durch die Maßnahmen des in aufklärerischem Geiste tätigen Ministers Montgelas waren die religiösen Instinkte des Volkes aufs tiefste erregt worden; die Frommen und Eifrigen schlossen sich darum um so enger aneinander an, als in der Geistlichkeit selbst zum Teil ein laues und gleichgültiges Wesen sich zeigte.[2])

So entstanden überall im Lande separatistische Konventikel, zum Teil übrigens auch aus Strömungen hervorwachsend, die damals im ganzen Deutschland sich wirkend zeigten; man kannte auch im äußersten Osten Erweckungen, wie die Herren von Below erweisen.[3]) Aus den „Erinnerungen" des Dr. Joh. Nep. von Ringseis, Regensburg, 1886 bis 1892, 1. Bd. kann man entnehmen, wie sehr Schwarmgeister wie Boß, Goßner, Lindl u. a. das religiöse Leben des Volkes in gefährliche Bahnen lockten, wie plötzliche Erweckungen und Besessenheiten an der Tagesordnung waren; den Teufelsaustreibungen standen Fälle von direktem Teufelskult[4]) gegenüber. In Görres' „Christlicher Mystik" fühlt man noch die Nachwehen dieser Zeit.

Doch muß anerkannt werden, daß diese Bewegung in Bayern immerhin verhältnismäßig harmlos verlief, und Greuelszenen wie die Kreuzigung zu Wildensbuch[5]) in der Schweiz am 15. März 1823, oder wie die Nachahmung der Marter Christi in Ampfelwang[6]) (Österreich) in der Karwoche 1817, scheinen in diesem Lande sich nicht ereignet zu haben.

Und die Gebildeten? Wohl hatten viele von ihnen sich der von Norddeutschland einströmenden Aufklärung willig hingegeben, aber

---

[1]) Man vergleiche die Schriften: Doeberl, Die Entstehung des modernen Staates in Bayern. In Montgelas' Denkwürdigkeiten, herausgeg. von Laubmann und Doeberl. Jos. Silbernagel, Die kirchenpolitischen und religiösen Zustände im 19. Jahrhundert (Landshut 1901).

[2]) Siehe darüber bes. A. Fr. Ludwig, Weihbischof Zirkel von Würzburg in seiner Stellung zur kathol. Kirche Deutschlands um die Wende des 18. Jahrhunderts (Paderborn 1904), Bd. I, 38 ff. (Die Erziehung der Geistlichkeit betr.).

[3]) Silbernagel a. a. O. 109.

[4]) Ringseis a. a. O. 337.

[5]) O. Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig[2] 1904, S. 450 ff.

[6]) Ebenda S. 462 ff.



inmitten eines religiös aufs höchste erregten Volkes fielen die Anregungen, die ihnen die Romantik bot, auf einen wohlvorbereiteten Boden, und die milde, versöhnliche Persönlichkeit des Bischofs Sailer erleichterte es auch solchen wieder in Zusammenhang mit der Kirche zu treten, die nicht in allen Punkten mit ihr übereinstimmten. Von dieser Rückkehr zur Kirche, veranlaßt durch die romantische Literatur, bietet J. N. Ringseis selbst ein treffliches Beispiel dar; seine innere Entwicklung an der Universität Landshut, die er 1805 bezogen hatte, schildert er so[1]: „.... Meinem ein Jahr nach mir eintretenden Bruder blieb unsere philosophische Verirrung [Aufklärung!] erspart, um so mehr als unsere kleine Schar in nicht allzu langer Frist und ebenso gemeinschaftlich wie in den Irrthum hinein, sich auch mit rüstigem Forschen und Trachten aus demselben wieder heraus, von der Verdunkelung wieder ans Licht arbeitete; nur der eine oder andere blieb mehr oder minder zurück. Haupthebel zu diesem zweiten Umschwung waren mit Gottes Gnade eine ächte, nicht ruhende Liebe zur Wahrheit, ein entschiedener historischer Sinn, der allerdings erst nach und nach zu gefestigten Anschauungen kam, beides unterstützt von den Eindrücken der Kindheit und poetischem Gefühl für die Erhabenheit der Kirche, mächtig aber wirkte auch der Verkehr mit christlich Gesinnten, theils persönlich, theils in ihren Werken, darunter einige der erlauchtesten Geister jener Zeit. Vor allem seien hier genannt: Sailers kirchliche Vorträge, seine Schriften (namentlich seine Religionslehre) und der Umgang mit ihm und mit Zimmer;[2]) Stolbergs „Geschichte der Religion Jesu“ und unsere eigenen Betrachtungen über dieses so bedeutenden, milden und herzgewinnenden Mannes Rücktritt zum Katholizismus; ferner die an Glanz und Wirkung dem Blitze vergleichbaren Abhandlungen Franz Baaders, des ersten, welcher die Philosophie wieder auf Bahnen der Objektivität lenkte und christianisierte; G. H. Schuberts Schriften, vorzüglich die über die „Nachtseite der Natur“, sodann Tieck, Novalis, die beiden Schlegel, überhaupt die Romantiker, von denen zwar ein Teil noch sehr im Unklaren schwamm, mancher aber doch schon das Ufer

[1]) Erinnerungen I, 67 ff.

[2]) Man vergleiche über ihn auch Ringseis a. a. O. I, 71: „Mochte man auch seinen Versuch, Schellings Philosophie (besonders die Lehre vom Abfall der Ideen von Gott) auf das katholische Lehrgebäude anzuwenden, nicht eben glücklich nennen, so mußte die gute Meinung doch erkannt werden. Schelling hat ihm den Versuch hoch angerechnet.“

gewonnen hatte, wie z. B. der zum Katholizismus übergetretene Friedrich Schlegel. Als Übergangswege dienten wohl auch die mündlichen philosophischen Vorträge von Ast, sowie die geschichtlichen von Breyer beide Protestanten, beide zwar das Christentum noch unklar, aber von der romantischen Seite doch mit Wärme erfassend, so daß, wenn Breyer mit einer Art ritterlicher Begeisterung auf die Jungfrau Maria zu sprechen kam, selbst Bürger der Stadt seine Vorträge besuchten. Später kam abermals Schelling an die Reihe; nun aber war er schon — und zwar unverkennbar, wie auch sein Freund Steffens bezeugte, durch Baaderschen Einfluß — in seine zweite, mehr christliche Epoche getreten; in dieser ist er der vorzügliche Neubegründer einer subjektobjektiven Philosophie geworden, wenn schon dem positiven Katholizismus nicht immer zur vollständigen Befriedigung; besonders beschäftigte uns unter seinen neuen Werken die Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit."

Immerhin gewann diese vom einheimischen bayerischen Katholizismus als verwandt betrachtete Romantik unter der zielbewußtaufklärerischen Regierung Max' I. keine große Bedeutung; mächtige Unterstützung aber wurde dieser Geistesrichtung zuteil durch Ludwigs I. Szepter, welches altes und neues Leben weckte.

Er ließ den Speyerer, Bamberger und Regensburger Dom wieder herstellen, und sein Interesse für altdeutsche Kunst umfaßte auch außerbayerische Bauten, wie den Kölner Dom, mit hilfsbereiter Teilnahme. Auch die Walhalla war in „altdeutschem" Stil geplant; der gotische Entwurf Schinkels[1]) mußte freilich der allzuhohen Kosten wegen unausgeführt bleiben. Und wenn Ludwig seiner Hauptstadt Bauwerke jeder Stilgattung schenkte, und durch die Anlage der Glyptothek wie durch den Erwerb der Boissereéschen Gemäldesammlung hier historischen Sinn weckte, so wußte er auch in der Provinz durch seine Verordnungen über Erhaltung und Erforschung deutscher Altertümer Interesse an der Vergangenheit gerade des eigenen Volkes zu erwecken. Überall entstanden historische Vereine, und die in der unhistorisch gesinnten Aufklärungsperiode verachtete Vorzeit wurde nun in Bayern von neuem Gegenstand liebevollen Studiums. Weniger ins Weite mag anfänglich die Münchener Malerei gewirkt haben, so sehr König Ludwig gerade durch die Freskenmalerei auf sein Volk erzieherisch einzuwirken strebte. Wen aber Gelegenheit und Interesse

[1]) Ringseis a. a. O. I, 192; IV, 206.

vor die Schöpfungen des P. Cornelius und W. Kaulbach führte, der wurde ebenfalls mächtig vom Geist der Geschichte angeweht und in die Vergangenheit zurückgeführt.

Ein Mittelpunkt der Romantik aber wurde München durch die Männer, die seit dem Regierungsantritt Ludwigs I. an der Ludwig-Maximilians-Universität wirkten: Baader, Schelling, Oken, Schubert, Maßmann, Görres.

All dies sind bekannte Tatsachen.

Nun werfen wir aber die Frage auf: „Wie prägte sich die in Bayern mehr und mehr an Macht gewinnende romantische Bewegung in seiner einheimischen, seiner Provinzialliteratur, besonders in der dichterischen Literatur aus? Welche Gestalt nahm die Romantik an unter den Händen bayerischer Dichter?"

Noch fehlt so gut wie alles, um diese Frage beantworten zu können. Während man sich eifrig bemüht, bereits in kleinen Marktflecken Provinzialmuseen anzulegen und die geringfügigsten Küchengegenstände der Aufbewahrung — und mit Recht — für würdig erachtet, werden die literarischen Überbleibsel unberühmt gebliebener Dichter gänzlich der Verachtung preisgegeben. Und wenn ja einmal eine „Ausgrabung" versucht wird, steht der leidige Lokalpatriotismus Pate, die Bedeutung des betreffenden Schriftstellers wird meist maßlos übertrieben, „weitere Kreise" sollen plötzlich an dem „Langverkannten" positiven ästhetischen Genuß finden — Bemühungen, die selbstverständlich scheitern müssen.

Nicht um etwa nach vergessenen Genies zu stöbern, nicht um die Literaturgeschichte mit hunderten neuer Formen zu belasten, reden wir dem Studium der provinzialen, d. h. zunächst der örtlichen Literaturgeschichte das Wort, sondern nach dem Vorgang A. Sauers wollen wir der Volks- und der deutschen Stammeskunde Stoff liefern. Spätere Geschlechter mögen dann, mit höherer Einsicht ausgerüstet, die von Sauer erwähnten völkerpsychologischen Fragen zu lösen unternehmen; uns liegt es ob, die literaturgeschichtliche Grundlage denen, die nach uns kommen, zuzubereiten.

Nur einen geringen Teil dieser Grundlage soll unsere Abhandlung liefern. „Bayerische Literaturgeschichte" kann ja noch gar nicht in Angriff genommen werden, solange nicht eine größere Zahl von Ortsliteraturgeschichten vorliegt. Ein verhältnismäßig kurzer Abschnitt aus der Münchener Literaturgeschichte soll hier dargestellt werden.



I. Kapitel.

Die Entstehung der Gesellschaft von den drei Schilden.

„Daß alte Zeiten werden neu!"
Beck.

Gegründet wurde die „Gesellschaft für Deutsche Altertumskunde von den drei Schilden" in München erst am 24. April 1831; wenn wir aber der Frage nachgehen, wieweit ihr Entstehen in örtlichen Verhältnissen wurzelt, so werden wir tief in die Regierung Max' I. zurückgeführt.

Durch die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frondienste, durch die Abschaffung der Gerichtsbarkeit des Adels, besonders aber durch die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 war der Adel so ziemlich aller alten Vorrechte der Geburt entäußert worden und hatte seine politische Bedeutung verloren. Da läßt es sich begreifen, wenn dieser Stand und mit ihm die konservativ Gestimmten im Lande die neue Zeit als den Ausbund der Nüchternheit verschrieen und daß phantasiebegabte Menschen sich ins Mittelalter zurückwünschten, welches eben auch in der zeitgenössischen Romanliteratur Mode war.

Ein Jahr nachdem in der bayerischen Verfassungsurkunde die neue Zeit mit ihren ganz unmittelalterlichen Ideen an jedes Bürgerhaus geklopft hatte, bildete sich in München im Schatten der griechisch-katholischen Kirche ein — Ritterverein, „die Humpenau". Er „sollte die Natur eines rechten Ritterbündnisses haben .... und in dieser Genossenschaft sollte alles in Ernst und Humor heraufbeschworen werden, was dazu dienen könnte, das Mittelalter in sämtlich seinem Wesen und mit allen seinen stärkeren, ganzen, freskoartigen oder seinen weicheren Färbungen möglichst zu bezeichnen, und bei der Geneigtheit zur Selbsttäuschung von Seite der Mitglieder zu reproduzieren..... Jeder hatte das förmlich Notwendige einer solchen romantisch-tendenziösen Verbindung oft genug empfunden." So erzählt Franz Trautmann,[1]) dem wir uns für die Wiedergabe der folgenden Tatsachen anvertrauen.

---

[1]) Ludwig Schwanthalers Reliquien. Drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und Folgen der Zeit, von dessen innerem und äußerem Wesen, auch Genossenschaften, nächst von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hinieden — im ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemutet war. Für alle, die des Meisters Namen ehren, erzählt von Franz Trautmann (München 1858), S. 33 ff.

Gründer der Gesellschaft war der damals 17 jährige Ludwig Schwanthaler, der im Herzen ganz unantik gestimmte Bildhauer. Ungefähr nach 1824 wandelte sich diese Gesellschaft in das Ritterbündnis „zum Einhorn" und rasch darauf wurde es „zum Bären" umgetauft.

Das „Reproduzieren des Mittelalters" bestand in tollen Studentenstreichen; Trautmann erzählt von dem nächtlichen Entwendungsversuch eines Glaswappens durch den jungen mit Helm und Panzer bewehrten Schwanthaler. Außerdem übte man sich im Armbrustschießen und im tapferen Zechen, veranstaltete Raubzüge in die Umgebung, von wo aus dann kleine Altertümer in die „Humpenburg" geschleppt wurden, man musizierte, dichtete und ließ Geister erscheinen. Als Symbol der Wehmut über das entflohene Rittertum stand ein schwarzer, mit einem weißen Totenkranz versehener Sarg im Versammlungsraum, Denn so seltsam uns das Treiben in diesem Ritterbund berühren mag. ein Treiben, das an Eifer und Konsequenz das weit übertrifft, was uns Immermann in den „Epigonen" von ähnlichen Veranstaltungen berichtet, es war etwas viel tieferes als bloßes Spiel. Man wollte „der Neuzeit um jeden Preis vor die Stirne stoßen",[1]) man wollte sie einfach ableugnen und ignorieren, man wollte um jeden Preis ins Mittelalter zurück. Trautmann erzählt (S. 50) höchst anschaulich, wie die Bärenritter einst eine papierne Riesenfigur der „Graecia" vor ihr Tribunal forderten und nach umständlicher Verhandlung feierlich verbrannten, und zwar an der Nymphenburgerstraße in einem Garten des alten Grafen Pocci, der übrigens selbst gelegentlich als „ursus honorarius" unter den Bärenrittern erschien. Zu diesen damals noch recht jugendlichen Rittern, die noch manch anderen Schabernack ähnlicher Art trieben, gehörte außer Graf Franz Pocci der Jurist und Architekt Fr. Hoffstadt, der nachmalige Bischof von Passau Heinrich Hoffstetter und der junge Philologe Friedrich Beck, der dann später in der Gesellschaft von den drei Schilden eine große Rolle spielen sollte

Noch eine weitere Rittergesellschaft, „die Humpenburg", gruppierte sich ebenfalls um den jungen Schwanthaler; sie tagte zur gleichen Zeit wie die Bären beim alten Grafen Pocci, nur an anderen Abenden. in Schwanthalers Werkstatt bei der protestantischen Kirche (Matthäuskirche am Karlsplatz) und wies wesentlich die gleichen Mitglieder auf. In der „Humpenburg" wurden ähnliche Bestrebungen gepflegt wie bei den Bärenrittern; man führte auch häufig improvisierte Ritterschauspiele und Schattenspiele auf. Auch eine „Chronik" wurde

[1]) Trautmann a. a. O. S. 37.



geführt; sie befindet sich heute im Archiv des Herrn Grafen von Pocci und ist ein dicker Foliant, mit zahlreichen Aquarellen und Zeichnungen von Schwanthaler und Pocci geziert.

Was die literarischen Leistungen des Ritterbundes betrifft, so hat uns Trautmann[1]) den Inhalt einer siebenaktigen „Zauberposse mit Gesang" überliefert, die die Mitglieder zu ihrer eigenen Belustigung improvisierten.

Von den Liedern, die bei den Zusammenkünften gesungen wurden, mag eine Strophe eines von Pocci stammenden erwähnt werden:

„Was hallt im Böhmerwald,
Was schallt im Grunde nieder?
Es sind die Weidmannsbrüder,
Sie legen die Hirschlein nieder,
Das Horn, das lockende, schallt!"

Musikalischer Reiz kann diesen Zeilen nicht abgesprochen werden. Einen Einfluß Tiecks anzunehmen, scheint bei der eigenen starken musikalischen Begabung Poccis unnötig; doch sei daran erinnert, daß Pocci 1833 auf Tiecks Anregung hin „Minnelieder" herausgab. Als Schwanthaler ein Haus in der Lerchen- (jetzt Schwanthaler-) Straße erwarb und die „Humpenburg" dorthin übersiedelte, verfaßte Beck zu diesem Einzug ins neue Heim ein Festgedicht. Auch von einem für die „Bären" von Beck gedichteten und von Pocci komponierten Weidmannslied: „Gesellen, zieht hernieder
Von Bergen in das Tal!"
weiß Trautmann zu berichten.

Übrigens vereinigten sich später die „Bärenritter" und die „Humpenburg" unter letzterem Namen; an neuen Mitgliedern zählt Trautmann[2]) auf: Erzgießer Miller, Tiermaler Habenschaden, Genremaler Petzl, Historienmaler Wilhelm Lindenschmitt und Th. Foltz.

In diesen Ritterbünden[3]) glauben wir mit Sicherheit die Vorläufer der „Gesellschaft von den drei Schilden" zu erkennen, in der dieses mittelalterliche Treiben sich fortsetzte; ja sogar einen Teil der Ritter werden wir dort wiederfinden.

---

[1]) Trautmann a. a. O. S. 58.

[2]) a. a. O. S. 64.

[3]) Die Freude an dergleichen historischem Mummenschanz dürfte wohl dem Münchener im Blute stecken; noch heutzutage haben sich in München „Rittergesellschaften" erhalten. Literarisch ist die humorvolle Vertiefung ins Ritterwesen ausgeprägt in vielen Balladen und Zeichnungen der Münchener Fliegenden Blätter und der „Bilderbogen".

Spärlicher fließen die Nachrichten über einen andern romantisch gesinnten Kreis in München, der für die Gesellschaft „von den drei Schilden" Bedeutung gewann, und wo manche der Mitglieder sich vor der Gründung bereits zusammenfanden.

Es ist der Kreis, der sich um die Malerin Luise Wolf vereinigte.

Luise Wolf war die Tochter des Hofrats und Historikers P. Phil. Wolf (1761 in Pfaffenhofen geboren, 1808 in München gestorben), der eine „Geschichte der Jesuiten," eine „Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter Papst Pius VI." und eine „Geschichte des Kurfürsten Maximilian I." verfaßt hat.

Geboren zu Leipzig am 10. Februar 1798, evangelischen Bekenntnisses, kam Luise Wolf 1803 nach München. Ihr Zeichentalent entwickelte sich genügend, um ihr die Aufnahme in die Akademie der Künste zu verschaffen, die damals unter der Leitung des völlig klassizistisch gerichteten Langer stand.

„Es war damals die Zeit," erzählt unsere ausführlichste Quelle,[1] „in welcher sich, zwar noch in der Stille, aber unaufhaltsam, durch die edelsten Kräfte unserer Nation jener Umschwung vorbereitete, der in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts die deutsche Kunst unter großen Meistern wie Cornelius, Overbeck, Schnorr, Heß u. a. wieder zu dem von ihr verlassenen Wege der Naturwahrheit, zur echten Idealität und zur Natur zurückführte. Man weiß, welchen mächtigen Anstoß die romantische Dichterschule dieser Bewegung gegeben. Denn wie groß auch die Fehler und Verirrungen sein mögen, zu welchen unsere Romantik sich hinreißen ließ, das Verdienst wird man ihr nicht absprechen können, daß sie die tieferen Quellen des religiösen und nationalen Lebens in Deutschland, welche durch die Werke und Sinnesweise der seichten sogenannten Aufklärungsperiode nahezu verschüttet waren, zuerst wieder geöffnet haben: Darum wendeten sich auch idealere Gemüter mit Begeisterung jenen Schriftstellern zu, die der flachen Nüchternheit den Krieg erklärten, das bedrängte positive Christentum und mit ihm auch das fast vergessene Mittelalter, in dessen Kunsterzeugnissen jenes einen so tiefen, wahren und schönen Ausdruck gefunden, wieder zur Geltung zu bringen suchten.

[1]) Haus-Kapelle zur Feyer des Kirchenjahres. Schrifttexte und Gebete aus dem 15. Jahrhundert mit Zeichnungen von Luise Wolf. Herausgegeben von Dr. L. Schöberlein. Göttingen, Vandenhoeck und Rupprecht 1877. — Die Einleitung, anonym (von Friedrich Beck verfaßt), behandelt das Leben Luise Wolfs. — Vgl. außerdem: Allg. D. Biographie XLIII, 779—781.



Auch Luise Wolf, für alles Höhere leicht erregbar und empfänglich, wurde von jener Strömung ergriffen und ihr strebsamer energischer Sinn nahm an der neuen geistigen Bewegung den lebhaftesten Anteil. Da ihr die Gabe anzuziehen und anzuregen in hohem Maße eigen war, da Nachdenken und Beobachtung ihrem kritischen Urteil einen besonderen Grad von Schärfe und Schönheit verliehen, und überhaupt ihre Ausbildung eine seltene und umfassende war, so kam es, daß sie längere Zeit der belebende Mittelpunkt eines gleichgesinnten Kreises von jüngeren und älteren Künstlern, Kunstfreunden und Gelehrten wurde, der sich in ihrem gastlichen Hause gerne zu geselligen Abenden einzufinden pflegte. Hier fand ein reger Austausch der Strebungen und Ansichten statt. Die Unterhaltung wechselte zwischen Gespräch, musikalischen Vorträgen und Lektüre, wozu vorzugsweise die Schriften der Romantiker, Tieck, Schlegel, Novalis, Wackenroder gewählt wurden. Doch übten auch Goethes Dichtungen und Prosawerke nicht minder ihre mächtige Wirkung. Manches dauernde Seelenbündnis erwuchs aus diesen Zusammenkünften, und es wird genügen, wenn wir Julius Hamberger, den unermüdlichen Forscher auf dem Gebiete der Theosophie und Mystik, Friedrich Hoffstadt, den Begründer der Theorie und Geschichte der gotischen Baukunst, Friedrich Beck, den gemütvollen, sinnigen Lyriker und Verfasser der „Theophanie,“ [1]) den ebenfalls für Dichtung und Kunst vielseitig begabten Grafen Franz Pocci, sowie den durch rechtsgeschichtliche und publizistische Schriften bekannt gewordenen Freiherrn von Bernhard nennen, um den Freundeskreis zu bezeichnen, welchen die Künstlerin durch ihre bedeutende Persönlichkeit an sich zu fesseln wußte. Auch der Herausgeber der Hauskapelle (Schöberlein) rechnet es zu den schönsten und segensreichsten Führungen seines Lebens, zu diesem Kreis gehört zu haben und mit der Heimgegangenen wie durch tief geistige so durch verwandtschaftliche Bande eng verbunden worden zu sein.“

Besondere Förderung erhielt die „nazarenische“ Kunstrichtung Luise Wolfs durch die Gemäldesammlung Sulpice Boisserées, die 1827 nach München kam. Auch zu G. H. Schubert trat unsere Künstlerin in einige Beziehungen. Wir werden ihr im Verlauf unserer Darstellung noch weiter begegnen, und fügen hier noch zur Vervollständigung ihres Bildes einige charakteristische Tagebuchstellen aus dem Jahre 1827 bei:

---

[1]) „Friedrich — Theophanie“. Diese Stelle befindet sich im Manuskript Becks nicht, stammt also wohl von Schöberlein.



„Das höchste Gut, dessen der Mensch auf Erden theilhaftig wird, ist Sehnsucht."

„Die meisten Menschen sind thöricht genug, sich mittels Zerstreuungen für große Verluste entschädigen zu wollen. Sie bedenken nicht, daß jeder wahre Besitz ewig, das heißt, durch ein fühlendes Festhalten im Geiste unvergänglich gemacht werden kann."

„Verletzt wird des Weibes innerste Blüte, wenn sie um Geld und Gewinn sich unter einer fremden Menge herumtreiben muß. Die Frucht der Zartheit, Herz und Gemüth gehn allemahl verloren. Nur unserm durchaus verdorbenen Zeitalter war es aufbehalten, von Jungfrauen zu fordern, daß sie ihr Brod erwerben, und von Eltern, daß sie selbe dazu erziehen."

„Das Opfer der Messe ist für den geistvollen, phantasiereichen Menschen allerdings eine andachterweckende heilbringende Ceremonie; aber dem beschränkten Kopfe, dem ungebildeten Herzen bringt diese Art des Gottesdienstes weder Nutz noch Frommen."

„Es gehört eine ungewöhnliche Bildung dazu, wenn die Ceremonien der katholischen Kirche wahrhaft erhebend wirken sollen. Die feine Sympolik, die sie umschließen, wird nur von den Allerwenigsten gefühlt, darum ist auch der Glaube fast der meisten Glieder der katholischen Konfession von so schwachem sittlichen Halt."

Nach dieser kurzen Charakteristik kommt es uns hier im Grunde nur darauf an, auf den ernsteren, reiferen Charakter hinzuweisen, den die Zusammenkünfte bei Luise Wolf vor der Rittermaskerade voraushaben. Auch verbürgen die Bücher, die vorgelesen wurden, besonders Schlegel, Wackenroder und Novalis, daß es den Hörern doch mehr um ein Eindringen in den geistigen Gehalt jener Zeit zu tun war als um tändelndes Nachahmen äußerer Lebensformen. Die eigene Entwicklung der Luise Wolf, die vom Klassizismus Langers zum romantischen Nazarenertum übergegangen war, der Gegensatz zwischen dem Protestantismus der Wirtin und ihrer eigenen katholisierenden Kunstübung sowie zwischen dem streng positiven Katholizismus ihrer Gäste[1]) mußte den Gesprächen dieses Kreises über die genossenen Vorlesungen eine besonders eindringliche Anteilnahme verleihen und die Erörterungen jedem Teilnehmer zu einer persönlichen Angelegenheit machen.

[1]) Jedenfalls muß dieser Gegensatz in den zwanziger Jahren noch lebhaft empfunden worden sein, nachdem erst 1801 der erste Protestant in München nach schwierigen Kämpfen das Ansiedelungsrecht erhalten hatte.

So mag auch die Idee zur Gründung der „Drei Schilde-Gesellschaft“, die ja der Ausbreitung romantischer Gedanken dienen sollte, aus den prinzipiellen Erörterungen jenes Kreises hervorgegangen sein; in den Formen der neuen Gesellschaft aber lebte das phantasievolle Ritterspielen weiter.

Verfassung und Ziele der Gesellschaft für deutsche Altertumskunde.

Zwei Quellen stehen uns über die Gesellschaft zur Verfügung. Ein kurzer Aufsatz: „Die Gesellschaft für deutsche Altertumskunde von den drei Schilden zu München“ von Graf Pocci im „Oberbayerischen Archiv“ Bd. II, 1840, S. 425—429. Ferner ein Manuskript im gräfl. Poccischen Archiv: „Concept zur Chronik der Gesellschaft für teutsche Altertumskunde ‚von den drey Schilden‘“ betitelt. Es besteht aus 13 Blättern, die ersten zehn sind sehr sorgfältig, mit kurzen Inhaltsangaben am Rand, geschrieben. Das Manuskript stammt von der Hand des Grafen Franz Pocci. Wir geben hier die den Ursprung und die Verfassung der Gesellschaft betreffenden Abschnitte der Chronik wieder.

(Ursprung der Gesellschaft. 1831. 24. April.) „Am Tage Sant Georgs 1831 theilte Friederich Hoffstadt dem Friederich Freyherrn von Bernhard seine Gedanken über Errichtung einer Fabrica in München mit. Es wurde das erste Concept zu den Statuten einer solchen Gesellschaft entworfen. Und geschahe dieses in Schloß Erolzheim.[1])

(Erstes Concept zu einem Stiftungsbrief. 14. September.) Am Tage der heiligen Kreutzerhöhung in seinem Schloß zu Erolzheim wurde von Friederich Freyherrn von Bernhard das erste Concept zu einem Stiftungsbriefe für die Gesellschaft entworfen. Und lautete dieser Brief zum Ankauf des Geyerschlössel's in München, als welches Schlößl anfänglich von der Gesellschaft gekauft werden sollte:

(Stiftungsbrief (copia) der Gesellschaft für teutsche Altertumskunde „von den drey Schilden“, 12. Oktober.) Ich Fridrich Ludwig Bernhard, Freyherr zu Erolzheim und Edelbeuren, der beyden Rechte Doktor, urkunde und bekenne hiermit öffentlich durch diesen Brief allen, die ihn sehen oder hören lesen, daß ich auf die öftere und eindringliche Vorstellung und Errinnerung meines Freundes Friederich Hoffstadt, wie nöthig zur Errettung und Erhaltung der Reinheit der

[1]) Besitz des Frhrn. v. Bernhard, in der Nähe von Ulm gelegen.

teutschen Kunst eine enge Vereinigung wahrer Freunde teutscher Kunst und Wissenschaft sey, wie nothwendig ferner einer solchen Genossenschaft ein ihr eigenthümlich gehöriges Gebäude seyn würde, um dort ihre Arbeiten und Bemühungen in Gemeinschaft zu verfolgen, sowie auch durch ihr Beyspiel einem jeden Wohlgesinnten die nöthige Aufmunterung gewähren zu können, nachdem Friedrich Hoffstadt und ich die Artikel und Satzungen einer solchen zur Erlösung der teutschen Kunst aus der fremden und antiken Knechtschaft zu errichtenden starken und festen Verbindung gemeinschaftlich entworffen haben, zu deren Annahme sich bereits eine Anzahl auserwählter, kunstreicher und gelehrter Männer bekannt hat, zu Nutz und Frommen dieser Genossen, welche sich die Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde, oder auch, nach dem von Ihnen erwählten Wappen, „die von den drey Schilden" nennen, die Behausung zu München in der Lerchenstraße, welche alldort der Nummer nach die ein und neunzigste ist, um zehntausend Gulden bayerischer Währung erkauft habe und nunmehr denen von den drey Schilden in kraft des gegenwärtigen Briefs daran die nachstehenden Rechte und Befugnisse einräume:

daß die von den drey Schilden sowohl in dem Haupt- als Nebengebäude der gedachten Behausung zu München das ganze Erdgeschoß zur unbeschränkten durch eine Hypothek zu sichernden Bewohnung und Benützung, so lange die von den drey Schilden bestehen, auf ewige Zeiten inne haben sollen unter dem Beding, daß die Gesellschaft mir jährlich regelmäßig halb zu Georgii und halb zu Michaelis einen Miethzins von 170 fl. dafür entrichtet,

daß ferner, wenn ich und meine Frau Mutter, Johanna Elisabeth Bernhard, geborne von Kiesow, mit Tode abgegangen seyn werden, auch das zweyte Geschoß nebst allen übrigen vorhandenen oder noch zu erbauenden Theilen und Pertinenzien gedachter Behausung zu ebenmäßiger unentgeldlicher Bewohnung und Benutzung derer von den drey Schilden geräumt werden soll, so

daß auch das dritte Geschoß des mehrgedachten Hauptgebäudes, welches Geschoß kaufvertragsmäßig der Hofstätterschen Familie um 150 fl. Mietzins überlassen werden muß, sobald es von der Hofstätterschen Familie nicht mehr bewohnt werden wollte oder würde, denen von den drey Schilden um denselben Miethzins überlassen werden soll, solange die von den drey Schilden sich dieses Rechts bedienen wollen und den Miethzins ordentlich entrichten,

daß endlich sofern einer von meinen Nachkommen, dem außer meiner Frau Mutter nach meinem Ableben das Haus eigenthümlich zufiele, und es verkaufen wollte, dieser verpflichtet sein soll, dasselbe zuerst der Gesellschaft käuflich anzubieten und erst dann berechtigt seyn soll zum Verkauf zu schreiten, wenn die von den drey Schilden nicht einwilligen, das Haus mit sämtlichen darauf ruhenden Schulden und Lasten zu übernehmen und dafür überdies soviel in Baarem zu entrichten als die besagten Schulden minder 7000 fl. betragen,

so wie ich auch überdies bei zunehmenden Vermögenskräften und erfreulichen Erfahrungen von diesem Unternehmen auf den Fall meines Absterbens noch weitere Bestimmungen zum Vortheile der gegenwärtigen Stiftung treffen werde, damit sie als ein Denkmal reiner teutscher Gesinnung in einer Zeit, welche sich durch Abfall und Ausartung schändlich auszeichnet, sich zu unseren Enkeln vererbe und unter dem Beystande der göttlichen Gnade ein kräftiges Mittel werde, den Sinn und die Liebe für die vaterländische Bildung zu bewahren und zu neuem Leben zu erwecken.

In Bekräftigung dessen habe ich die gegenwärtige Urkunde ausgestellt zu München am Tag Sant Maximilians im eintausend achthundert und ein und dreyßigsten Jahre nach Christi unseres Heilandes Geburt mit meiner eigenhändigen Unterschrift und angehängtem Sigill.

Friedrich Freyherr von Bernhard.

(Wiederbrief der Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde „von den drey Schilden" an den Freyherrn Fridrich Bernhard zu Eroltzheim. 12. Oktober). Wir, die Gesellschaft für teutsche Altertumskunde, genannt von den drey Schilden, urkunden und bekennen hiemit, und thun kund allermennigklich, daß wir mit verdachtem Muthe mit vereintem gutem Willen und wohlbedachtem Sinn, nachdem Friederich Bernhard, unser lieber Genoß, aus guter Absicht und zum Nutz und Frommen für die von den drey Schilden durch seinen am heutigen Tage uns ausgestellten offnen Pergamentbrief uns die nachfolgenden Rechte und Befugnisse eingeräumt hat. . . . .

. . . .

Gegeben zu München am Tage Sant Maximilians im eintausend achthundert und ein und dreyßigsten Jahre nach Christi unsers Heilands Geburt.

Pocci	Zenker	Friederich Beck
Auffeß	D. Quaglio	Keim
Friederich Hoffstadt	Schlotthauer	Ballenberger
L. Schwanthaler	Hoffstätter	



(Stiftungstag 12. Oktober.) Am Sant Maximilianstage, der auf Sant Emilien, den Todestag Kayser Ludwig des Bayers folgt, war die Genossenschaft des Abends bey Franz Pocci versammelt. Nicht zugegen waren Beck und Zenker wegen Krankheit, Keim, Ballenberger und Schlotthauer wegen Abwesenheit von München. Die anderen, Bernhard, Quaglio, Schwanthaler, Aufseß, Hoffstadt, Hoffstätter, waren zugegen. An diesem fröhlichen Stiftungstage wurden folgende Trinksprüche ausgebracht:

Bernhard: Schwabenland!
Aufseß: Frankenland!
Hoffstadt: Altbayern!
Pocci: Die Kunst!
Schwanthaler: Waldesgrün und Himmelsblau!
Quaglio: Auf ein fröhliches Gedeihen!
Hoffstätter: frisch, frey, frumb.

(Regierungseingabe vom 18. Oktober.) ......Da dieser Verein keinen andern Zweck hat, als der Tendenz zu entsprechen, welche durch die allerhöchsten Verordnungen Snr. Majestät in Beziehung auf Erhaltung und Forschung teutscher Alterthümer ausgesprochen worden ist, so sehen wir einer gnädigen Bitteswillfährde......... entgegen...................

Gesatz und Articul der Gesellschaft für teutsche Alterthumskunde von den drey Schilden.

Die Gesellschaft tritt zusammen zur Bewahrung teutscher Kunst und Art, mit Ausschließung aller fremden und antiken, und Zurückführung der Kunst auf eine teutsche und christliche Grundlage. Die Genossenschaft, als eine Vereinigung wahrer Freunde teutscher Kunst und Wissenschaft, hofft durch ihre gemeinschaftlichen Arbeiten und Bemühungen den Sinn und die Liebe für die vaterländische Bildung zu bewahren und wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Die Gesellschaft hat ihren bleibenden Sitz in dem Gebäude des Freyherrn Friedrich Ludwig Bernhard, Dr. beyder Rechte, zu München in der Lerchenstraße Nr. 91. Die ständigen Inwohner in den der Gesellschaft angehörigen Zimmern müssen Künstler seyn. Diese haben vornehmlich die Lehre der teutschen Baukunst und Glasmahlerey zu erhalten und auf Nachfolger fortzupflanzen. Das Geheimniß der Glasmahlerey ist Geheimniß der wissenden Künstler. Die zur

Ausführung derselben nöthigen Vorrichtungen, als vorerst Erbauung eines Brenn- und Schmelzofens, dann für die Zukunft Anschaffung der nöthigen Materialien bestreitet die Gesellschaft aus der Gesellschaftskasse. Die ausübenden Glasmahler haben dagegen von dem Ertrage ihrer Glasmahlerei den Zehnten an die Gesellschaftskasse zu verabreichen. Die im Hause wohnenden oder gebildet werdenden Künstler müssen zu dessen allmählicher Verbesserung und Verschönerung beytragen. Unter den neuen Arbeiten der innwohnenden Künstler wird vorzügliche Sorge für Vervollständigung einer Architectur- und Costümessammlung getragen werden, welche in dem Arbeitszimmer der Künstler zum Gebrauche der Mitglieder offen aufliegt. In den Sammlungszimmern der Gesellschaft werden Incunabeln, alte Bilder, Kupferstiche, Holzschnitte, Bildhauereiarbeiten, sowie auch alte Waffen und Gerätschaften, sowie auch ausnahmsweise neue Kunstwerke, wenn sie im Geiste der Alten sind, aufbewahrt. Neue Werke, wenn sie über teutsche Architektur, Alterthümer, Poesie oder dergl. gründliches enthalten, sollen möglichst gesammelt werden.... Im Archive wird eine Abtheilung für historische und poetische, überhaupt schriftstellerische und musikalische Arbeiten der Mitglieder bestehen. Es wird eine Chronick und ein Stammbuch der Gesellschaft, dann ein Inventarien-Rechnungs- und Conceptbuch zur Chronick geführt.... Nur Teutsche christlicher Geburt können als Mitglieder aufgenommen werden.

Ausgeschlossen sind daher alle Nichtteutschen und Juden. Da von der Einheit der Gesinnung das Ganze ausgehen soll, so ist Einheit der Stimme zu jeglichem Beschlusse nothwendig. Ein neues Mitglied kann daher nur durch Stimmeneinheit, und zwar mittelst Abstimmung durch schwarze und weiße Kugeln gewählt werden. Gegenwärtige Statuten aber können, außer soweit es neue, dem Zweck entsprechende Zusätze betrifft, selbst durch Stimmeneinheit nicht abgeändert werden....

Dem Druck übergeben wurde jedoch dieser Statutenentwurf nicht; die endgültige Fassung, die als geschmackvoll ausgeführtes typographisches Kunstblatt an die Mitglieder verteilt wurde, giebt in § 1 den Zweck der Gesellschaft so an[1]):

„Die Gesellschaft für deutsche Altertumskunde besteht aus Künstlern und wissenschaftlich gebildeten Männern, welche gemeinschaftlich die

[1]) Auch abgedruckt bei Pocci a. a. O.



Absicht verfolgen, ihre eigene, und überhaupt die Kenntnis der deutschen, und vornehmlich altdeutschen Kunst und Literatur zu erweitern."

Wenn wir den Inhalt dieser Dokumente genauer betrachten, können wir nicht umhin, die Kühnheit des Entwurfs anzuerkennen. Viel mehr als der bescheidene Name: „Gesellschaft für deutsche Altertumskunde von den drei Schilden" vermuten läßt, soll hier ja geleistet, ein viel höheres Ziel erreicht werden, als bloße Erweiterung der Kenntnis deutscher Kunst und Literatur.

Vor allem fällt der feierliche Ernst auf, der uns freilich seltsam berührt, mit dem die jugendlichen Gründer ans Werk gehen. Nicht einmal ein volles Dutzend Mitglieder zählt die Vereinigung, und doch betrachtet sie es als erste Aufgabe, sich zunächst ein eigenes Haus zu erwerben, in dem sie „auf ewige Zeiten" wohnen will, wobei sie sich zudem zur Zahlung von jährlich 170 fl. verpflichten muß, was doch im Verhältnis zur Mitgliederzahl keine geringe Summe darstellt. „Auf ewige Zeiten" werden auch gleich die Gesetze der Gesellschaft festgelegt, keine Abänderungen dürfen je daran vorgenommen werden; zu allen Beschlüssen der Gesellschaft ist völlige Stimmeneinheit erforderlich, eine Bestimmung, die jeden Fortschritt unmöglich machen mußte und für spätere Generationen — wenn die „Drei Schilde"-Gesellschaft je solche erlebt hätte — die Beschlüsse vom Oktober 1831 wohl im mystischen Glanze heiliger Urkunden hätte erscheinen lassen. Ehrfurcht erwecken sollte auch der mittelalterliche Urkundstil des Stiftungsbriefes, der zudem auf Pergament geschrieben war und das „Sigill" des Freiherrn von Bernhard angehängt trug, um auch äußerlich durch den Anschein hohen Alters Eindruck zu machen und dem überall hervortretenden Trieb nach künstlerischem phantasiedurchdrungenem Stil Genüge zu tun.

Aber auch die Vielseitigkeit der Bestrebungen erregt unser Erstaunen. Beides, Kunst und Wissenschaft will die Gesellschaft pflegen. Architektur — hieran muß ja besonders gedacht werden, wenn von Erhaltung der deutschen (d. h. gotischen) Kunst die Rede ist —, Malerei, Glasmalerei und Plastik soll zum Arbeitsgebiet der Gesellschaft gehören; daneben aber auch Musik und Poesie. Es mag hier übrigens gleich bemerkt werden, daß auch tatsächlich auf allen diesen Gebieten von der Gesellschaft Leistungen vorliegen, die uns ja noch beschäftigen werden. Der junge Beck hat dieses Streben nach Universalität in einer hübschen Spruchserie zum Ausdruck gebracht, die hier folgen mag:



Sprüche der altteutschen Gesellschaft.
Wunsch und Bedingung.

Ars.

Architectura.

Münster werden neu erstehn,
Wie Erwinus sie gesehn,
Wenn zurückkehrt, was sie schafft,
Deutscher Sinn und Glaubenskraft.

Sculptura.

Auch der Meißel sei bereit,
Denk an alte Herrlichkeit,
Bilde Christi Angesicht,
Falsche Götter länger nicht!

Pictura.

Wohlgestalt und Farbenpracht
Leuchte durch die Erdennacht;
Gott allein nur diene sie,
Fröhne eitler Weltlust nie!

Poesia et Musica.

Hoher Sang, du wirst erblühn,
Wenn die Herzen für dich glühn;
Wort und Töne klinget rein,
Führt uns zu dem Himmel ein!

*
* *

Wachse, Kunst, du edles Reis,
Kröne frommer Meister Fleiß,
Sende Blüthen nach wie vor
Aus des Kreuzes Stamm empor!

Scientia.

Theologia.

Leben, Weg und Wahrheit ist
Nur, wo du zugegen bist,
Die uns schafft, erlöst, erneut,
Heiligste Dreieinigkeit!



Jurisprudentia.

Nicht aus unserer Väter Land
Sey das deutsche Recht gebannt;
Was sie pflanzten, mög gedeihn,
Und das Wachsthum Gott verleihn!

Medicina.

Prüfe Kräuter und Gestein,
Sprich ein segnend Wort darein.
Traf uns schwer der Sünde Fall,
Milde Heilkraft birgt das All!

Philosophia.

Durch die Schauer der Natur
Leite dich der Gnade Spur!
Forsche tief im Buch der Zeit,
Lies in ihm die Ewigkeit!

* * *

Drang des Wissens, nie gestillt,
Der die Seele sehnend füllt,
Leuchte dir der Weisen Stern,
Strahle dir das Licht des Herrn!

Auch die Anlage umfangreicher Sammlungen sieht der Entwurf vor. Eine Architektur- und Kostümsammlung soll angelegt werden, daneben sollen aber auch Incunabeln, „alte Bilder“, Kupferstiche, Holzschnitte, Plastiken, sowie neue Kunstwerke der romantischen Richtung gesammelt werden.

Der wissenschaftlichen Tätigkeit der Mitglieder soll eine kunsthistorische und germanistische Bibliothek dienen; für die zu erwartenden historischen Arbeiten der Teilnehmer wird eine eigene Abteilung des Archivs bereitgehalten.

Aber nicht allein auf künstlerisch-wissenschaftliche Produktion in romantischem Geiste sind die Absichten der Gesellschaft gerichtet; auch wirtschaftliche Beihilfen sollten gewährt werden; um „den Wohlgesinnten die nötige Aufmunterung gewähren zu können,“ haben nach § 2 „einige“ Künstler der Gesellschaft freies Wohnungsrecht im Gesellschaftshaus. Keim, Ballenberger und Hoffstadt machten auch von dieser Vergünstigung Gebrauch.

Es sollte eben nach dem Willen der Gründer die „Gesellschaft für deutsche Alterthumskunde“ nicht einen gewöhnlichen „Verein“ im Sinne des 19. Jahrhunderts vorstellen, sondern eher eine Art von Orden sein und den festen Verband mittelalterlicher Bauhütten nachahmen. Darum mußte auch ein Geheimnis der wissenden Künstler eingerichtet werden, obwohl damals längst die Glasmalerei wieder erneuert war.

Beabsichtigte ja Hoffstadt, wie aus der an erster Stelle wiedergegebenen Notiz hervorgeht, ursprünglich lediglich eine „Fabrica“ zu errichten, zur „Rettung und Erhaltung der Reinheit der deutschen Kunst“ (Stiftungsbrief). Aber durch den Einfluß neuhinzutretender Mitglieder wie Pocci, Beck, Bernhard, deren Interessen nicht so ausschließlich auf dem Gebiete der bildenden Kunst lagen, erweiterte sich der ursprüngliche Plan, und schon im „Gesatz und Articul“ ist die Rede von „Bewahrung deutscher Kunst und Art mit Ausschließung aller fremden und antiken“ und von der „Zurückführung der Kunst auf eine deutsche und christliche Grundlage.“ Hier leuchtet offenbar schon die Absicht durch, möglichst die gesamte Kultur der Gegenwart in romantischem Geiste zu beeinflussen.

Weniger deutlich und überhaupt farbloser ist dann die endgültige Fassung, die bei Pocci abgedruckt ist, ausgefallen, doch auch hier ist die Tendenz der Vielseitigkeit noch zu erkennen. Aus Künstlern und wissenschaftlich gebildeten Männern besteht die Gesellschaft; mit deutscher Kunst und mit deutscher Literatur will sie sich beschäftigen.

II. Kapitel.

Friedrich Hoffstadt.

> „Es wäre wohl manches schön in dieser Welt,
> nur daß es eben doch nichts ist; es scheint,
> ihr bester Teil ist die Sehnsucht.“
>
> Hoffstadt an Luise Wolf.

Die anspruchslosen Zusammenkünfte der Freunde Luise Wolfs hätten wohl nie zur Gründung einer förmlichen „Gesellschaft mit festen Statuten und eigenem Gesellschaftsheim“ geführt ohne den jungen Mannheimer Rechtsbeflissenen, der, von beispielloser Begeisterung für alles „Altteutsche“ entflammt, sich nicht wie die andern begnügen konnte, nur im Herzen seine Ideale zu tragen, sondern sich von Sehnsucht verzehrt sah, sie auch der Mitwelt einzupflanzen.

Ihm verdankt die „Gesellschaft von den drei Schilden“ ihre Entstehung; darum muß sein Lebensgang auch mit größerer Ausführlichkeit im Rahmen dieser Abhandlung dargestellt werden.[1])

Friedrich Hoffstadt wurde 1802 zu Mannheim geboren. Seinen Vater, fürstlich Leiningen'schen Regierungsrat, verlor er frühzeitig und kam mit 13 Jahren nach München zu seinem Oheim, dem Minister von Zentner, der väterlich für ihn sorgte. Freilich, den sehnsüchtigsten Wunsch seines Neffen, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen, wollte der Minister nicht erfüllen; der Knabe mußte das Gymnasium besuchen, und damit begann für ihn der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung, der von da an mit unverminderter Heftigkeit durch Hoffstadts ganzes kurzes Leben fortdauern sollte. Schwer mußten die alten Ritter, die des Knaben Phantasie bevölkerten, gegen die kanonischen Gestalten der griechischen und römischen Helden und gegen die kahlen Grammatikregeln kämpfen, aber sie blieben Sieger. Es wurde bereits erwähnt, daß der junge Hoffstadt Mitglied der Humpenburg war; an der feierlichen Verbrennung der „Graecia“ (vergl. oben S. 8) mag er wohl begeisterten Anteil genommen haben.

Auch mit dem, was Gwinner[2]) über diese Periode Hoffstadts berichtet, dürfte die Tätigkeit der Humpenburg gemeint sein: „Es hatte sich um den für das Mittelalter begeisterten Dilettanten ein Kreis gleichgesinnter Künstler und anderer Altersgenossen gebildet, in welchem Gegenstände ihres Kultus eifrig besprochen und fleißig gezeichnet wurden. Die Romane de la Motte Fouqués fanden dort lebhaften Anklang; sein „Zauberring“ wurde während der Jahre 1824—1826 in einer Reihe von mehr als fünfzig ausführlichen Federzeichnungen, mitunter sehr geistreich illustriert. Außer Hoffstadt hatten sich an diesem Werke Ludwig Schwanthaler, Julius Hamberger, Graf Franz Potocci (natürlich ist Pocci gemeint!), Beck, Metz und andere beteiligt, und

[1]) Literatur und Quellen: Fr. Beck: Friedrich Hoffstadt, ein Rückblick auf sein Leben und sein künstlerisches Wirken. München 1847. (Abdruck aus dem IX. Jahresbericht des Histor. Vereins von und für Oberbayern, sowie aus der Münchener Polit. Zeitg. 1846 Nr. 243—246).

Ph. Fr. Gwinner: Zusätze und Berichtigungen zu Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. Frankfurt 1867.

H. Holland: Allgem. Deutsche Biographie.

Codex Germanicus Monacensis 6425. Briefe Hoffstadts, meistens an Luise Wolf und an Friedr. Beck gerichtet. Die Sammlung stellt die weitaus beste und ausführlichste Grundlage zu einer Hoffstadt-Biographie dar.

[2]) a. a. O. 34.

ihre Arbeiten in einem von Hoffstadt bis an sein Lebensende aufbewahrten Foliobande vereinigt."

Freilich müssen wir uns das Zusammensein mit den Münchener Freunden zeitlich ziemlich beschränkt denken; denn seine zu Erlangen und Landshut verlebten Universitätsjahre trennten ihn mindestens von 1820—24 von ihnen. Vom September oder Oktober 1826 an aber mußte Hoffstadt in Ansbach seine juristische Praktikantenzeit fortsetzen.

Zu Erlangen, wo des Studenten „eigentliches Sein in der Erinnerung an München" bestand (Brief an Luise Wolf v. 5. II. 1821) und „wo die Erinnerung an die schönen Vorlesungsabende unter seine liebsten gehört" (Brief an dieselbe v. 28. XII. 1820), gefiel ihm doch vor allem die ausgeprägte Gleichheit unter den Studenten; „ein Graf hat um kein Haar mehr zu sagen als ein Bauernsohn" (2. IV. 1821).

Mit dem gewöhnlichen Studententreiben machte sich Hoffstadt nicht gemein; treu seinen Idealen schweifte er als „Gothicus", wie ihn die Freunde nannten, mit dem Skizzenbuch umher, und zeichnete Burgruinen, Tore, Kirchen, Kapellen und andere Reste seines geliebten Mittelalters ab.

Persönliche Anregungen für seine Liebe zum deutschen Altertum schöpfte Hoffstadt wohl aus den Gesprächen mit Baumeister Heideloff, von dessen Bekanntschaft ein Brief des Gothicus v. 29. XII. 1821 meldet.

Ob es Hoffstadt beschieden war, in Landshut ein ebenso romantisches Jugendtreiben zu genießen, wie es Ringseis in seinen Erinnerungen berichtet, läßt sich aus den wenigen Briefen nicht entnehmen; dagegen lernte er dort Tiecks „Kaiser Oktavianus" kennen und schreibt voll Begeisterung darüber an Luise Wolf (23. V. 1822): „Es ist ein ganz herrliches Buch, voll so edler Einfalt und Natur, das einen ganz in das adeliche Wesen der teutschen Vorzeit versetzt. Freilich tritt auch ein Thersytes(!) auf, allein ist die Welt je ohne solche Leute gewesen und dürfen sie in einer menschlichen Geschichte fehlen? Ich bin zwar nicht belesen genug, um einen Vergleich anzustellen zwischen Tieck und Goethen, allein das ist es eben, was mir letztern so wert macht, daß er das Höchste und Lieblichste und auch das Gemeine darstellt; dient doch das Gemeine nur dazu, den Glanz des Schönen und Guten zu erhöhen. Und Hohes und Niedriges ist es, was auf Erden waltet; wenn ich also eine Erdengeschichte lese, denk ich, Beydes muß darin seyn; freylich schöner, wenn mehr des Edleren darin ist!" Durchaus verständlich ist es nach dem Vorausgehenden, daß Hoffstadt Tiecks



„Sternbald", den er fünf Jahre später las, nicht in gleichem Maße billigen konnte. Die Freude am sinnenfrohen, unchristlichen italienischen Kunstleben, die ihm aus dem Buche sprach, konnte den ganz und gar „altteutsch" gestimmten frommen Künstler, der nebenbei auch gerne an Taulers und Thomas a Kempis Schriften sich erbaute, nicht anziehen.

Die nun folgende Münchener Praktikantenzeit wurde Hoffstadt einerseits durch die bereits erwähnten Freuden der „Humpenburg" verschönt, andrerseits aber erblühte ihm aus der Liebe zur Schwester eines der ritterlichen Genossen hohe Beseligung, die ihn nun selbst wieder um so fester an den mittelalterlich gestimmten Kreis und seine Ideale fesselte. Sein gesteigertes Gemütsleben wirkte befruchtend auf sein gesamtes geistiges Leben ein.

„Mit der ersten Liebe", schreibt der Bruder der geliebten Fanny Beck, die damals in München im Hause ihres Schwagers Riezler lebte, „hatte sich ihm zugleich eine neue höhere Anschauung der Kunst erschlossen. Erst jetzt fühlte er sie in ihrem Zusammenhange mit dem Leben, mit Religion, mit Wissenschaft und Poesie. Es war die „mondbeglänzte" Nacht der Romantik, wie sie in Tiecks, Schlegels, Novalis' und Wackenroders Dichtungen sich spiegelte, in der die mittleren Jahrhunderte vor seinem Geiste aufstiegen als die goldene Zeit des Biedersinnes und der männlichen, ritterlichen Tat, eines frommen und heitern Lebensmutes, der Minne und Poesie und einer unbegränzten phantastischen Kunstrichtung. In diesem Sinne entwarf er den Plan zu einem großen Bilderzyklus aus Fouqués „Zauberring", zu welchem er nicht bloß selbst eine Reihe von Zeichnungen fertigte, sondern auch jeden seiner Freunde, der dies irgendwie vermochte, zu tätiger Teilnahme veranlaßte."

Sehr kurz nur dauerte das Glück dieser Liebe: im August 1826 starb Fanny Beck.

Hoffstadt war es nicht einmal vergönnt, im lieben Freundeskreis, der ja auch zugleich der Kreis seiner Braut gewesen war, allmählich Trost zu gewinnen; wenige Wochen nach Fannys Tode mußte er nach Ansbach aufbrechen, um dort als Rechtspraktikant sich weiterzubilden.

Innere und äußere Einsamkeit, die ihn, zum Teil selbstgewollt, sein ganzes Leben durch begleiten sollte, tritt nun in dieser Stadt zum erstenmal leise an seine Seite. „Wir bedürfen keiner gebildeten Gesellschaft mehr, nach der, welche wir verloren haben. Oder kann man



den Verlust eines Diamanten durch eine gehörige Anzahl Kieselsteine ersetzen?" heißt es in einem Brief vom 9. November 1826. Und am 23. schreibt Hoffstadt: „Nein, die Zeit kann nicht zerstören, was man einmal lebendig gefühlt hat." Im selben Brief rühmt er sich: „Durch gleich anfängliche Grobheit hab ichs nämlich dahin gebracht, mich von allen Gesellschaften und Einladungen zu befreien."

Was der junge Jurist auf diese Art an Zeit gewann, verwandte er auf sein Lieblingsstudium.

Zuerst besuchte er die gotischen Kirchen Ansbachs, von denen die eine ihm sehr gefiel; im Kloster Heilsbronn entdeckte er alte Bilder. Auch Nürnberg wurde aufgesucht (Weihnachten 1826), Hans von Aufseß auf seinem Schlosse besucht und die bereits in Erlangen angeknüpfte Bekanntschaft mit Heideloff erneuert. Es war eine für Hoffstadt gewinnreiche Zusammenkunft. „Ich habe in Nürnberg," schreibt er an L. Wolf am 4. I. 1827, „die Bekanntschaft Heideloffs erneuert, was sehr viel dazu beiträgt, mir den Aufenthalt in Ansbach erträglicher zu machen. Ich fand seinen Geist so jugendlich lebendig und wahrhaft poetisch, daß ich vier halbe Tage mit ihm zubrachte. Um seine gothischen Bauten zu beurtheilen, muß man bedenken, daß er noch kein neues Gebäude zu bauen hatte, sondern nur alte zu renovieren, daß er durch den Privatgeschmack eines wohllöblichen Magistrats gehindert ist, und daß es endlich sehr schwer ist, mit wenig Mitteln viel zu leisten. Manche seiner Arbeiten haben mich überrascht, z. B. eine ganz neue gothische Kanzel in der St. Jakobskirche, bei andern wieder hat mir die Art der Auffassung weniger gefallen. — Auf alle Fälle ist er ein äußerst wichtiger Mann, weil er — den Schlüssel der gothischen Baukunst gefunden, d. h. in einem uralten Manuskripte auf besondere Art entdeckt, und mir vieles mitgeteilt hat, wovon weder Moller noch andere Architekten etwas ahnen, und worüber mirs wie Schuppen von den Augen fiel. — Ich bin dafür dem Heideloff unendlich dankbar. Was ich bisher nur anstaunen, nicht aber beweisen konnte, sehe ich nun mit mathematischer Bestimmtheit vor mir liegen, sehe, daß in der griechischen Baukunst ein durch Willkür geschaffenes Gesetz herrscht, in der gothischen aber die absolute Nothwendigkeit, sehe, daß der Spitzbogen im gothischen eine durchaus unwesentliche Form, hingegen das Fundament Quadrat und Zirkel sind, aus denen alles mathematisch hervorgehen muß. Ich würde vieles mit Ihnen hierüber sprechen, schreiben läßt sichs nicht so. Aber die tiefste Ehrfurcht hege ich gegen die alten Meister,



die aus einer einfachen mathematischen Figur ganze Münster emporkeimen ließen. Sollte man's denken? Ich entwarf mehrere mathematische Figuren, und entdeckte in der einen den Grundriß der Säule im Schlosse zu Tratzberg, welcher so genau ist, daß ich erst jetzt meine Naturzeichnung verstehe und einige Fehler an ihr verbessern kann, als ob ich nach der Natur zeichnete. Es ist ganz außerordentlich!"

Gewährte ihm so die Bekanntschaft mit Heideloff fruchtbare theoretische Erkenntnis, so verschaffte ihm eine andere Bekanntschaft Gelegenheit zur praktischen Betätigung seiner Kunst.

Am 20. II. 1827 berichtet er, daß er Baurat Keim „einen ächt altteutschen Künstler" kennen gelernt. Und am 8. XI. 1827 schreibt Hoffstadt: „Vorderhand ist mir wenigstens lieb, daß ich noch keine Aussicht auf Anstellung habe und daher in Ansbach durch Baurat Keim noch die Gelegenheit benützen kann, manches Gothische zu wirken. Unter anderm ist ein gothisches durchbrochenes Geländer von Stein, für den Musikchor der Nördlinger katholischen Kirche, 47 Fuß lang, bereits seiner Vollendung nahe. Durch die Möglichkeit dergleichen Werke schaffen zu können, ist mir der Aufenthalt in dem überaus öden Ansbach sogar lieb geworden."

Auch die Überwachung des Baues eines gotischen Altares für die Nördlinger Kirche wurde Hoffstadt übertragen (Brief v. 11. II. 27), ferner leitete er einige Umbauten gotischen Stils im Schlosse des Freiherrn Hans v. Aufseß.

Daneben aber fesselte ihn ein neues Interesse: Zu den zahlreichen Anregungen, die die Romantik gebracht hatte, gehörte auch die Wiederaufnahme der Glasmalerei, und eben in den zwanziger und dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts wurden allenthalben, besonders aber in Bayern, Versuche in dieser alten Kunstübung angestellt. Seit 1827 arbeitete M. S. Frank aus Nürnberg an den Fenstern des Doms von Regensburg, und Ludwig I. gründete zehn Jahre später eine Kgl. Glasmalerei-Anstalt in München. „Im ganzen" schreibt jedoch Jaennicke,[1]) „besonders aber in Deutschland und namentlich in München, haben all diese Bestrebungen von vornherein nicht ganz die richtigen Wege eingeschlagen. Zumeist begann man nach Levieil mit Schmelzfarben auf weißem Glase zu operieren und fing demgemäß gerade bei der Klippe an, an welcher im XVII. Jahrhundert die Glasmalerei gescheitert war. Man malte eben Tafelbilder auf

[1]) Handbuch der Glasmalerei. Stuttgart 1890, S. 59.

Glas. ... Hierher gehören auch die gerühmten Münchener Fenster der Südseite des Kölner Domes, die den alten Fenstern der Nordseite gegenüber fast das Aussehen von auf Öl gemalten Transparenten haben."

Hoffstadt und Keim schlugen von vornherein und mit vollem Bewußtsein einen andern und zwar den alten Weg ein. Am 11. Dezember 1827 berichtet der erstere an Beck: „Aber eine andere Arbeit für diese Kirche [Nördlingen] nimmt jetzt meine ganze übrige Muße völlig in Anspruch, und ich bin, soweit es überhaupt für mich möglich ist, sehr glücklich bei dieser Beschäftigung. Vermittels eines alten Manuskriptes und chemischer Versuche während des ganzen vorigen Sommers von Seite des Baurats Keim sind wir nun endlich im Stande, Glasmalereien zu verfertigen. Ich mache die Zeichnungen, und in dem Ofen, welchen Keim gebaut hat, werden die Gläser gebrannt. Die Sache ist mir so klar, und unsere Proben sind so gut ausgefallen, daß ich zittere, den Augenblick der Vollendung zu erleben. Die Zeichnung ist meist gothische Architektur nach Art eines Fensters in der Münchener Frauenkirche, und die Figuren werden in streng altteutscher Draperie behandelt.

Es ist ein Unsinn, moderne Zeichnung und Malerei bei Glasgemälden anzuwenden, wie es Frank et Consorten machen, und wozu Heinrich Heß die Zeichnungen mit römischen Verzierungen liefert, was für den Regensburger Dom gehört. Auch ist die Art der Alten, welche bloß einzelne bunte Gläser zusammensetzen, so einfach, daß man über die Manier der Münchner und Nürnberger, welche in ihrer Weisheit alles auf einem Glase herausbringen wollen, nur lachen kann."

Und ein paar Tage später, am 18. XII. 1827, schreibt Hoffstadt an Joseph Riezler in München, Becks Schwager:

„Gegenwärtig halt ich mich zu meiner Erholung an einem sehr zerbrechlichen Gegenstande fest und aufrecht, an Glas. Es ist jetzt eine Partie fertig gemahlt, und nachdem Keim und ich uns bisher nur mit Proben beschäftigten, so wollen wir nun die eigentliche Arbeit beginnen und die Weihnachtsfeiertage mit Brennen der fertig gemachten Stücke zubringen. Ich freue mich darauf wie auf ein Fest. Die schwarze Farbe zum Mahlen haben wir auch selbst chemisch bereitet, was nicht ganz leicht war, indem wir erst Glas und andere Stoffe dazu schmelzen, und dann wieder zerstoßen mußten. Es wird sich nun definitiv entscheiden, ob unsere Bemühungen fruchtlos waren, oder ob sie über Erwarten reich belohnt werden sollen."



Der Brand der Glasfenster für die neue katholische Kirche in Nördlingen gelang. Dortige Akten enthalten einige Belege hiefür.

Hoffstadt selbst berichtet (2. II. 1828) „... während die Glasmalerei die Einfachheit selbst ist. Die Alten nahmen schon vorhandene bunte Glasstücke und malten auf diese mit schwarzer Farbe, welche sodann in die bunten Gläser eingebrannt wurde, und so machen auch wirs. Bei unsern Proben brannte die schwarze Farbe, welche mit einem eigenen Flußmittel versehen sein muß, vollkommen in das Glas hinein, und wir waren nicht im Stande, mit scharfen Meißeln auch nur das Geringste wegkratzen zu können. Dagegen sind die Neueren so thöricht, die Sache selbst zu erschweren, indem sie, statt einzelne bunte Stücke zu nehmen, alle Farben auf ein Glas bringen wollen, und meinen Wunder zu tun, wenn sie die Bleifugen vermeiden, welche uns ja bei keiner alten Malerei stören."

An einer anderen Stelle (22. XII. 1827) äußert sich Hoffstadt: „Namentlich die Glasmalerei, wenn sie nicht ebenfalls, sowohl in Zeichnung, Malerei als auch Technik, gothisch und altteutsch behandelt wird, hat für mich gar keinen Sinn, und nach allem, was ich gehört habe, wird der Regensburger Dom durch vollkommen moderne Glasmalereien, wozu leider Heinrich Heß Zeichnungen gemacht hat, verunstaltet werden."

Nach diesen Zeugnissen ist jedenfalls soviel sicher, daß dem Baurat Keim, und wohl auch bis zu einem gewissen, freilich nicht näher fixierbaren Grade auch Hoffstadt ein bedeutender und ehrenvoller Platz in der Geschichte der Glasmalerei zuzuweisen ist. Wenn man den Briefen völlig Glauben schenkte, dann wäre Keim der Wieder-Entdecker der mittelalterlichen Technik. An dem „alten Manuskripte", das in dem Brief vom 11. XII. 1827 als Quelle angegeben wird, braucht man so wenig wie an dem „uralten Manuskripte" Heideloffs, das in dem Briefe vom 4. I. 1827 erwähnt wird, Anstoß zu nehmen; infolge der Säkularisation waren ja viele derartige Schätze in Umlauf gesetzt worden und konnten für billiges Geld erworben werden; jede Darstellung der Säkularisation gibt darüber Aufschluß. Freilich muß andrerseits gesagt werden, daß gerade damals viele sich um das Erfindungsrecht stritten; hier eine Entscheidung zu fällen, wäre bei aller anscheinenden Berechtigung der Ansprüche Keims zu gewagt.

Die Glasgemälde übrigens dürften die der Chorfenster der Nördlinger katholischen Kirche sein; denn Hoffstadt berichtet am 30. VII. 1828

an Riezler: „Die drei Fenster im Chor, 36 Schuh hoch, werden ganz bunt."

Im Juli 1828 war Hoffstadt persönlich einige Tage in Nördlingen, um die Arbeiten in der Kirche zu überwachen (siehe Brief vom 21. VII. 1828), wie er ja auch schon in Ansbach den Bau eines Altars für diese Kirche geleitet hatte. Als weitere Aufgabe wurde ihm nun die Zeichnung zur Kanzel und zur Haupttüre übertragen. Um Ostern 1829 konnten die Arbeiten abgeliefert werden. Hoffstadt schreibt im März 1829: „Diese Ostern wird in Nördlingen mein Altar nebst Kanzel und dem ersten der drey glasgemalten Fenster aufgestellt und eingesetzt. Zu diesem Zwecke ist der junge Keim[1]) gegenwärtig dahin abgereist. Ich möchte jetzt wohl auch dahin, allein ich muß die Leute in Memmingen[2]) fragen, zu wieviel Prozent sie ihre Kapitale herleihen wollen."

In Anbetracht dessen, daß Hoffstadt Autodidakt war und daß er überhaupt nur in seinen Mußestunden sich derartigen Arbeiten widmen konnte, haben wir, schon was den äußerlichen Umfang anbelangt, ein unverächtliches Schaffen vor uns.

Dazu kam aber noch ein beständiges Streben, auch von anderer als bloß von der Stilseite her den Geist des Mittelalters sich anzueignen und für diesen Geist, weil er ihm deutsch und christlich erschien, unabläſſig zu kämpfen.

Es mögen hier einige der am meisten bezeichnenden Auslassungen Hoffstadts folgen: „Die gothische Baukunst" (Brief an Beck 3. August 1827), „diese in unserem Vaterlande entstandene, auf unser Klima und Lebensweise berechnete Baulehre versteht heutzutag kein Mensch mehr. Wie eine ungeheure Hieroglyphe liegt die ungeheure Masse da, unbenützt. Aber warum? Weil etwa der Schlüssel verloren gegangen wäre? Gott bewahre! Unser welscher, verdrehter Sinn will nichts Einheimisches, er setzt die größte Ehre darein, Fremdes anzupreisen, und ist in gröbster Unwissenheit darüber, was teutsche Kunst war und seyn könnte. Es ist daher ganz einfach und natürlich, daß Leute, die sich in ihrem Leben niemals mit dem Studium des Gothischen beschäftigten, gar keine Ahnung davon haben, es auch nicht ins Leben führen können. Wenn wir wieder Teutsche würden, wenn unsere Bildung, der von frühester Jugend auf neben

[1]) Sohn des Baurat Keim, dem Hoffstadt lebhafte Neigung zuwandte und von dessen künstlerischer Zukunft er viel erwartete.

[2]) Dorthin war Hoffstadt inzwischen versetzt worden.



dem Katechismus die unbedingteste Verehrung alles dessen, was von Griechen und Römern herrührt, eingebläut wird, von Grund aus eine natürliche Richtung bekäme, die nicht ihren Stolz in der Kenntnis alles Fremden und der Unwissenheit alles dessen, was wir aus unserer teutschen Geschichte, wenn sie bearbeitet wäre, lernen könnten, setzt, kurz, wenn unser ganzes Zeitalter ein anderes wäre, dann würde es keine Schande seyn, teutsch zu bauen. Jetzt aber betrachten unsre hochgelehrten Weisen dergl. Träumerey, daß einem Teutschen einfallen kann, teutsch zu bauen, lediglich als eine überspannte Knabenidee, welche sie mit den langen Haaren und dem mißbrauchten Ausdrucke „altteutsch" in einen Sack hineinstecken. Im Ernste, es ließe sich ein Buch darüber schreiben, wie unsere herrliche, altteutsche Kunst durch die Griechen und Römer zu Grunde gerichtet worden ist. Ich muß recht lachen, wenn ich bedenke, wie die nemlichen Menschen, welche die griechische Baukunst bis in den Himmel erheben, den Klenze bis in die Hölle verwünschen. Ich habe mich während meiner hiesigen Anwesenheit durch die vielen, großen, ausführlichen Werke, die Baurath Keim über Griechenland besitzt (eine Anzahl kostbarer Kupfertafeln über alles, was zu haben ist) auf das innigste überzeugt, daß es unmöglich ist, echter und reiner in griechischem Style zu bauen, als es Klenze thut. Selbst das störende der zwei Giebel, die er am Fischerschen Theater angebracht hat, ist genau einem griechischen Originale entlehnt. Wenn ihr also tadeln wollt, so tadelt nicht den Klenze, sondern die Griechen! Mir sind sie längst beide zuwider gewesen."

Von derselben nationalen Auffassungsweise der kulturgeschichtlichen Entwicklung zeigt sich Hoffstadt auch in einem Briefe an Luise Wolf durchdrungen (9. Sept. 1827).

„Diese fremde, welsche Weise hat schon längst unsere einheimische Kunst, Bau-, Bildhauer- und Mahlerkunst verdrängt; anfänglich zu Dürers Zeit, durch den Reiz der Neuheit, dann durch Gewohnheit, und zuletzt durch Lehre und Erziehung, mit welcher von Jugend auf einem jeden der Respekt für Griechen und Römer, so wie in der Wissenschaft, so auch in der Kunst, sozusagen eingeprügelt wird. Bey dieser ausgebreiteten Weisheit, welche heut zu tage auch der ungebildetste besitzt, ist natürlich von einer teutschen Kunst keine Rede mehr. Ja, sie ist mit so manchem edlen und schönen zu Grabe gegangen. Was wollen wir auch, haben wir nicht allerliebste Genrebilder? Geben uns unsere Historienmahler (sie werden zwar zu zählen seyn!) nicht die ausgesuchtesten Akademiestellungen und welche



großartigen, niedrigen Bauwerke mit flachen Dächern entstehen nicht gerade in der Blüte unserer Tage? Ich bin der festen Meinung, daß die deutsche Kunst nicht mehr auferstehen wird, sondern daß, wenn es auch noch einzelne geben sollte, die ihrer würdig wären, diese nicht unserer, sondern der alten Zeit angehören. Die Menschen, das Leben, alles ist zusehr anders geworden. Es ist ganz recht, wir verdienen keine bessere Kunst als die, so jetzt feilgeboten wird."

Noch mehr für die Gotik begeistert wurde Hoffstadt durch den Ulmer Dom, den er nun in aller Genauigkeit studierte. Von seinem immer mehr gefestigten Standpunkt aus fällt er auch über Goethe ein scharfes Urteil (Brief an L. Wolf, aus Memmingen v. 26. I. 1830): „Es dünkt mich sonderbar, daß alle Welt nur italienische Kunstreisen machen will, und noch gar niemand auf den Gedanken einer teutschen Kunstreise gekommen ist, denn was einer nur gelegentlich hier und da im Vorbeygehen mitgenommen hat, und anders hat man die teutschen Kunstschätze bisher doch nicht behandelt, kann keine Kunstreise genannt werden. . . . Nach so langer, unendlich langer Zeit lese ich Goethens italienische Reise zum zweytenmale. Wiewohl ich zu den Kunstschätzen, die er beschreibt, keine Sehnsucht fühle: (die alten Italiener scheint er nur dem Namen nach zu kennen) so hat dieses Buch doch eine unbestimmte, große Reiselust in mir erweckt, die zu meinen engen Mauern schlecht genug paßt. Das weiß ich aber, daß wenn ich einmal reisen könnte, ich nur von einem teutschen Dom zum andern wandern würde. Voriges Jahr war ich nur vier Tage im Winter in Ulm. Sie haben keinen Begriff, was das für ein Gebäude ist. Die Nürnberger kleinen Kirchen kommen mir dagegen wie Modelle vor. Und welche köstliche alte Baurisse befinden sich in der Stadtbibliothek auf Pergamenth!

Grüßen Sie Fritz aufs beste: ich bitte ihn, mir zu sagen, in welchem Jahre der Aufsatz geschrieben worden ist, welchen er von Goethe besitzt über den Straßburger Münster, und der, wenn ich nicht irre, „Den Manen Erwins von Steinbach" überschrieben ist. Dieses möchte ich gar zu gerne wissen; denn der nemliche Goethe, der in diesem Aufsatz lauter Begeisterung und Entzücken athmet über den herrlichen teutschen Styl, spricht in seiner italienischen Reise, da er sich an die gothische Baukunst erinnert, von Tabackspfeifensäulen, die er nun Gott sey Dank! losgeworden sey! Diese Kunstgelehrten sind mir verhaßt. Goethe hat offenbar durch diesen Wiederspruch bewießen, daß er weder die Schönheit der teutschen noch der



griechischen Architectur gefühlt hat, und man wird versucht, alles für bloß modische Kunstaffectation zu halten! Wenn freilich der Aufsatz über den Straßburger Münster später als die italienische Reise geschrieben wäre, dann wäre Goethe gerechtfertigt."

Die in diesem Brief erwähnten Baurisse konnte Hoffstadt im folgenden Jahre leihweise aus Ulm erhalten, und er schildert in begeisterten Worten seinem Freund Beck die hohen Genüsse, die ihm das Studium derselben gewährte (Memmingen, 31. May 1831): „Endlich! endlich! ist es mir gelungen, von den Ulmer alten Baurissen einiges hieher zum Durchzeichnen zu erhalten. Ich habe vors erste fünf Stücke erhalten, Sacramentshäuschen und Monstranzen: „ecce panis angelorum!" Deine Arbeit selbst, alter Meister! ist mir Engelsbrod! welcher Fleiß, welche Liebe zur Kunst, die sich ausspricht in diesen, in reinster Harmonie gegossenen, künstlichen Linien. Man sieht die Punkte auf dem Pergamente noch, wo er den Zirkel eingesetzt hat. Ach! dreyhundert sechs und fünfzig Jahre sind verflossen seitdem, und ein Thor ist bemüht, in Deine ehrwürdigen Fußstapfen einzutreten — in einer Zeit, wo Deine Kunst nicht mehr verstanden wird, längst, längst verschollen ist! Ich kann diese ehrwürdigen verbleichten Pergamente und Blätter nicht ohne tiefe Wehmut betrachten! Möchten sie noch 356 Jahre alt werden, und alsdann in einer wieder teutschen Zeit verehrt werden!" Seine Begeisterung über den Ulmer Dom äußert er noch weiter in einem Brief an Luise Wolf vom 28. März 1831:

„Wenn, was Sie weder ableugnen können, noch auch hoffentlich wollen, die Kunst Ihr Beruf ist, wenn es, wofür ich Gott danke, immer mehr Ihre innige Überzeugung geworden ist, daß unsere teutsche Kunst, die zugleich teutsch und zugleich christlich ist, für uns die einzige ist, so daß wir die Antike (zufrieden mit dem Formensinn, den wir von ihr lernten) abschütteln müssen und, mit Vermeidung der sichtbaren Mängel unserer Alten, auf dem Wege, den sie wandelten, nur weiter vorwärts schreiten sollen; wenn dieses wirklich Ihre Ansicht ist, dann wäre es Sünde, wenn Sie die Gelegenheit, die sich Ihnen, das Ulmer Münster zu sehen, so leicht darbietet, nicht benützen würden. Ich sage Ihnen, Alles, was Sie noch von teutscher Architektur gesehen haben, ist nichts im Vergleich mit dem herrlichen Münster zu Ulm. Und wiewohl er von den modernen Kritikern als zu verziert getadelt wird (es ist wahr, daß er zur Periode des reichsten, verschlungensten Styles gehört), so



gehört er doch zu den Gebäuden vom I. Rang, und steht neben Kölln, Straßburg, Freyburg, Wien. Ich aber will nicht behaupten, welches von diesen Gebäuden den Vorzug verdient, nachdem diese Kunst der Künste in Verfall gerathen, und ihre höchste Vollendung sicherlich noch nicht erreicht hat."

Das genaue Studium des Ulmer Doms mag wohl die einzige große Freude gewesen sein, die Hoffstadt in Memmingen beschert war; er lebt in völliger Einsamkeit dahin und schüttet nur zuweilen sein übervolles Herz in Briefen an die Münchener Freunde und namentlich an Luise Wolf aus. Die altertümliche schwäbische Stadt bot seinen Blicken allerhand Merkwürdiges, und er berichtet darüber an Beck (3. II. 1829): „In Memmingen haben sich die Meistersänger seit den Zeiten der altteutschen Meistersänger bis jetzt erhalten. Ich habe ein Art Stammbuch dieser Zunft vor mir, in welches eine Nachricht von 1671 ..... handschriftlich eingetragen ist."

(7. X. 1829) ... „In diesem wahrhaft peinlichen Zustande [der Verlassenheit] habe ich mich vor etlichen Tagen in eine Marionetten-komödie verfügt, welche ein durchreisender Künstler, respektive Feuerwerker, ganz allein, und noch dazu mit einem Auge spielte. Eine Stiege führte zu diesem Schauplatze, welche so lange war, daß sie wie die Engelsleiter aussah, die in einem biblischen Traume in den Himmel führte. Auf dieser Leiter gelangte man in einen hölzernen, dunkelbraunen Saal, welcher sich bey näherer Besichtigung als gothisch erwies, mit reich verzierter Thüre und einem Wandkasten, dessen Thüren altteutsche Bilder schmücken. Von diesen Herrlichkeiten war jedoch nur so viel zu sehen, als vier Lichter in einem Saale zuließen. Das Auditorium bestand, wie sich Meister Junge [ein Erlanger Student] ausdrücken würde, aus Lumpengesindel, das Orchester aus einer Orgel, und die Lichter wurden mit der Schere geputzt. Der Vorhang geht auf, und Hanswurst zeigt sich dem Volke. Dieses war der erste, ächt teutsche Hanswurst, den ich je sah, und ich wette darauf, daß seine die übrigen Collegen weit übertreffende Figur gewiß 200 Jahre wenigstens alt ist. Ich hätte nichts gewünscht, als von diesem bayrischen Feuerwerker einen Schwank von Hans Sachs aufführen zu sehen. Meine einzige Lektüre ist gegenwärtig Hans Sachs. Er hat herrliche altteutsche Sujets, Sagen, Heldenmären u. dgl. Seine Schwenk und Ränk sind unvergleichlich, hingegen das, was er vielleicht für das beste gehalten hat, das langweiligste, nämlich die antiken Geschichten, obwohl er eine erstaunliche Belesenheit in



den alten Classikern haben mußte...... Er hat leicht die halbe Bibel, langt nicht, in Versen übersetzt."

Aber trotz dieser gelegentlichen kleinen Abenteuer blieb Hoffstadt seinem abgeschlossenen Leben treu und widmete jede freie Minute der Kunst. (26. II. 30:) „Zwar ist es richtig", gesteht er, „daß ich, um in meinen ewigen vier Mauern zuletzt nicht ganz närrisch zu werden, manchmal in das Wirtshaus gehe und Taback rauche, denn irgend eine Zerstreuung ist bei meiner Lage notwendig. Aber mit meiner Lustigkeit, da sieht es unlustig genug aus: ich erinnere mich, das jemand vor Kurzem hier als etwas außerordentliches und seltenes die Bemerkung machte, er habe mich lachen sehen." (29. V. 1830:) „Was ich früher für unmöglich gehalten, habe ich nun möglich gemacht. Ich stehe um 5 Uhr auf. Es wird bis 9 Uhr gezeichnet. 9—12 Stadtgericht. 12—1 Uhr Essen. 1—2 Etwas lesen, 2—3 Zeichnen. 3—6, oder wenns glücklich geht, bis 5 Stadtgericht. Von da bis 8 Uhr Zeichnen, 8—9 Spazierengehen. 9 Uhr zu Hause etwas essen; dann noch lesen und längstens 3/4 10 Uhr zu Bette."

In dieser nur durch die Kunst erhellten Einsamkeit hofft der Verlassene sehnsüchtig auf eine Zeit, wo er sich mit seinen Freunden ganz der Kunst werde widmen können und wird nicht müde, ihnen immer von neuem sein Preislied auf altteutsche Kunst und altteutsches Wesen anzustimmen. So schreibt er an Luise Wolf (7. X. 1829): „... So hab ich doch die Aussicht noch nicht aus dem Gesichte verloren, nach der wir einst zusammen an einem Ort ungestört der Kunst und Natur werden leben können. Halten wir geduldig aus, bis wir aus unserm Schiffbruch doch noch wenigstens dieses Brett retten, auf dem wir ausruhen wollen, uns erzählend, wie schön einst das untergegangene Schiff war, als es noch lustig die Wogen durcheilte.... Ich bin, ich muß es nur gestehen, in der letzten Zeit etwas mehr buntscheckig geworden, als es der geltende Geschmack erlauben will. Übrigens ist es doch auch ein komisches Ding um diesen Geschmack, der nächste beste Kamerad meint wunder, wie gebildet er sey, wenn er sagen kann, daß viele schöne Farben nebeneinander geschmacklos seyen, und die Kunstgeschichte bezeichnet sogar die Buntschäckigkeit als die Kindheit der Kunst, während doch fürwahr Erwin v. Steinbach kein Kind, sondern ein Riese war. Übrigens dürfen Sie doch nicht erschrecken, ich drücke mich gern ein wenig grell aus: alle Regenbogenfarben setze ich nicht nebeneinander." (15. I. 1830:) „Sie haben recht, daß das teutsche mehr als das griechische und römische sich

bemühen muß, in der vollendetsten Form aufzutreten, sonst wird das Vorurteil, altteutsch und verzeichnet seien Synonyma, niemals verschwinden. Und doch ließen sich alle diese Ansichten so schön vereinen! Die besten teutschen Mahler zwar, wie deren einige die Boisseréesche Sammlung aufzuweisen hat, waren gewiß keine solche, die sich mit dem Verzeichnen beschäftigt haben ... Soviel ist gewiß, daß wir das kleinste Fragment eines zerbrochenen antiken Armes aus dem Fundamente kennen, daß uns alle Werke der Alten, auch jene aus schon gesunkenen Kunstperioden, aus tausendfältig bis jetzt wiederholten Ausgaben in Groß- nnd Kleinfolio auf das genaueste bekannt sind — und daß wir auf der andern Seite von den Schätzen unserer Vorfahren nur sehr weniges, nur einiges kennen. Es ist mir schon mehr als einmal begegnet, daß ich in dem Winkel irgendeiner Kirche sprachlos auf die sinnige Gestalt eines steinernen Mannes stieß, welchen niemand kennt, während, wenn er griechischer Abkunft sein würde, jeder Schüler des Lycäums im Examen aufsagen würde, wieviel er Haare auf dem Kopfe hätte. Doch ungeachtet wir die Werke unserer Vorfahren zu wenig kennen, als daß wir gründlich über solche urteilen könnten, will ich gleichwohl zugeben, und bin es auch überzeugt, daß wir die Richtigkeit der Verhältnisse des menschlichen Körpers, dasjenige, was wir Figurenzeichnen nennen, nächst der Natur am besten aus den Antiken lernen können. Formenschönheit mögen sie uns denn lehren; aber wenn wir es gelernt haben, dann sollen wir wieder zur teutschen Weise zurückkehren und mit diesem eroberten Schatze da weiter vorwärts schreiten, wo unsere Vorfahren stehen blieben.“ (29. V. 1830:) „Wären die altteutschen Maler der letzten Periode auf ihrem Wege geblieben, so gäbe es noch teutsche Kunst, und vielleicht eine noch höhere als jene von uns an den alten Meistern bewunderte. So aber hat man fremde Wege eingeschlagen, und ist darüber auf so viele Abwege geraten, daß seither alles in der Irre herumläuft und den rechten, alten Weg nimmer hat finden können!“

Nach einer Molkenkur in Appenzell reiste Hoffstadt über Konstanz zurück und berichtet über seine dortigen Eindrücke: „Constanz, 30. August 1830..... Ich hätte nicht geglaubt, daß ein gothisches Kunstwerk mich so traurig machen könnte, wie der hiesige Dom. Unausgebaut, das Ausgebaute durch Verwitterung des nicht günstigen Sandsteins, durch frühere Feuersbrunst, und durch neueste Restauration und Demolierung möglichst verschimpfiert, steht das ehrwürdige Werk



groß aber trübe da, kömmt mir vor, wie ein großer Dichter, der verhungern muß aus Armuth. Man ist so schändlich umgegangen mit diesem Kunstwerk, und tut es noch zur Zeit, daß ich mich recht dankbar an die Alterthumsliebe unseres Königs erinnerte. Die schönsten Basreliefs und gothischen Bildhauerarbeiten, womit das Innere des Domes reich geschmückt ist, hat man alles (herrlicher Stein) von unten bis oben dick verweißt, und 3 Theile eines köstlichen Kreuzganges mit alten Frescomalereien weggerissen, damit keine Unterhaltung nothwendig ist. Innen und außen eine Ruine! Doch wozu sich ereifern? ist es doch uns längst bekannt, daß alte Kunst, und die, so ihr anhängen, verkannt und verhöhnt werden. Muß es nicht vielleicht so seyn? wird nicht das gute auch in allen anderen Richtungen außer der Kunst eben so verkannt? Wer mein Jünger seyn will, nehme sein Kreutz auf sich, und folge mir nach! Ich kenne keinen schöneren Spruch in der ganzen Bibel!"

Unserm Hoffstadt war die Gabe der Begeisterung und glühenden Schaffenslust, der hohen Einseitigkeit des Künstlers beschert. Er konnte darum nicht verstehen, wie andere für das altdeutsche Wesen zwar Partei nahmen, ohne sich ihm jedoch völlig und ausschließlich hinzugeben, und er wartete sehnlich auf die entscheidende Wendung in der Gesinnung seiner Freunde. „Nur kein Schwanken zwischen Teutsch und Antik!" schreibt er am 18. und 19. X. 1830 an Luise Wolf. „Man kann nur eines oder das andere ausgezeichnet, beides aber nur schlecht sein . . . Nur noch einem traue ich diesen Willen zu, und dieser ist der junge Hermann Keim. Dieser ist aber noch allzu jung, und ob er seither auf dem rechten Wege geblieben ist, kann ich nicht mit Gewißheit sagen. Drum wünschte ich so sehr, daß er nach München, und in Ihre Nähe käme. Er verdiente es, Sie kennen zu lernen und in die Schule Ihrer Gesinnungen zu treten.

Was Schwanthaler betrifft, so weiß ich zwar, daß er der Mode huldigt, und sich mit Broterwerb entschuldigt, indem er mir stets die altteutsche Seite zukehrt. Es mag sein, daß er nicht genug Stärke besitzt. Er ist eine ehrliche, vielleicht rauhe Seele, aber mit seinen Kenntnissen der Formen und seiner technischen Ausbildung, was könnte er leisten, wenn er einst ausschließlich mit dem Geiste der Alten sich befassen würde. Daß er es nicht thut, ist zum wenigsten nicht seine eigene Wahl. Vorderhand sind wir beyde freilich die einzigen gleichen Strebens, darum wollen wir desto getreulicher aneinander ausdauern! Was Fritz [Beck] betrifft, so wird schon noch eine Zeit

kommen, wo er sich ganz entscheiden wird. Geben Sie acht, wenn er jetzt die Hohenstaufen durchlesen hat, wird er wieder teutscher reden. Jedenfalls wird Ihre Nähe ihm wohlthun!"

An Beck selbst richtet Hoffstadt folgende Mahnung (13. und 14. April 1831): „Ich gehöre vielleicht zu denjenigen, die es zwar gut meinen, aber sich mehr zutrauen, als sie zu erfüllen nach ihren Kräften im Stande sind; Du aber würdest Deine gute Meinung sicherlich durch entsprechende Thaten zu rechtfertigen wissen, wenn Du Dir nicht zu wenig zutrautest. Betrachte alle Bildung unserer modernen Cultur weit um Dich herum! ist sie etwas anders als eine buntschäckige Musterkarte ohne Einheit und Harmonie? Nichts fehlt als Zusammenhang und nationales Element — folglich alles! Mich dünkt, wenn wir anders von antiker Wissenschaft und Kunst etwas erlernen konnten, so müßten wir dies längst schon erlernt haben. Wozu soll dieses ewige Aufrühren und Wiederkäuen des in seiner Art zwar gewiß einzigen und anerkannten — aber dennoch heydnischen Sauerteiges führen? Darum sollte jeder, der ein Teutscher ist, und Kraft in sich fühlt, es sich begnügen lassen, daß er in seiner Jugendperiode die antike Bildung durchgemacht hat, und nun in der reiferen und männlichen Periode, in der er selbst zu wählen hat, das Teutsche wählen.

Diese Wahl sollte doch fürwahr einem Teutschen nicht schwer fallen? und wahrlich, wenn man nur erst einmal angefangen hat, fährt man schon selber gerne fort. Dieß gilt gleich von jeglicher Kunst, jeglicher Wissenschaft, jeglichem Zweig teutscher Bildung. Hiebey habe ich mich aber stets gegen die todte Nachmacherey der sogenannten Altteutschen zu verwehren gesucht; denn mit dem Ergreifen teutscher Gesinnung ist nicht Nachbildung, sondern Ausbildung teutscher Art und Weise gemeint. Um aber zu dieser Ausbildung zu gelangen, müssen wir zunächst freylich von dem Standpunkte ausgehen, wo wir uns cca. 1500 befanden. Haben wir durch die Antike wirklich etwas gelernt, was sich mit teutscher Art und Weise, mit dem Christenthume verträgt, nun, dann wird dieses schon von selbst unserer teutschen Ausbildung, auch gegen seinen Willen, dienen müssen."

Auch in der Literatur seiner Tage vermißt Hoffstadt das deutsche Wesen: „Unsere Dichter kommen mir komisch vor", schreibt er aus Memmingen am 11. November 1831 an Beck. „Alle ihre Werke sehen aus, als wenn sie aus dem Griechischen übersetzt wären. Goethe hat sich zwar mehr, ich will nicht gerade sagen, auf die teutsche, aber



doch auf eine natürliche, von fremder Nachahmung entfernte Seite geneigt. Derjenige, der eigentlich teutsche Dichtung wieder aufleben macht, muß erst noch kommen, und wie schön wäre es, wenn Du dieser wärest.“ Er fährt dann in demselben Briefe weiter: „Die Lesung Raumers Hohenstaufen wird Dich gewiß teutsch stimmen. In der Wissenschaft wie im Leben hängt alles von der einen umgebenden Gesellschaft ab. Wer nichts als Classiker liest, wird am Ende freylich nichts anderes gelten lassen. Die teutsche Welt aber ist uns Teutschen noch gar nicht hinlänglich bekannt, wir müssen sie erst wieder erobern.“ (29. V. 1830 an Luise Wolf:) „Ich habe gestern den Sternbald — ich setze bey: zum ersten male — ausgelesen. Vieles im zweyten Theile — wie Sie auch schon andeuteten, — hat mir nicht behagt. Es ist freilich leider nicht zu leugnen, daß der Mensch zweyerley Naturen in sich trägt, eine sinnliche und eine übersinnliche, weshalb einige Irrlehren, falsch zwar, doch nicht bedeutungslos, zwey Seelen im menschlichen Körper behaupteten, eine gute und eine böse. Was nun Tieck sagt in jenen Stellen des zweiten Theiles, ist zwar alles ganz natürlich, und wenn Sie wollen, auch wahr, allein ich finde es durchaus unrichtig und verabscheuungswert, dgl. Bilder, zu denen sich die Imagination vielleicht verirren mag, einem gedruckter aufzudrängen, uud einen so gewaltsam aus den guten Kunstgedanken hinauszuwerfen. Und doch, wenn ich wieder bedenke, daß kein Gegensatz gegeben werden mußte zwischen teutschem und italienischem Leben, zwischen teutscher und italienischer Kunst, so hat vielleicht doch alles so seyn müssen, und mein ganzer Unwillen über jene Stellen löst sich am Ende in der Überzeugung auf, daß ich italienisches Leben und Kunst zwar verführerisch finde, aber dennoch unanständig für einen teutschen Künstler. (Versteht sich, daß ich die alten Italiener vor Raphael nicht meine: diese sind mit uns verwandt, werden aber in der Regel eigentlich nicht genannt, wenn man von der vermeintlichen rechten, italienischen Kunst spricht!) Tieck hat zwar, wie mirs scheint, Italien siegen lassen. Doch hat denn Italien nicht wirklich gesiegt? Gewiß, so ist es den armen teutschen Mahlern ergangen, die Italien besucht haben; den teutschen Sinn haben sie mehr oder weniger verlohren, und Italiener sind sie doch nicht geworden! Aber welchen Schatz enthält nicht das Buch an Kunstgedanken! Die köstlichsten! Das Ineinanderfließen von Religion und Kunst — wie herrlich ist nicht hierauf hingewiesen: und es ist nur zu wahr, das höchste in der Kunst zu erreichen, kann nur dem besten Menschen gelingen.

Die Welt zieht ab und erniedrigt die Kunst. Die Kunst aber zieht ihre Auserwählten zu sich hinauf und läutert und reinigt sie. Doch wird nicht Lieb', Religion und Kunst eines?

Von den ganz herrlichen und vielen Liedern hat mich besonders eines: „Die Phantasie" wunderbar erregt. Zu diesem Liede, wie der alte Phantasus plötzlich aufthaut in seinem Mantel, dem faltenreichen, während Vernunft und Verstand eingeschlafen sind, muß ich, muß eine Zeichnung machen; ich schäme mich nicht, wie der Mensch des Gedichtes, im Angesichte des Verstandes, sondern schwöre trotz ihm zur Fahne des greisen Phantasus! Ich werde Ihnen die Zeichnung schicken, der phantastische Alte hat mich ganz umfangen mit seinen magischen Weisen!"

Mehr aber als zu den modernen Dichtungen zog es Hoffstadt zu den Denkmalen der altdeutschen Zeit selbst; so berichtet er von der Lektüre des Nibelungenliedes (Brief an Beck, Ansbach 11. Dezember 1827): „Das Nibelungenlied las ich auch erst kürzlich wieder, in zwey Tagen ganz durch. Du hast recht, die Eingangsverse erregen einen eignen Zauber, die ganze alte Mähr kennen zu lernen, so wie uns die fernen blauen Alpen anziehen, in dies wundervolle Land näher einzudringen. Ich freue mich in dieser Hinsicht sehr auf die Zurückkunft des Hammelburger Geheimenraths Lang, welchen ich auf meiner letzten, mit ihm gemeinschaftlichen Münchnerreise näher kennen lernte. Ich werde durch ihn ein paar aus Manuscripten noch nicht sehr lange neu herausgekommene alte Heldendichtungen kennen lernen, welche er in der Dichtung noch höher stellt als das Nibelungenlied; und als Geschicht-, Archiv- und folglich auch Altesprachkundiger hat er wohl hierin eine Stimme. Das eine heißt Wigalois, von 1212, und das andere, wie ich mich zu erinnern glaube, Iwain oder ein anderer ähnlicher Name."

Ein andermal hat Hoffstadt eine alte, fünfbändige Quartausgabe des Hans Sachs aufgetrieben, und berichtet dem Freunde darüber (Memmingen, 24. September 1829): „Ich habe jetzt eine Lektüre in der Hand, die mir ungemein zusagt, nämlich: ‚Mancherley Artliche Newe Stuk, schöner, gebundener Reime in drey unterschiedliche Bücher abgetheylet: Inhaltent: Tragedie, Comedie, wahrhaffte schöne Historien, Geistlich und Weltlich: Item, schöne Gespräch, Merckliche Ritterliche Thaten hoher Personen, gewaltige Kriegsübungen, Viktorien und Niderlag großer Potentaten usw. usw. 1616."

Oft bedauert Hoffstadt in seinen Briefen, daß alles, was aus der Antike stammt, gesucht, gekannt und bewundert werde, während



die herrlichen Reste deutscher Vergangenheit in den Bibliotheken vermodern. (Brief an Riezler, Memmingen 28. II. 1828:) „So habe ich heute, nur im Fluge, einen wahren Schatz von Incunabeln in der Buchsheimer Bibliothek gefunden. Wegen Kälte und Zeit konnte ich mich nicht lange aufhalten, und doch waren unter den Büchern, nach welchen ich auf gut Glück griff, ein Manuscript mit Mahlereyen von 1323, ein Traumbuch von 1511, bei welchem sogar alle Ränder mit anmutigen Arabesken angefüllt waren ...." Dieselbe Klage stimmt er an in einem Briefe an Beck (Memmingen, 8. Oktober 1829): „Die Teutschen waren ehedem reiche Leute. Seit sie aber den antiken Schätzen nachjagten, haben sie ihre eigenen verlohren. Denn was von teutscher Literatur und Geschichte noch bekannt ist, ist wahrlich nicht allzuviel! Ich habe seit mehreren Jahren die Erfahrung gemacht, welche Massen von Manuscripten und seltenen Incunabeln es an manchen Orten, trotz so vielem Mißgeschick, noch giebt, und wie alle diese Schätze unbenützt daliegen, theils weil den Gelehrten die Schrift zu schwer zu lesen ist, theils weil sie nicht wissen, wo diese Sachen sich befinden. Schon vier solche unbekannte Bibliotheken habe ich in hiesiger Gegend gefunden. Bernhard hat wahrscheinlich nur von der Buxheimer gehört, die auch neuere Werke hat. Ich gehe grade einen Katalog, einen geschriebenen, von Werken der ehemaligen Kreutzherrenbibliothek dahier durch, in der es von Jahreszahlen 1400 und 1300 wimmelt."

Kurz und bündig spricht Hoffstadt einmal sein Urteil über alte und moderne Literatur aus, wenn er an Beck schreibt (16. März 1834): „Fahre nur fort alte Sachen zu lesen. Alles treffliche neue, was man lesen könnte, wenn es desgleichen gäbe, verdirbt mehr, als eine einzige unorthographische Zeile des fünfzehnten oder eines früheren Jahrhunderts gut macht."

Dieser durchaus einheitlich gerichtete Geist würdigte die Literatur von seinem romantischen Standpunkt aus, und wir verstehen es, wenn er sich bei Tauler und Thomas v. Kempis aufrichtet und über die Gottverlassenheit und Jämmerlichkeit der Gegenwart erhebt. Er erreicht die erhabene mystische Höhe, die den großen Meistern des Mittelalters beschieden war: Kunst und Religion wird ihm Eins, und um so schwerer leidet er unter dem Kummer, nicht sein ganzes Leben im engen Zusammenwirken mit Gleichgesinnten ganz und gar seiner Kunst widmen und so die herrlichste Vergangenheit heraufbeschwören zu können.



(Brief an Luise Wolf vom 19. I. 1831): „Ich habe dieser Tage ein Bruchstück gelesen aus einem alten Manuscripte von Lorenz Ghiberti. Der erzählt von einem alten teutschen Meister aus Kölln, der in Italien Zierde und Vorbild von Kunst, vorzüglich Bildhauerkunst geworden sey ...... Bin ich nicht ein unglücklicher Mensch! Ich bin um vier Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen, und möchte doch nicht früher geboren sein. Ich führe statt des Zirkels die Feder und mein Unglück ist doch mein Glück! wo ist hier Rettung als in der Kunst, von deren Pforten ich unbarmherzig abgewiesen werde? wohl könnte mir eine Stimme erwidern: in der Religion. Aber Religion und Kunst fließen bei mir in eins zusammen. Wenn sie nicht eins wären, wie konnten sonst unsre alten Meister daseyn?... So gewiß als teutsche Kunst nur mit teutscher Würde und Sittlichkeit bestehen konnte, so gewiß und gelähmt liegt sie darnieder, da wir weder Sittlichkeit noch teutsches Wesen in teutschen Landen mehr erblicken. Wo also dies Fundament fehlt, wie könnte da jenes bestehen, welches als die letzte höchste Spitze des Gebäudes betrachtet werden muß; welches auf diesem Fundamente ruhen muß? Leider, leider scheint es nur noch einzelnen vergönnt zu seyn, in der alten teutschen Kunstweise fortleben zn können. Ich habe keinen andern Wunsch mehr für diese Welt, als daß diese wenigen noch zusammen leben und zusammen schaffen möchten können! Alles, was ein Mensch empfinden kann, der einst glücklich war, und nun sich zur Kunst geflüchtet hat, um da Rettung zu suchen, wo er sich aber auch wieder verlassen fühlt, und bedenkt, daß beyde, die geliebten Menschen, und die alten Meister der Kunst uns für diese Erde nicht mehr angehören, daß er nicht der Gegenwart, nicht der Zukunft, nur der Vergangenheit angehören kann, und ihm dann zuletzt Religion und Kunst in einem Punkte zusammenfließen, der beinahe außerhalb liegt der Grenzen dieser Zeitlichkeit, — alles liegt in der herrlichen, religiösen Darstellung Ihrer Magdalena, und glauben Sie mir, daß wenn auch niemand, doch ich den Sinn zu deuten gewußt habe, der darin liegt! Ich gebe die Hoffnung noch immer nicht auf, daß wir einst noch selbander zeichnen und klagen werden können."

Noch im Jahre 1831 ging dieser Wunsch in Erfüllung. Hoffstadt wurde nach München versetzt.

Eine Persönlichkeit so voller Schöpferdrang und Organisationsbedürfnis wie Hoffstadt war wie dazu geschaffen, mit seinem brennenden Feuer die Begeisterung in den Herzen der anderen Freunde



des Mittelalters in hellen Flammen auflodern zu lassen und der neugegründeten Gesellschaft „von den drey Schilden“ immer frische Anregung zu geben. Haben wir in ihm den begeisterten Propheten kennen gelernt, so wird uns das folgende Kapitel einen bekehrten und gläubigen Jünger aus diesem Kreise zeigen.

III. Kapitel.

Friedrich Beck.

Doch Eins bedarf er, soll sein Bestes reifen,
Daß ihm, wo immer er die Heimat wähle,
Ein Herz, das ihn versteht, ein Freund nicht fehle.
Beck.

Christian Friedrich Beck entstammte einer Beamtenfamilie, die ihren Ursprung im Österreichischen hatte.[1]) Sein Großvater Johann Nikolaus Beck diente dem Fürsten Öttingen in einer mir nicht näher bekannten Stellung juristischen Charakters.[1]) Sein Vater Karl Theodor Beck (1767—1830), Großprioratspfleger des Johanniterordens, kam 1809 als bayerischer Landrichter nach Innsbruck, wo er durch sein mildes versöhnliches Auftreten eine glückliche Tätigkeit entfalten konnte;[2]) 1815 wurde er nach Neuburg a. D. versetzt. Karl Theodor Beck zeigte schon als Würzburger Student seine poetische Begabung durch ein kleines Bändchen „Ernst, Gefühl und Laune“ (1784), später durch seine „Lieder“ (1786) und seine „Gedichte“ (1789). Auch befaßte er sich mit der englischen Sprache und Literatur, ja, eine Korrespondenz verrät uns mit Sicherheit, daß er zuweilen in englischer Sprache dichtete. Durch die Gründung des „Baldevereins“ in Neuburg[3]) bewies er ebenfalls sein Interesse für die Poesie, und es liegt darin wohl auch ein Zeugnis für seine Hingabe an den Katholizismus, die der Vater auch durch seine Freundschaft mit Fritz Stolberg und dem Bischof Michael Sailer nährte und dem Sohne vererbte. Sailer verfolgte auch, wie wir aus Briefen wissen, das Heranwachsen der Kinder des Hauses Beck mit gütiger Teilnahme. Ob Karl Theodor Beck Mitglied einer der in jener Zeit so zahlreichen religiösen Sekten

---

[1]) Mitteilung von Hyacinth Holland. Außerdem dienten als Grundlage für dieses Kapitel die „Beckiana“ der Bayer. Staatsbibliothek in München.

[2]) „Deutsche Heimat“, Konstanz 1886, Nr. 25.

[3]) Sarreiter in d. Palatina (Beiblatt zur Pfälzer Zeitung) 1886, Nr. 111.

war, wissen wir nicht; jedoch existiert ein Brief Sailers an ihn mit der Adresse: „Herrn K. Th. Beck, Hochwohlgeboren und Wiedergeboren“. Auch fand der als Haupt der „Erweckten Brüder“ [1]) vielfach gemaßregelte und verfolgte Pfarrer Boos im Jahre 1798 vorübergehend ein Unterkommen bei Beck in Ebersberg, von wo ihn Sailer weiter in Sicherheit brachte. In freundschaftlichem Briefwechsel mit Karl Theodor Beck stand ferner die Gräfin Auguste Stolberg, die Mutter der beiden Grafen Christian und Friedrich, und Fritz Stolberg war auch der Taufpate unseres Friedrich Beck, der am 20. Juni 1806 zu Ebersberg, dem alten Klostersitze, das Licht der Welt erblickte und nach Stolberg Christian Friedrich genannt wurde. Er wuchs in Tirol, dann später in Neuburg a. D. heran und absolvierte 1822 das dortige Gymnasium. Besonders liebte und übte der Jüngling damals die Mal- und Zeichenkunst, was ihm schwere Kämpfe kostete, als er mit 16 Jahren die Universität München bezog, um dort nach dem Willen des Vaters klassische Philologie zu studieren.

In München hatte Fr. W. Thiersch 1812 ein philologisches Institut errichtet und strebte mit allen Kräften darnach, das klassisch-philologische Studium zu vertiefen und zum möglichst alleinigen Bildungsprinzip zu machen. Man kann sich nun ohne Mühe vorstellen, wie diese neuhumanistischen pädagogischen Ideale von Thiersch auf einen jungen Landschaftsmaler wirken mußten, der Goethe und Shakespeare liebte und von einem freien Künstlerleben träumte! Ein geradezu wütender Erguß an seine Lieblingsschwester Wally legt von dem damaligen Gemütszustand Becks Zeugnis ab:

„23. April 1825.

Wenn du wüßtest, welche Qual mir dieß einwöchige Studium der Philologie macht, würdest Du mir wohl Recht geben. Heute war ich in der Disputation; stell Dir ein dunkles Zimmer mit neuen Schulbänken vor, darin eine Anzahl blasser, bebrillter, schweigender Menschen, mißgeschaffen zum Theil, alt, mit Backenbärten, Leute, die eine Stube voll Kinder haben könnten, denen sonst nichts übrig blieb als Philologie zu studieren, als ein coup de désespérance, oder schmeichelnde Tröpfe, die dem Thiersch den Speichel lecken; dann diesen selbst, wie er hereintritt, mit dem erkältenden, falschen Blick, wie dann über 1 oder 2 Worte eines Tacitus oder andern ehrwürdigen Alten eine Stunde lang disputiert wird, hirntödtend, jede feinere Nerve des Gefühls abstumpfend. Lieber ein Schreiber in

[1]) Silbernagel S. 85 ff.

einem Patrimonialgericht! Als ich mit einem Philologen nach Hause ging, erzählte mir dieser, wie er den Tag verfluche, wo er nach München gekommen und Philologie studierte .....

Gegen Thiersch habe ich solchen Haß, daß ich ihn vom Katheder schießen könnte; ich hasse sonst niemand; seine anfängliche Freundlichkeit ist nur, um seine Opfer zu verlocken, und dann, wenn er sie in seinen Schlingen hat, desto gröber und tyrannischer zu behandeln...."

Da der Brief doch im 5. oder 6. Semester geschrieben wurde, so scheint er aus tieferen Gefühlen herausgeboren zu sein als nur aus dem Aufbäumen des Anfängers gegen den ungewohnten Zwang. Später werden wir ja sehen, wie der ungebärdige Lehrling zum würdigen Meister der Philologie, der aufsäßige Hörer ein treuer Anhänger Thierschs, kurz der Saulus zum Paulus wurde, wie er den ihm unvereinbar scheinenden Gegensatz zwischen dem Studium der Philologie und seinen künstlerischen Neigungen schließlich zu überbrücken und neue Anregung aus ihm zu gewinnen wußte.

Doch nicht so rasch ebbte dieser stürmische Trieb nach Freiheit in der Seele des jungen Beck ab; noch im Februar 1827 schreibt er seiner Schwester Wally:

„München, Februar 1827.

Kein Bild des Ruhms und des Ehrgeizes lebt mehr in meiner Brust und widerstrebend gebrauche ich die wenigen Mittel, die mir zu Gebothe stehen, und die ich anzuwenden suche, um meine Existenz zu sichern; hab' ich dieſz erreicht, so werf ich freudig diese Theaterfesseln ab, die ich innerlich verachte und welche mir die schönere und heiligere Gestalt der Poesie entrücken, die meiner Seele wie ein stilles Heiligthum vorschwebt. Ihr und der Kunst und denen zu leben, die ich mein nach dem schönsten Sinne dieses Wortes nennen darf, darauf beschränken sich meine Wünsche, dahin geht mein Streben, das mir täglich klarer wird ..... Mein Stück ist abgeschrieben und muſz nur gebunden werden."

Aus diesem Brief ersehen wir auch, daß nun neben der Landschaftsmalerei auch die Dichtkunst den Geist Becks zu beschäftigen begonnen hatte, wie uns ja aus der Jugend vieler künftiger Dichter — man denke nur an Gottfried Keller — ein lebhaftes, oft quälendes Schwanken zwischen der Neigung zur Malerei und dem inneren Beruf zur Dichtkunst bekannt ist. Das Stück, von dem Beck hier spricht, hieß „Alfred" und behandelte die Geschichte Alfreds von England. Im gleichen Jahr, in welchem „Alfred" vollendet wurde, waren im Kunstverein



zwei Ölbilder unseres Beck ausgestellt: „Gebirgsgegend, im Hintergrund das Meer“, und „Ein Burghof“.[1]) Als Quelle des „Alfred“ hatte Beck unter andern auch Rapins Geschichte von England benützt. Das Schauspiel bringt in fünf Aufzügen die bekannte Episode aus dem Dänenkrieg, wie Alfred sich in der Verkleidung eines Spielmanns als Kundschafter ins dänische Lager begiebt.[2]) Für Beck scheint dieses Stück auch insofern wichtig gewesen zu sein, als es ihm eben das Interesse Thierschs verschaffte und der Umgang mit diesem Manne ihm doch auch die klassische Philologie sympathischer machte. Thiersch besprach mit ihm den Alfred:

(1827.)

„Thiersch geht mein Stück noch immer mit der größten Strenge durch, wobey ich sehr viel lernen kann; überdieſz war ich auch nahe daran, wie ich jetzt erst sehe, im Dramatischen eine ganz falsche Richtung zu nehmen und werde künftighin mit mehr Vorbedacht zu Werke gehen.“ [Läßt sich griechische und lateinische Bücher schicken, Goethe, Shakespeare und sein Malzeug.]

Auch auf dem Gebiete der romantischen Novelle hat sich Beck damals versucht; aus dem Jahr 1823 ist uns der Entwurf zu einer solchen erhalten. Heinrich Tiefenthal, der Titelheld, lebt mit Vater, Schwester und einem Freund Caesarion in dem Örtchen Hochheim. Er bezieht später die Universität und begegnet einer schönen Jungfrau mit einer häßlichen Alten. Als diese einmal abwesend ist, sucht er die Jungfrau auf, sieht alle ihre Schätze und Herrlichkeiten — da ertönt ein Donnerschlag, die Alte erscheint, Tiefenthal muß einen Sehnsuchtstrank trinken, der ihn in Wahnsinn und Tod treibt. Außer diesem Entwurf plante Beck noch eine Novelle „Der Zigeuner“ und „Mitteilungen aus den Tagebüchern eines Verstorbenen.“ Diese Versuche des 17 jährigen sind nur insofern zu beachten, als sie in späteren Jahren ihre Fortsetzung in einer größeren romantischen Erzählung finden sollten, von der noch ausführlich zu reden sein wird. Bedeutsam ist, daß trotz aller ursprünglichen Gegnerschaft gegen das Wesen der Romantik schon hier eine Saite leise erklingt, die erst nach einem Dezennium voll ertönen sollte. Freilich wurden aber die Jünglingsträume und künstlerischen Freuden unseres Beck von nüchternen Sorgen um eine Anstellung zeitweise verdrängt.

---

[1]) Unter den Ausstellern dieser Zeit begegnen die Namen Luise Wolf und Xaveria Gräfin Pocci (die Mutter Franz Poccis).

[2]) Das Stück erschien nicht im Druck, sondern befindet sich handschriftlich unter den „Beckiana“ der Münchener Staatsbibliothek.



„München, Pfingstsonntag 1827.

.... ich würde es jetzt schon meinem Wunsche und meiner Sehnsucht nach tun (heimreisen), wenn ich nicht noch Thierschs Rath und Lehren in Hinsicht meiner dramatischen Arbeiten mir zu einem bleibenden Eigenthum machen möchte. Zugleich will ich ein Bild mahlen, die Landschaft mit den Figuren aus Faust .. dann werd' ich wohl auf ziemlich lange Zeit von der Kunst Abschied nehmen, da ich ernsthaftere Studien und nothwendigere vornehmen muß. Es sind gute Aussichten da, bald ein Lehramt zu erhalten, da, wie mir Thiersch kürzlich versicherte, in allen Gymnasien zu den bisherigen Klassen eine neue hinzugefügt, oder vielmehr die schon einmal bestandene wieder hergestellt wird, und diesz soll schon im nächsten Wintersemester ins Werk gerichtet werden. —"

Diese Hoffnung auf ein Lehramt vereitelte sich aber vorläufig; ein Jahr später bewarb er sich um eine Stelle an der Münchener Staatsbibliothek.

„An Wally. 10. Juli 1828.

Der Bibliotheksdirektor, dem mich Thiersch vorgestellt und empfohlen hat, würde mich sogleich angenommen haben, wenn der Fond so viel übrig gehabt hätte noch einen Arbeiter zu besolden; die Bibliothek hat Schulden ....."

Was den „Alfred" betrifft, so machte Beck sich freilich Hoffnungen, daß das Stück aufgeführt würde; es wurde nämlich der Intendanz des Hoftheaters eingereicht, und der Schauspieler H. Vespermann hatte dem Dichter versichert, „er wolle den Intendanten daran erinnern".

Aus den Briefen Becks an seine Schwester erfahren wir auch noch von zwei andern dramatischen Versuchen, einem „Heinrich dem Löwen", wovon sich noch ein von Pocci komponierter Chor der bösen Geister erhalten haben soll (10. August 1828), sowie von einem nicht näher bezeichneten Lustspiel (29. August und 26. September 1828); in Hoffstadts Briefen ist eine „Philippine Welser" erwähnt, und handschriftlich erhalten ist uns ein „Julian", der nach 1828 zu datieren wäre.

Neben diesen mannigfachen Berufs- und Kunstsorgen hatte sich aber Beck auch auf lyrischem Gebiet lebhaft betätigt, wovon freilich in den Briefen weniger die Rede ist. Am 1. September 1827 allerdings berichtet er seiner Schwester Wally: „Außer philologischen Studien werd' ich in den nächsten Monaten eine angenehme Nebenarbeit haben, nemlich meine Gedichte zu revidieren, da sich ein hiesiger Buchhändler (Weber) erbötig gezeigt hat, sie bis ungefähr November



in Verlag zu nehmen; doch bitt' ich Dich, niemand etwas davon zu sagen, da es auch möglich wäre, daß nichts daraus würde."

Es wurde diesmal auch nichts daraus; Becks erste Gedichtsammlung erschien erst im Jahr 1829 im Verlag von Dr. C. Wolf, unter dem Titel „Gedichte von Fr. Chr. Beck 1829", geschmückt durch eine Titelvignette von der Hand des Grafen Pocci. Das Büchlein ist dem dichterisch tätigen Minister des Innern, Eduard v. Schenk (dem Beck 1826 durch den Bischof Sailer vorgestellt worden war) gewidmet; der Inhalt teilt sich in Lieder, Romanzen, vermischte Gedichte, am Schluß steht noch eine kurze Prosaerzählung, „Aus Abu'l Kassem Munsur's Leben". Es trägt ganz dasselbe Gepräge wie das Leben und Weben seines jugendlich nach allen Seiten offen stehenden und nach allen Richtungen hinausstrebenden Verfassers, aber wer mit nicht zu hohen Erwartungen an das Erstlingswerk eines Dreiundzwanzigjährigen herantritt, der wird manches in dem Bändchen finden, was auch jetzt noch frisch und ansprechend wirkt. Freilich ist es nicht allzuschwer, die poetischen Vorbilder wiederzuerkennen; besonders häufig klingt Goethes Rhythmus aus den Gedichten heraus, zuweilen glauben wir Tieck, Klopstock, Herder, Joh. Heinr. Voß (Das Christgeschenk S. 73) zu begegnen. Von der Persönlichkeit des jungen Dichters selbst ist wenig zu sehen; aber die treue Einfühlung in fremde Geister und eine nicht zu unterschätzende Formgewandtheit legen Zeugnis ab von seinem — wenn auch nicht selbständigen — so doch feinfühlenden und verständnisvollen Wesen. Manchmal bietet er wirklich Reizvolles, wie z. B. „Heimkehr" (S. 71), eine sapphische Ode. Am wenigsten geglückt mögen wohl die Romanzen sein, Anklänge an die von Herder übersetzten schottischen Balladen, denen aber die innere dramatische Gewalt und Leidenschaft mangelt, wo denn die gewaltige Form wie ein schlotterndes Gewand einen dürren kraftlosen Körper verhüllt.

Aber auch die Malkunst ließ Beck trotz dieser lyrischen Betätigung durchaus nicht links liegen: in demselben Briefe vom 1. September 1827 berichtet er weiter an Wally: „Zwei Bilder von mir sind gegenwärtig im Kunstverein; der gothische Schloßhof, den ich zu Haus gemahlt und hier noch mehr fertiggemacht, und meine letzte Landschaft. Mein Entschluß nichts mehr zu mahlen, ist eitel Träumerey, ich werde es höchstens einen Monat oder etwas darüber ohne diese Beschäftigung aushalten, welche mir selbst nicht durch die Poesie ersetzt werden könnte, wenn ich mich auch dieser ganz und gar hingeben könnte."



Wie schon erwähnt, verlor sich auch gegen Schluß der Studienzeit Becks anfängliche Abneigung gegen die klassische Philologie: „Thierschs Vorlesung über Pindar besuch ich regelmäßig. Mein Notizenbuch füllt sich . . . .“ berichtet er am 10. Juli 1828, und am 29. August 1828 schreibt er:

„Heute hat Thiersch seine Collegien geschlossen; am 10. October gehen sie wieder an. Ich freue mich auf die künftigen Wintervorlesungen, deren ich verschiedene zu hören gedenke. Die Ferien durch habe ich Arbeit genug, fürs nächste werd' ich vor allem mein angefangenes Lustspiel zu vollenden suchen. So was könnte auch Geld tragen, wenn es gelänge.“

Der Interessenkreis des jugendlichen Friedrich Beck, wie wir ihn zu zeichnen versucht haben, wäre aber nicht vollständig bestimmt, wenn wir nicht auch nach seiner Stellung zum religiösen Leben seiner Zeit fragten. Für diese Epoche freilich können wir keine erschöpfende Antwort geben. Gewiß ist wohl, daß die Einflüsse des Elternhauses in ihm, wenn auch oft unbemerkt, so doch treulich weiterwirkten, denn das Gegenteil, eine Abkehr vom religiös gerichteten Geiste der Heimat, hätte nicht ohne Kämpfe sich ereignen können und auch gewiß Spuren in seiner Korrespondenz hinterlassen müssen. An Positivem erfahren wir nur, daß Beck im September 1826 bei Sailer in Regensburg war, worüber er an seine Schwester Nanny berichtet:

„Neuburg, 8. September 1826.

Ich war 7 Tage in Regensburg, ward von Sailer Schenk vorgestellt, welcher versprach, mich im Gedächtnis zu behalten. Immer werd ich mich mit Vergnügen und einem eigenen Gefühl gottergebener Ruhe, das der Umgang mit jenen vom Zeitlichen zum Ewigen hingewandten Männern, die ich dort traf, in mir erweckte, an jene wenigen, aber schön und voll durchlebten Stunden erinnern.“

Noch von einer anderen Seite her wurde er auf die Betrachtung religiöser Fragen hingelenkt. Schelling und Franz von Baader hielten damals ihre Vorlesungen an der Münchener Universität, und zwar nach Ausweis des Vorlesungsverzeichnisses, Schelling über Methodologie und Mythologie, Baader über Religionsphilosophie.

Daneben hatte Beck übrigens noch Gelegenheit Schmellers Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur, Maßmanns Vorlesungen über ältere deutsche Literatur, über das Nibelungenlied und andere mittelhochdeutsche Denkmäler zu besuchen, doch liegt kein Nachweis vor, ob er davon Gebrauch gemacht hat.

Ob er ferner an Okens oder H. G. Schuberts Vorlesungen teilgenommen, ist noch unsicherer; es finden sich wenigstens in seinen Schriften keinerlei Andeutungen, die auf ein Interesse für die Wissenschaft dieser beiden Männer schließen lassen.

Nur weniges ist von Becks persönlichen Verhältnissen aus dieser Zeit zu berichten, doch sind die Namen seiner Freunde nicht unwichtig, soweit wir aus den Briefen darüber Aufschluß erhalten; es sind Fr. Hoffstadt, L. Schwanthaler, Freiherr von Bernhard und Graf Pocci. — Bereits 1826 hatte Beck seine Lehramtsprüfung bestanden, seine Anstellung als Studienlehrer an der Lateinschule München erfolgte jedoch erst 1836. Diese lange Wartezeit scheint er größtenteils in München zugebracht zu haben, wo ja seine an den Kaufmann und Wechselgerichtsassessor Riezler verheiratete Schwester Nanny lebte.

Für seine Entwicklung waren diese zehn Jahre, von denen doch neben der Beschäftigung mit der Malerei ein großer Teil dem Studium gewidmet war, die wichtigsten; auch von seinem literarischen Schaffen fällt der im allgemeinen beste Teil in diese Periode, nämlich die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen“, „das Märchen“, die „Andeutung zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst“, und zu den schon erwähnten Gedichten gesellten sich die Anfänge einer neuen Sammlung, die dann 1844 erschien.

Ende der zwanziger Jahre ging in Becks Seele nun jene Umwandlung vor, die ihn aus seinen weitherumtastenden Bildungs- und Kunstbestrebungen nach einer bestimmten Richtung führte, eine Umwandlung, die wir freilich nicht direkt belauschen können, von der aber Hoffstadts Briefe Zeugnis ablegen.

Schon als 1829 Becks Gedichte erschienen, hatte Hoffstadt dem Freunde darüber von Memmingen aus geschrieben:

„7. Oktober 1829.

Sie (Becks Gedichte) machen mir große Freude, um so mehr, da mir die meisten wie alte ehrliche Bekannte entgegentraten. Deine Erzählung von dem Traum der Lilie finde ich ganz ausgezeichnet, wiewohl sie nicht teutsch ist. *Aber ich hege gleichwohl zu Dir das Vertrauen, daß Du Dich in teutscher Weise ausbilden werdest.* Welch schönes Ziel! Wenn Du Dich umsehen wirst, wirst Du gewiß mit mir finden, daß unsere letztere Zeit zwar zwei sehr große Dichter, Goethe und Schiller, hervorgebracht hat, aber keine teutschen Dichter, wiewohl Goethe viel teutscher war als



der total griechische Schiller. Uhland ist vielleicht weniger groß, aber teutsch ist das wenige, was ich von ihm gelesen habe. Es wäre eigentlich sehr schön, wenn Du ein teutscher Dichter, Bernhard ein teutscher Rechtslehrer, Pocci ein teutscher Sänger, und ich ein teutscher Baumeister werden würden! ich glaube, daß wir alle viere dazu Anlagen haben, nicht allein etwas gutes, sondern auch etwas teutsches zu schaffen."

Ein gewisses organisatorisches Streben in Hoffstadts Natur, die Sehnsucht, Ideen, denen er anhing, durch gleichgesinnte Mitarbeiter vertieft und größeren Kreisen zugänglich gemacht zu sehen, zeigt sich in diesen Schlußsätzen deutlich. Und wirklich war es ihm bestimmt, dem Freunde den Geist und das Wesen des „Teutschen", wie er es feurig erfaßt hatte, zu erschließen und ihn einem Kreise zuzuführen, der sich im Sinne der Romantik dem Studium und der Förderung des „teutschen Wesens" mit den reinsten Absichten widmete. Nicht ganz dreiviertel Jahre nach dem eben mitgeteilten Briefe heißt es nämlich in einem Schreiben des Freundes an Beck:

„Einigermaßen erstaunt war ich, daß Du Dich, wie es scheint, gegen die antik-philologische Bildung auflehnen willst — ist es so — desto besser."

Unter den Vorstellungen aber, die Beck zu dieser Sinnesänderung veranlaßten, waren jedenfalls auch seine religiösen Anschauungen mit maßgebend, wie sich aus einem Schreiben Hoffstadts an Beck vom 8. Juni 1830 schließen läßt.

„Memmingen, 8. Juni 1830.

Was Du über teutsche Bauart äußerst, hat mir ausnehmend wohlgefallen. Gewiß! man sollte die katholische Geistlichkeit auf dies gothische, herrliche Hilfsmittel aufmerksam machen!"

Die in Becks Elternhause gepflegte innige Religiosität konnte freilich in der Kunst und Mystik des deutschen Mittelalters einen vollen und tiefen Widerhall finden und dem jungen Dichter ehrfurchtsvolles Verständnis jener Strömungen vermitteln.

Abgesehen aber von dem wesentlichen Einfluß Hoffstadts dürften nach dieser Richtung hin wohl noch andere persönliche Einflüsse am Werk gewesen sein. Denn auch die übrigen Jugendfreunde Becks hatten der Antike die Freundschaft aufgesagt und schwärmten für das deutsche Mittelalter, waren zum Teil Mitglieder der bereits geschilderten Ritterorden und beteiligten sich, wie unser Beck selbst, eifrig an deren Bestrebungen.



IV. Kapitel.

Das Wirken der Gesellschaft von den drei Schilden.

Und im Dichten, Malen, Bauen
Und im Worte, Ton und Bild
Sollte man den Geist erschauen,
Der von oben niederquillt.
Beck.

Auf Grund der in Kap. I angeführten, höchst weitgefaßten Statuten entwickelte sich in der Gesellschaft ein reges Leben originellster Art. Das Gesellschaftslokal war tagsüber eine künstlerische Werkstätte, des Abends der Vereinigungspunkt für gesellige Zusammenkünfte, wobei Kunst und Wissenschaft das Gesprächsthema bildeten. Nach Becks Darstellung[1]) war es besonders Hoffstadt gewesen, der zur Gründung der Gesellschaft den Anstoß gab. Ihm, sowie dem Umstand, daß über die Hälfte der Gründungsmitglieder bildende Künstler, nicht Gelehrte waren, ist es auch zuzuschreiben, daß die Interessen und die Produktion der Gesellschaft größtenteils dem Gebiete der bildenden Kunst angehörten.

Wir haben ja bereits Hoffstadts Ansichten über die „Gotik" kennen gelernt; jetzt war es ihm vergönnt, sie einem größeren Kreise mitzuteilen und eine Art Schule um sich zu bilden, die tagsüber in dem Hause an der Lerchenstraße arbeitete.

Leider hat Pocci in seinem Aufsatz über die Gesellschaft sich nur ganz allgemein über die gotischen Schöpfungen seines Kreises ausgesprochen; wir erfahren aber von ihm, daß ein Schmelzofen für Glasmalerei gebaut wurde, und daß der Kronprinz (nachmals König Max I.) mehrere größere Glasgemälde für Hohenschwangau durch Hoffstadt und Ballenberger anfertigen ließ. H. Keim und Ballenberger wohnten seit November 1831 bei den drei Schilden und hatten dort einen gemeinsamen Arbeits- und einen gemeinsamen Schlafraum. Ferner ging eine größere Anzahl Risse zu Grabsteinen, Zeichnungen zu Monstranzen und Altären aus dem Kreise hervor; von Hoffstadts Hand stammen auch die Kunstblätter, die den Mitgliedern als Neujahrsgabe überreicht wurden. Nicht ohne Bedeutung blieben auch Hoffstadts genaue Kenntnisse des gotischen Stils für den Bau der Mariahilfkirche in der Münchener Vorstadt Au, zu der 1831 der Grund gelegt wurde. Ohlmüller, der Erbauer derselben, pflegte als Mitglied

[1]) Fr. Hoffstadt, 9. Jahresbericht d. Histor. Vereins für Oberbayern 1847, S. 8.



der Gesellschaft sich häufig bei Hoffstadt über schwierige Probleme des Baues Rat zu holen.

Auch die Erhaltung „altteutscher“ Kunstdenkmäler ließ sich die Gesellschaft angelegen sein. So z. B. berichtet die Chronik vom 30. Mai 1833: „Nachdem wir von einem interessanten altteutschen Gemälde in Salmanskirchen,[1]) welches sich in sehr übler Verwahrung sowohl als Verwahrlosung befindet, vernommen, so wurde dem eben in jene Gegend abreisenden cand. theol. Brunner folgende Vollmacht mitgegeben: ‚Die Gesellschaft für teutsche Altertumskunde in München ermächtigt hiemit den Candidaten der Theologie und Zögling der K. Akademie der bildenden Künste, Herrn Georg Brunner, den Transport des in der Kirche in Salmannskirchen befindlichen Stammbaums des adeligen Geschlechts der Pfaffinger nach München zu besorgen, indem besagte Gesellschaft die Wiederherstellung dieses schadhaften Kunstwerkes behufs dessen Wiederaufstellung in geeigneter Art beschlossen hat.‘“

Über die weitere Ausführung dieser guten Absicht erhalten wir freilich keinen Aufschluß; doch ein anderes Mitglied der Gesellschaft, der frühere Jurist Heinrich Hoffstetter, seit 1839 Bischof von Passau, hatte in seinem hohen Amt reichlich Gelegenheit, dem Geist der Gesellschaft entsprechend altertümliche Kunst- und Baudenkmale zu schützen und zu erhalten. Und Ringseis, der berühmte Münchener Arzt, berichtet von ihm bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Passau (Erinnerungen IV, 52): „Ich sah an den Dom anstoßende Höfe und Kapellen, die Hoffstätter hergestellt und worin er eine Menge verworfener und verschleuderter Grab- und anderer Monumente aufgerichtet hat.“ Hoffstätter ließ auch eine gotische Kirche auf die schönste Art neu herrichten.

Die Gesellschaft wollte es jedoch nicht bei der Fürsorge um einzelne Denkmale alter Zeit bewenden lassen, sondern ihr höchstes Ziel war, die ganze Kultur ihrer Zeit mit dem Wesen und Geist ihres geliebten Mittelalters zu erfüllen, und bei der Zahl und sozialen Stellung ihrer Mitglieder — unter anderm gehörten ihr zu Sulpiz Boisserée, der schon erwähnte Architekt Ohlmüller, Quaglio, Freiherr von Bechtolsheim, Oberstudienrat Freiherr von Zu Rhein, geistlicher Rat von Oettl, Regierungspräsident E. von Schenk-Regensburg, Legationsrat von Harnier-Darmstadt — mochte bei ihren ernstem

[1]) Es existieren zwei Orte dieses Namen, einer im Bezirksamt Erding, einer im Bezirksamt Mühldorf. Gemeint ist der letztere.

Gespräch gewidmeten abendlichen Zusammenkünften manche wertvolle Idee, manch kühner Plan aufgetaucht sein. Auch Feste verstand man zu feiern. Die Chronik berichtet: „Am Oktober [1833] hielt unser lieber Heinrich Hoffstätter [der eben erwähnte] in der Kirche des S. Michael seine Primiz. Am 21. abends gab er in unserem Gesellschaftssaale all seinen Freunden ein Valet. Professor Görres, Clemens Brentano, Hofrat Hieron. Bayer, der berühmte Jurist, waren auch dabei; Beck dichtete ein Abschiedsliedl, das Pocci in Musik setzte." Im April desselben Jahres war Fürst Oettingen-Wallerstein, Minister des Innern, Gast der Gesellschaft gewesen; er erwartete die Mitwirkung der Gesellschaft bei der von ihm geplanten Inventarisierung von Altertümern in Bayern.

Auch berichtet die Chronik im April 1833: „Und besuchet zu der Zeit auch Hofrat Dr. Beyer, rector magnificus hiesiger Universität, unser fabrica, und war ein große Freud, daß alles solche Anerkennung fand vor so anerkannt trefflichem und gelehrtem Mann. Um die Zeit war auch des Abends einmal eine Unterredung zwischen Hoffstatt, Hoffstetter und Ballenberger von dem, was mit der Zeit unser fabrica noch werden könnt und ward viel ernstlich gesprochen vom festen Beisammenhalten und Ausdauern unserer Sach, und dünkt es uns hernach ein günstig Zeichen, daß es gerad der Tag der heiligen Kreutzerhöhung war, an dem man dies verabredt."

Wie wenig das „feste Beisammenhalten und Ausdauern" wahr werden sollte, wie wenige der weitausschauenden Bestrebungen wirklich zum Ziel gelangen mochten — doch war es der Gesellschaft vergönnt, bei dem vielleicht wertvollsten Unternehmen der damaligen Zeit, das auf Erhaltung und Sammlung des Altertümlichen abzielte, wenigstens Patenrolle zu übernehmen. Mitglied der Gesellschaft war nämlich auch Freiherr Hans von Aufseß, der nachmalige Gründer des Germanischen Museums zu Nürnberg, der von Pocci als „ein wahrer Pertinax eine einmal erfaßte Idee durchzuführen" geschildert wird.[1]) Die Chronik erzählt gemütlich, daß Aufseß der erste Logiergast des Hauses war: „Im Monat März [1832] besucht uns Freund Hans von Aufseß und weihet zum ersten ein das Fremdenzimmer, so zu der Zeit mit dem von ihm gestifteten Tisch und einer eichenen Bettstatt versehen." Seit 1832 versuchte Aufseß in seiner Zeitschrift „Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters" den Weg für seine Idee zu

[1]) Pocci, Nekrolog auf Aufseß; Jahresbericht d. Histor. Vereins für Oberbayern 1872, S. 161.



bahnen (das Titelblatt zum Jahrgang II dieser Zeitschrift ist von Hoffstadt). Im Jahre 1833 bringt nun die Chronik folgenden Brief:

„Liebe Genossen und Freunde!
Meinen Gruß zuvor!

Das alte Vorhaben, eine Vereinigung aller deutschen Künstler und Freunde der Altertumskunde, Geschichte und Kunst in Deutschland zu stiften zur Erhaltung der Denkmäler unserer vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst, und eine Hauptsammlung in der ehrwürdigen alten Stadt Nürnberg anzulegen, soll nun ausgeführt werden. Wir laden hiezu alle, die sich gern mit uns zu diesem Zweck verbinden wollen, freundlichst ein und bitten um die Erlaubnis, bei Entwerfung unserer Statuten, Gebrauch von Euren Gesellschaftsstatuten machen zu dürfen, da wir nach altem deutschem Gebrauch uns, soweit als möglich und dienlich ist, an das Gute, schon bestehende, in anderen und ähnlichen Gesellschaften zu halten befleißigen werden, und überdies noch die Hoffnung haben, ein inniges Band zwischen uns und Euch durch gleiches Streben und gleiche Gesinnung für die Kunst und Wissenschaft erwachsen zu sehen. Mit freundlichen Gegendiensten werden wir Eure Liebe erkennen.

Nürnberg am 30. Tage Januars im Jahre 1833.

Hans Freih. v. zu Aufseß für mich und die andern Stifter der Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst."

Wirklich konnten noch im gleichen Jahre die Statuten fertiggestellt und dem eben erwähnten Organ des Frh. v. Aufseß als Beilage zugegeben werden (Jahrg. 1833 S. 45/46). Steht bei der ferneren Entwicklung dieser zukunftsreichen Bestrebungen (des Aufseß) die Münchener Gesellschaft abseits, so trat sie im folgenden Jahr als Herausgeberin zweier Werke Friedrich Becks unmittelbar in die weitere Öffentlichkeit. 1834 erschien nämlich:

„Geschichte eines deutschen Steinmetzen, von Fr. Beck. Literarisch-Artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München 1834",

sowie ferner

„Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst, von Fr. Beck, München 1834, gedruckt bei Dr. Carl Wolf."



In beiden Werken liegt uns wohl die Quintessenz der eifrigen abendlichen und nächtlichen Unterredungen über die Kunst vor, wie sie im Heim der Gesellschaft so lebhaft gepflogen wurden.

Die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen“ begleitete die Gesellschaft mit einem Vorwort, in welchem es heißt:

„Obwohl zur Erlangung dieser Kenntnis (der altdeutschen Kunst und Literatur) sowie zur Erweiterung derselben das Sammeln altdeutscher Kunst- und Schriftwerke, desgleichen solcher neuerer Werke, welche gründliche Bearbeitungen über Gegenstände deutscher Kunst und Altertumskunde enthalten, für unerläßliche Vorbedingung erachtet wurde, so schien es doch nicht minder wichtig und bedeutend, durch gesellschaftlichen Verkehr, durch Erörterung tiefeingehender Fragen, durch mündliche Mitteilung der gewonnenen Einsichten und Erfahrungen, und insbesondere durch freie, künstlerische und literarische Hervorbringungen der Mitglieder selbst, jene Kenntnis der germanisch-christlichen Entwicklung wahrhaft lebendig, dem Einzelnen wie dem Ganzen förderlich und fruchtbar zu machen und zugleich eine einseitig bewahrende, den Besitz überschätzende Richtung abzuwehren.

Möge dieses genügen darzulegen, warum die Herausgabe vorliegender Erzählung, welche großenteils dem geselligen Verbande der Mitglieder und ihrem Ideenaustausche die erste Entstehung dankt, den Zwecken der Gesellschaft für angemessen befunden wurde.“

Was nun die Entstehung der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen“ anlangt, so fällt diese bereits vor die Gründung der Gesellschaft für deutsche Altertumskunde, doch wichen die ersten Anfänge beträchtlich von der endgültigen Fassung ab, wie wir aus verschiedenen Entwürfen in Becks handschriftlichem Nachlaß deutlich erkennen können. Vollendet wurde die Erzählung jedenfalls Ende 1833. Beck hatte Hoffstadt versprochen, bis Oktober 1833 fertig zu sein, und dieser wollte den Winter dazu benutzen, um Zeichnungen zu der Geschichte zu entwerfen. Von Frankfurt, wohin Hoffstadt wenige Tage zuvor übergesiedelt war, schreibt er dem Freunde:

„Frankfurt, 13. August 1833.

Worauf ich mich sehr freue, dieß ist die Abschrift Deiner Geschichte, zu welcher ich im Winter die Zeichnungen machen will, da ich bis Herbst noch andere Arbeiten vorhabe, z. B. für die Gesellschaft die „intentio pura“ und ein Kreuz, nach Art des Münchner Meßgewandes. Ich wünsche sehr, daß Luise dasselbe nebst den altteutschen Bildern mit Dir ansähe. Halte Du nur fein Wort, und



werde bis Oktober mit der Geschichte fertig. Das Ganze ist gerade jetzt so schön im Zuge, daß Du es um alles nicht unterbrechen darfst, damit die einmal flüssige Gußmasse nicht erkalte. Und die Herausgabe wollen wir so ausstatten, daß es in jeder Beziehung ein Prachtwerk werden soll. Die Sache liegt mir wirklich sehr am Herzen, da ich das Ganze als den Ausdruck der Gesinnung erkenne, wie ich sie selbst über die Kunst hege, wie sie unsere ganze Gesellschaft als die ihrige unterschreiben wird, und als die beste Richtschnur für junge Künstler. Darum betrachte ich es, ungeachtet es Dein Eigenthum ist, dennoch als unser Werk, und als ganz dazu gemacht, daß die Gesellschaft ihre Schriften mit ihm beginne, da es das klar ausspricht, was wir wollen. Also laß nit aus!"

Die Zeichnungen kamen auch zustande, aber die Ausgabe wurde nicht mit ihnen geziert, sondern die Gesellschaft gab das Buch in Kleinoktav und in einfacher Ausstattung heraus; jedenfalls waren finanzielle Gründe für dies sparsame Verfahren maßgebend.

Gehen wir nun dazu über, die „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" selbst einer näheren Betrachtung zu unterziehen, so interessiert uns zunächst der äußere Verlauf der Handlung. Dieser ist in kurzen Zügen folgender:

Zur Zeit des Kölner Dombaues kommt eine Gesellschaft italienischer Kaufleute nach dieser Stadt und trifft vor dem Tore den alten Steinmetzmeister Ulrich an, mit dem nun der älteste Kaufmann sich über die Kunst unterhält und dabei den Reichtum höher als sie stellt. Aber einer seiner Diener, Theobald, tritt dieser Ansicht entgegen und entpuppt sich im Laufe des Gesprächs selber als Kunstdilettant. Mit Erlaubnis seines Herrn darf er nun bei dem Meister Ulrich bleiben und wird Steinmetzgeselle. Durch Gespräche mit Meister Ulrich und dessen Freund Albertus Magnus wird ihm ein tieferes Verständnis christlicher Kunst zuteil. Theobald ist ritterlicher Geburt, sein Vater war aber abwesend, während er als Kind an Seite seiner Mutter auf einer einsamen Burg heranwuchs. Eines Nachts entstand aber ein Getümmel, und die Mutter floh mit ihm in die Wildnis, wo sie nach einiger Zeit starb. Hierauf kam der Knabe zu seinem Oheim Hieronymo, der ganz der Sammlung und dem Studium von Götterbildern und Schriften aus der Heidenzeit ergeben war und auch den Knaben zu seinem unheimlichen Treiben anleiten wollte. Vor diesem gottlosen Tun entfloh Theobald, wurde von dem Kaufmann Antonio aufgenommen und zu praktischem Gelderwerb angeleitet,

wozu er aber keine Begabung zeigte. Als Diener dieses Antonio kommt er schließlich nach Köln und zu Meister Ulrich.

Als nun infolge einer Fehde eine Stockung im Dombau eintritt, begibt sich Theobald nach Straßburg und arbeitet unter Erwin von Steinbach am Münster mit. Immer mehr vervollkommnet er sich in seiner Kunst, erhält auch einen ehrenvollen Auftrag von Abt Hilarius und verlobt sich schließlich mit der Tochter Erwins, Isolde.

Auf einen Brief des Meisters Arnolfo in Florenz, der sich an Erwin mit der Bitte um einen tüchtigen gotischen Künstler gewandt hat, begibt sich Theobald auf die Reise nach Florenz in Gesellschaft des Kaufmanns Antonio, der zufällig der Überbringer dieses Schreibens an Erwin gewesen war. Im Gebirge trifft er einen jungen Künstler, Jörg Engelberger aus Landshut, der im Schlosse eines Ritters Bruno eine Halle mit Jagdszenen und andern ritterlichen Bildern zu schmücken hat. Theobald wird ebenfalls in die Burg eingeführt und gerät angesichts der Gemälde mit Engelberger in einen Disput über den Vorzug der geistlichen vor der weltlichen Kunst. Schließlich kommt auch der Ritter Bruno in die Halle, verläßt aber, nachdem er einige Worte mit Theobald gewechselt, in sichtbarer Aufregung und in finsterer Stimmung mit seinen Jagdgenossen die Burg.

Die Reisenden gelangen nun über Mailand glücklich nach Florenz, wo die beiden Jünglinge durch Engelbergers Unbesonnenheit in einen Straßenkampf verwickelt werden; durch die Vermittlung des Meisters Arnolfo entgehen sie jedoch den bedenklichen Folgen. Beide treten bei Arnolfo in Arbeit ein. Bei einer Reise nach Pisa, die sie mit Arnolfo zusammen unternehmen, treffen sie im Campo Santo mit Dante und Giotto zusammen und bei Betrachtung der antiken Marmorsärge erwähnt Arnolfo, daß er früher bei einem alten Gelehrten, der in der Nähe einsam hause, weitaus schönere gesehen habe. Man beschließt diesen aufzusuchen, und es entspinnt sich im Hause des Gelehrten unter seinen antiken Kunstschätzen ein interessantes Gespräch, in dessen Verlauf sich herausstellt, daß der alte Gelehrte Theobalds Oheim Hieronymo ist.

Beim Abendimbiß enthüllen sich nun auch Theobalds frühere Schicksale; der Oheim erzählt, daß das Stammschloß des jungen Künstlers an der Grenze zwischen der Schweiz und Italien liege, und daß sein Vater vor langen, langen Jahren, als Theobald noch ein Kind war, ins Morgenland gezogen sei. Bald nach der Abreise des Vaters habe man nächtlicherweile versucht seine Gattin zu



entführen, und als diese mit genauer Not durch die Hilfe eines alten Dieners habe flüchten können, sei von den Gewalttätigen die Burg verbrannt worden. Aber nach einiger Zeit traf die Nachricht vom Tode ihres Gatten ein; auf diese Nachricht hin starb Theobalds Mutter, und der Oheim konnte sich nur mehr des kleinen gänzlich verwaisten Knaben annehmen und ihn in seinem Hause erziehen. Bald nachdem ihm sein Pflegling jedoch entwichen war, kehrte der totgeglaubte Vater aus dem Orient zurück, und als er durch seinen Bruder Hieronymo vom Tode seiner Gattin, von der Zerstörung seiner Burg und vom ungewissen Schicksal seines Sohnes erfuhr, kehrte er der Welt den Rücken, baute sich zuerst über dem Grabe seiner Gattin eine Einsiedlerhütte, zog sich später noch tiefer in die Wildnis zurück und verfiel, wie Hieronymo meinte, in eine Art Wahnsinn und blieb verschollen.

Theobald beschließt nun, das Grab seiner Mutter und auch seinen Vater aufzusuchen; zuvor aber erhält er noch den Besuch des alten Meisters Ulrich von Köln, der, durch ein Traumgesicht bewogen, nach Indien ziehen will, um dort den Graldom aufzusuchen.

Engelberger hat sich inzwischen in Florenz ganz und gar der weltlich-heidnischen Kunstrichtung ergeben, ist zu Geld und Ansehen gelangt, muß aber plötzlich wegen Teilnahme an einem Straßenkampf fliehen. Theobald jedoch wird auf der Reise nach dem Grabe seiner Mutter von einem Raubritter gefangen gesetzt, aber von Georg, der seinen Aufenthalt schließlich ausgekundschaftet hat, befreit. Bald darauf findet er auch wirklich das Grab der Mutter, aber auf der Suche nach seinem Vater verirrt er sich und verliert schließlich, ganz entkräftet, das Bewußtsein. So wird er von seinem eigenen Vater Baldwin aufgefunden, der in der Nähe haust; die beiden erkennen sich, und der Sohn beredet nun den Vater mit ihm nach Deutschland zu ziehen. In einer Vision erscheint ihm auch seine Mutter. Bei einer Rast in einem Kloster taucht auch jener Ritter Bruno als Mönch wieder auf und gesteht, daß er von heißer Liebe zu Theobalds Mutter getrieben, jenen nächtlichen Überfall auf die Burg veranstaltet habe; Baldwin gewährt dem Reuigen Verzeihung.

In später Nacht gelangen Vater und Sohn endlich nach Straßburg; Feuerlärm stört ihre Ruhe in der Herberge; das Münster brennt! Theobald eilt sofort dorthin, wird aber, während er Erwin das Leben rettet, von einem Balken schwer verletzt. Durch Isoldens Pflege jedoch gesundet er wieder. Schließlich läßt er sich, mit Isolde



vermählt, in Straßburg häuslich nieder, und baut mit Erwin das Münster herrlicher wieder auf. Auch kommt zum Schlusse noch Kunde, daß Meister Ulrich von Köln in Palästina, als Heiliger auch von den Heiden verehrt und dem fernen Wunderdome nachforschend, gesehen worden sei.

Wir können nicht vollkommen in Becks Gedankenkreis heimisch werden, wenn wir uns nicht zunächst die handschriftlich erhaltene Vorstufe zur „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" sowie deren Fortsetzung vergegenwärtigen. Zunächst berichten wir die Urform der Geschichte (Natalis I):

„Natalis ist der Sohn des Morgen- und Abendlandes, des Christen- und Heidentums. Seine Mutter Helena ist eine heidnische Zauberin, sein Vater ein christlicher Ritter, Parcifal, Hüter des Grals, der aber, als er diesen um der Sünden des Abendlands willen nach Indien führte, in Griechenland sich heimlich mit Helena vermählte, und deshalb im Tempel des Grals an unbekannter Stätte des wunderbaren Indien, wo sonst das Paradies gewesen sein und noch immer der Baum des Lebens blühen soll, samt den Templeisen in lebloses Steinbild verwandelt wurde. Auf dringendes Bitten des heranwachsenden Natalis entdeckt ihm seine Mutter, was sie von Parcifal weiß; es ergreift ihn die Sehnsucht seinen Vater aufzusuchen, wovon ihn jedoch die Mutter abzuhalten sich bemüht. Um ihn zu fesseln und seine Wünsche von jenem Bilde abzulenken, öffnet sie ihm durch ihre Zauberkünste das Reich der Natur und ihrer Urkräfte, durch welches sie ihn stufenweise führt und es ihm erklärt. (Wesen des Heidenthums in Bildern und Mythen.)

Aber Natalis, unbefriedigt, trostloser als je, widersteht Helenens Lockungen und Versprechungen von Schätzen, Ehre, Körperkraft und Lust; sie wendet vergebens ihre Künste auf; er gedenkt des Vaters und entflieht festen Entschlusses, nicht eher zu ruhen als bis er ihn gefunden.

Er erfährt, daß dieses nicht möglich sei, wenn er nicht das Land der Farben, dann das der Töne durchwandert hat und vorher dem Tode nahegekommen ist. Dies letzte geschieht wirklich auf einem Kreuzzuge nach Palästina, dem er sich anschließt, getauft wird und schwerverwundet in Gefangenschaft gerät. (Hier können historische Namen episodisch erscheinen.)

Er genest durch die Pflege einer heidnischen Königstochter, deren Liebe er jedoch noch nicht erwidern darf, obschon ihr Vater sie ihm



seiner Tapferkeit wegen zur Gemahlin geben will. Dieser gebietet ihm entrüstet Entfernung, und Natalis gelangt endlich durch die Wüste und mancherlei Gefahren in das Land der Farben und Töne, in eine durchaus wunderbare Welt.

Obschon er aber nun dem Gral so nahegekommen ist, daß er die Burg in einem Walde ragen sieht, so muß er doch, schon so nahe dem Ziele, sich zurückwenden, da er plötzlich die Nachricht erhält, daß jene Königstochter seine Hilfe bedürfe, weil sie von einem Sarazenenfürsten, dem ihr Vater ihre Hand verweigerte, geraubt wurde. Er eilt, in Gefahr den Weg zum Grale niemals wiederzufinden, zurück, befreyt und bekehrt sie zum christlichen Glauben. Er wünscht nun die inniggeliebte auf immer zu besitzen, doch ihr Vater, über seine frühere Weigerung entrüstet, legt ihm demüthigende Bedingungen auf. Er muß in der Königsburg Knechtsdienste verrichten und seinen Unterhalt kärglich verdienen. Der Anblick seiner Geduld und Ausdauer erweicht nach einem Jahr das Herz des Vaters, und die Hochzeyt wird mit großer Pracht gefeiert. Aber nachdem sie einige Monden in Freuden gelebt, erscheint am Gestade ein wunderbares Schiff ohne Segel und Ruder, das bestimmt ist ihn unter der Bedingung, seine theuersten Güter auf immer zurückzulassen, über das Meer nach Indien zum Grale und zur Entsühnung seines Vaters führen. Allgemeiner Schmerz des Königs und des Volkes. Natalis besteht diese letzte Probe, kömmt im Gral an, erlöst und entsühnt seinen Vater Parcifal samt den Rittern, und findet dort auch seine Gemahlin wieder, die ihm von nun an ewig angehört. Die Burg des Grals mit ihren Bewohnern wird von Geisterhand ins Abendland zurückgetragen."

So findet sich die ursprüngliche Anlage des Romans in Becks Nachlaß. Ferner ist uns noch ein zweiter Entwurf (Natalis II) bereits in Kapitel eingeteilt, und mit zuweilen auffallend mittelhochdeutschen Redewendungen geschmückt, erhalten. Er trägt den Titel „Theobalds Wanderungen."

Der Inhalt ist kurz folgender:

(I.) Natalis kommt aus Italien nach Köln, um seinen Vater zu suchen und erlernt bei Meister Ulrich und seinem Sohne Fortunat die Baukunst. (II.) Er fertigt als Probestück eine Holzschnitzerei, darstellend einen Lindwurm von einem Knaben geliebkost, im Hintergrund einen heidnischen Tempel. Er zeigt ein scheues Wesen, weint oft nach seinem Vater, geht ungern in die Kirche, die er oft



während des Gloriasingens blaß und bestürzt wieder verläßt. In der Kunst versteht sich Natalis besonders auf täuschende und reizende Darstellung des nackten Körpers, während ihm in den Gesichtern nur ein sinnenfroher und unchristlicher Ausdruck gelingt. (III.) Gespräch mit dem Abt Hilarius; der Abt bestellt eine Madonna, die Natalis ausführen soll. (IV.) Natalis bringt den frommen Ausdruck des Gesichtes nicht zu Stande, und möchte Pia, Meister Ulrichs Tochter, als Modell haben. Sie zürnt ihm zunächst, weil sie seine Bitte für Spott hält. (V.) Natalis und Pia entdecken ihre Liebe. (VI.) Natalis erzählt dem Meister und seiner Familie seine Herkunft und Jugend: daß er ungetauft sei, daß seine Mutter eine griechische Zauberin, sein Vater ein christlicher Ritter sei. (VII.) Seine Mutter Helena lebte in einem alten Apollotempel einsam mit ihm und verwandelte sich, wenn Fremde nahten, in einen greulichen Lindwurm. Sie lehrte den Knaben den Apollo zu verehren. (VIII.) Sie teilt ihm ferner mit, daß sie kein gewöhnliches Weib, sondern der unsterbliche Schutzgeist Griechenlands sei, und erzählt von dem glücklichen Leben der alten Griechen, die alle Freuden genossen hätten. (IX.) Sie erzählt, daß Griechenland aber von dem mächtigeren Rom, Rom von den nördlichen Völkern überwunden worden sei, daß aber schon vorher die Welt in den christlichen Aberglauben verstrickt worden sei. Natalis aber sei ausersehen, den Menschen einmal wieder die Werke der Vergangenheit zu entdecken, denn es würde eine Zeit kommen, wo der christliche Aberglaube zu Grunde gehen und man die alte griechische Weisheit und Kunst wieder als das höchste feiern werde. (X.) Sein Vater erschien ihm im Traum und mahnte ihn, ihn aufzusuchen, um dadurch den rechten Glauben zu finden; darauf erzählt Helena dem Natalis, wie sie seinen Vater gewonnen habe. (XI.) Er sei nämlich als Ritter gefahren gekommen und habe mit ihr gekämpft, die ihn in der Gestalt eines Meerungeheuers zu schrecken versucht hatte. (XI.) Zurückverwandelt, gab sie ihm Lethe zu trinken, er wurde ihr Gemahl und blieb ein Jahr lang bei ihr, bis ihm plötzlich die Erinnerung wiederkehrte und er Helena verließ. (XII.) Natalis entflieht nun seiner Mutter auf einem vorüberfahrenden Kreuzfahrerschiff. (XIII.) Er gelangt im Dienste der Kreuzritter nach Deutschland und bittet zum Schluß seiner Erzählung, daß man ihm behilflich sein möge aus der Gewalt des bösen Feindes völlig zu entrinnen. (XIV.) Natalis wird vom Abt Hilarius unterrichtet und auf den Namen „Theobald“ getauft.



suchenden Meisters zu vernehmen, mit dem sie sicher am bedeutungsvollsten und schönsten schließen würde."

Ja es könnte sogar die Idee des Schlusses überhaupt von Hoffstadt angeregt sein. Denn er schreibt am 12. März 1835 aus Frankfurt: „.... so hoffe ich noch immer, besonders nach meiner Zurückkunft Dich zu bereden, nicht bloß zum Ergötzen, sondern auch Nutzen der künstlerischen Jugend Deiner Steinmetzgeschichte noch jenen zweiten Teil nachfolgen zu lassen, in welchem der alte Meister Kempf als der letzte Steinmetz würdig die ehrenvolle Reihe seiner Vorfahren schließt. Dieses ist, wie Du weißt, meine Lieblingsidee, und ich hoffe, Dich noch einst zu deren Ausführung — und wenns auch nur mir zu lieb wäre — zu überreden."

Ob dieser Entwurf damals schon schriftlich festgelegt war, ist aus dem Briefe nicht zu ersehen; aber jedenfalls gibt diese Fortsetzung der ganzen Gedankenfolge der Steinmetzgeschichte einen eigenartigen Abschluß und hat deswegen in unserer Betrachtung nicht fehlen dürfen.

Bemerkenswert für den Werdegang der Geschichte ist auch das allmähliche Ausscheiden des Märchenhaften, das im „Natalis" und im „Theobald" noch sehr im Vordergrund steht. Der ursprüngliche Ideenkreis umfaßt ja in echt romantischer Weise fast alle Sagen und Wunder der mittelalterlichen Welt. In der endgültigen Fassung jedoch hören wir nichts mehr vom Gral, von Parsifal, von heidnischem Zauberspuk und Blendwerk, nnd es bleibt nur eine fast bürgerliche Erzählung, die aber doch des großen Hintergrundes nicht entbehrt. Auch der Zeitpunkt der Handlung wird dem tiefen Mittelalter (um 1050) entrückt und in die Zeit der beginnenden Renaissance verlegt. Aus einer reichen und bunten Fabelei wird in allmählicher Vertiefung ein kunstphilosophisches Werkchen, das durch die weise Beschränkung des Verfassers an Geschlossenheit der Handlung gewonnen hat, was es an Weite und Üppigkeit des Stoffes einbüßte.

Wie mächtig unsere Erzählung durch Tiecks „Sternbalds Wanderungen" beeinflußt ist, leuchtet schon nach unserer kurzen Inhaltsangabe ein. Um mit dem Äußerlichsten zu beginnen, hieß ja eine Vorstufe von Becks Werk: „Theobalds Wanderungen", und vielleicht ist die Ähnlichkeit der Namen Theobald und Sternbald auch nicht zufällig.

Beidesmal werden uns die Schicksale junger Künstler erzählt, die nach Italien ziehen; in beiden Werken kennt der Held seinen Vater nicht und findet ihn am Schlusse. Sternbald und Theobald hängen beide mit kindlicher Liebe an ihren Meistern.



Diesen inhaltlichen Ähnlichkeiten reihen sich noch Ähnlichkeiten im Aufbau der Handlung an; die bunte Verschlingung der Ereignisse, das Unterbrechen der Handlung durch Wiedergabe langer Briefe, Gedichte und Gespräche findet sich hier wie dort; ebenso Betrachtungen über das Wesen der italienischen Kunst, über das Straßburger Münster, ferner Einwürfe von Kunstfeinden, gegenseitige Besuche von Meistern.

Auch die einzelnen Gestalten der Beckschen Novelle lassen sich ungezwungen mit Tieckschen Charakteren in Parallele setzen. Einiges mag auch an Novalis' Heinrich von Ofterdingen anklingen, so die wandernden Kaufleute. Mühelos ließe sich bei einer eingehenden Vergleichung die zehnfache Zahl an Ähnlichkeiten und Entlehnungen anführen, doch liegt ja die Sache bereits offen zu Tage. Vielmehr scheint es uns wichtiger nachzuweisen, ob Beck vielleicht trotz des Tieckschen Gewandes in seiner „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" Eigenes zu geben versuchte, und seine Erzählung also eine selbstständige Stellung einnimmt.

Da zeigt es sich nun, daß unserm Beck doch etwas ganz anderes vorschwebte als Tieck. Schon stilistisch tritt ein großer Unterschied zu Tage. Im Gegensatze zu Tieck befleißigt sich Beck absichtlich einer archaisierenden Ausdrucksweise, wie sie etwa den alten Volksbüchern und manchen Schriften Brentanos entspricht. Daneben aber wird gleichzeitig durch die jambische Rhythmisierung, wie sie durch das ganze Werkchen hindurchgeht, ebenso deutlich eine gewisse Erhabenheit des Ausdrucks angestrebt.

Noch ein weiter und tiefer greifender Unterschied zeigt sich zwischen Sternbalds Wanderungen und der Steinmetzengeschichte darin, daß bei Beck ganz bewußt darauf verzichtet wird, durch interessante Situationen das Interesse des Lesers zu wecken, wie überhaupt auf den äußeren Geschehnissen gar kein Nachdruck ruht; sie werden ohne jeden Realismus in einer mehr verhüllenden, andeutenden Weise berichtet. Ferner war der Dichter durchaus nicht bemüht die Charaktere seiner Personen zu vertiefen; ihre wesentlichen Eigenschaften stellt er uns zwar völlig klar vor Augen, aber dies geschieht auf die selbe kindlich-naive Art wie in den alten Volksbüchern, deren Technik er sich auch sonst offenbar zum Muster nimmt; er beschreibt in einfachen Worten das Wesen der darzustellenden Person und begnügt sich meist mit dieser direkten Charakterisierung, während die Reden, die er seinen Gestalten in den Mund legt, keinerlei persönliche Färbung zeigen.





Und doch ist die Steinmetzengeschichte auch wieder etwas wesentlich anderes als die schlichte Lebensbeschreibung eines frommen Künstlers im Legenden- oder Holzschnittstil. Was sie sowohl von Tiecks Sternbald als von den alten Volksbüchern und Legenden scheidet, ist der tiefe Ideengehalt, mit dem Beck sie ausgestattet hat, und der auch von den Zeitgenossen nicht verkannt wurde. Darin liegt auch der Wert und die Bedeutsamkeit des Werkchens, das ja, vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet, bescheiden genug dasteht.

Schon im äußeren Aufbau, in dem großen Raume der den Kunstgesprächen und den gleichfalls theoretisierenden Briefen gegönnt ist, liegt die Aufforderung, das Buch als philosophische Leistung aufzufassen. Nur dadurch können wir zum Lebensnerv des Buches vordringen und ihm gerecht werden.

Da die Anschauungen, die Beck in der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" über die Kunst äußert, in den auch 1834 erschienenen und gleichfalls von der Gesellschaft von den drei Schilden herausgegebenen „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst" von ihm weiter ausgeführt sind, so wollen wir hier nur die wichtigsten Züge hervorheben.

Der Kunsttrieb ist an sich nicht nur den Menschen, sondern auch den Tieren und Pflanzen, ja sogar den Steinen angeboren, bei denen er in der Erscheinung der Kristallisation zu Tage tritt. Die Natur sehnt sich darnach Kunst zu werden. Die Vollendung der Naturprodukte kann nun allerdings der Mensch in seinen künstlichen Werken nie erreichen, allein er kann doch viel Höheres darstellen. Die Schöpfung eines Kunstwerkes kann nämlich nur dadurch vor sich gehen, daß der Künstler den Geist des Gegenstandes, den er schaffen will, in sich zieht. Bildet der Mensch nun lediglich die äußere Natur nach, so zieht er niedrige Geister in sich und wird schließlich zur Anbetung der Kreatur verführt. Der Mensch soll aber eben sich nicht der weltlichen Kunstübung hingeben, sondern sich lieber in den höchsten Gegenstand, in Gott versenken, dann wird die Kraft der Liebe bewirken, daß das Gebild dem Urbild ähnlich werde. Eine fromme Geistesverfassung und ein reines Leben ist also die Grundbedingung für das gedeihliche Schaffen eines christlichen Künstlers.

Aus diesem Grundgedanken der religiösen Ästhetik Becks ergibt sich natürlich auch sein Standpunkt in der Beurteilung der Stilperioden. Von vornherein muß die Gotik, die von gottbegeisterten Künstlern zu religiösen Zwecken verwendet wurde, höher stehen als

die Kunst der heidnischen Römer und Griechen, die nur die Kreatur verherrlichten und von den hohen Ideen des Christentums keine Ahnung hatten. Die Beschäftigung mit der heidnisch-weltlichen Kunst ist also gefährlich. Die Renaissance muß als bedauerliches Zurücksinken in die unvollkommene heidnische Kunst verurteilt werden; die christlich-gotische Kunst steht so hoch über der heidnischen wie das Christentum über dem Heidentum steht.

Diese Gedanken werden nicht nur direkt in den Gesprächen und Briefen häufig erörtert, sondern der ganze Aufbau der Erzählung dient ihrem Ausdruck. Die Idee der Steinmetzengeschichte und ihre Bedeutung ist eben der Kampf zwischen Christentum und Heidentum in der Kunst. Alle Hauptpersonen sind Träger dieser Idee. Den zwei christlichen Meistern Ulrich und Erwin stehen die heidnisch gesinnten Arnolfo und Engelbert gegenüber. Dem christlichen Philosophen Albertus Magnus und seinen Lehrern entspricht der antikgesinnte Hieronymo. Antonio ist der Vertreter des weltlichen, der Kunst überhaupt abgewandten Sinnes. Theobald selbst ist anfänglich den heidnischen Einflüssen im Hause des Hieronymo ausgesetzt, folgt aber dem Zuge seines Herzens, der ihn zur christlichen Kunst hinführt, und gewinnt auf diesem Wege Ruhm und Glück. Engelbert dagegen, der von diesem Wege abwich, gerät dadurch ins Unglück, wird aber nach seiner Bekehrung doch noch gerettet. Als äußeres Symbol für den inneren Sieg der christlichen Idee ist die Wanderung des alten Ulrich nach Indien zu betrachten, wo ihm sicherlich das hohe Glück beschieden sein wird, die Gralsburg zu erreichen. (Wir wissen ja aus dem Entwurf der Fortsetzung, wie Beck des alten Meisters Schicksal sich weiter gestalten ließ.)

Es war kein unglücklicher Gedanke der Gesellschaft von den drei Schilden, in der Zeit der wiederauflebenden Beschäftigung mit altdeutscher Kunst diese kleine Tendenzerzählung herauszugeben, in der den christlich gesinnten Lesern die Gotik auch von seiten der Religion her empfohlen wurde.

Gerade von diesem Standpunkt aus wird es interessieren, die Stimmen der Kritik über die Steinmetzengeschichte zu vernehmen:

Bayerische Annalen. Blätter für Litteratur. Nr. 95. 9. August 1834, S. 761; gez. J. H. (Hamberger).

„So dürftig der vorstehende Abriß der Erzählung, den wir unserer eigentlichen Würdigung vorauszuschicken uns genötigt sehen, ausfallen mußte, eben so reich und lebensvoll ist die poetische Entfaltung im

5*



Original. Nirgends hat der Verfasser, wie mancher Schriftsteller sonst wohl tut, irgend schon fertige Ausdrücke oder Redensarten nur so eben als solche benützt und aufgenommen, sondern seine ganze Darstellung ist durchaus neu und mit allen ihren Einzelheiten ganz aus dem Geiste, ganz aus der Empfindung der Gegenstände selbst hervorgegangen.

Die hiemit angedeutete hohe Vortrefflichkeit, um deren willen wir dem Buche recht viele, nicht bloß oberflächlich, sondern wahrhaft und tief gebildete Leser wünschen, zeigt sich sowohl in den eingeflochtenen Naturschilderungen, in welchen der Verfasser ein ausgezeichnetes malerisches Talent besitzt, als auch in der Darstellung von Seelenzuständen, die einen höchst sinnigen Geist beurkunden, ferner in der Beschreibung von Kunstgegenständen, in denen er eine Sachkenntnis verrät, wie man sie bei Schriftstellern selten oder fast gar nicht antrifft, nicht minder in der Abbildung von Szenen aus dem häuslichen Leben, die mit einer Zartheit behandelt sind, wie sie wohl nur den größten Meistern eigen zu sein pflegt. Was dagegen die Charaktere der in der Erzählung vorkommenden Personen betrifft, so sind sie zwar im Ganzen, wie schon aus dem vorangeschickten kurzen Abriß erhellen kann, sehr gut gehalten; doch aber wird man nicht überall so völlig in das Innerste eingeführt, ihr ganzes Wesen nicht so völlig für uns aufgeschlossen, wie man es bei der Virtuosität in der übrigen Darstellung erwarten möchte. Dieser Tadel ist indessen nur durchaus relativ, und wohl manchem Autor jetziger Zeit wäre zu wünschen, daß er in Gestaltung der Charaktere nur bis zu diesem Punkte gelangt sein möchte. Zudem ist z. B. der Charakter des Meisters Ulrich so durchaus gelungen, daß er unstreitig zu den vollkommensten poetischen Produktionen gezählt werden muß. Der Charakter Theobalds, der des Georg Engelberger, des Meisters Erwin, des Albertus Magnus, auch Baldwins, dann Antonios, sowie Hieronymos usw. stehen der Vollkommenheit von jenem wenigstens nahe.

Da der Schauplatz der Erzählung teils Deutschland, teils Italien ist, so hatte dies auch gebührenden Einfluß auf die Darstellungsweise des Verfassers, und der aufmerksame Leser wird bei den das Vaterland betreffenden Schilderungen, das auch den deutschen Malern z. B. eigene, liebevolle Eingehen auf alles Einzelne, wiederum aber auch bei allen italienischen Gegenständen ein mehr großartiges geistreiches Zusammenfassen mit Freuden wahrnehmen. Der Stil, dessen sich der Verfasser hiebei bedient hat, nähert sich im Ganzen dem

altteutschen, nicht nach einer vorausgegangenen allgemeinen Überlegung, oder einem bloß äußerlich gefaßten Vorsatz, wie bei den Afterromantikern der Fall ist, sondern, weil der Hauptgegenstand, von dem unser Verfasser ganz ergriffen war, es so zu verlangen schien. Findet man an dem Style selbst Ungleichheit, so möge man dies dem Autor nicht durchaus verübeln, indem ja die Gegenstände selbst Modifikationen erforderten.

So sehr wir indessen dies zugeben müssen, und den Grund jener Abweichungen ehren, so wünschten wir doch, daß der Verfasser, bei aller Vertiefung in die darzustellenden Gegenstände, zugleich auch von denselben sich mehr frei erhalten hätte, und die das Ganze beherrschende Idee, auch durch eine etwas größere Einheit im Ausdruck sich offenbart haben möchte [folgen Proben].

Schon oben haben wir angedeutet, daß die ganze Erzählung einen didaktischen Zweck habe, und gewiß wird man, sobald wir die eigentliche Aufgabe, die sich der Verfasser bei derselben machte, bezeichnet haben werden, die Wahl der Tatsachen der vollständigen Lösung jener Aufgabe durchaus angemessen, ja diese in der herrlichen Ausführung des Thatsächlichen zum Theile bereits schon gelöst finden. Auf der andern Seite aber ist auch das eigentlich Doctrinelle so sehr aus dem Geschichtlichen hervorgegangen und so lebendig von demselben abgeleitet, daß es großentheils selbst wieder als Geschichtliches sich darstellt, und wir nicht bloß die glücklich getroffene Abwechslung zwischen Belehrungen und Tatsachen zu rühmen, sondern, was weit mehr ist, Beides als Eins und Dasselbe anzuerkennen haben. Überall ist dies freilich nicht der Fall, da, wie wir schon früher bemerkten, die Darstellung der Charaktere nicht überall gelungen ist, und daher manches Wort den Personen nur eben in den Mund gegeben, nicht aber schlechterdings aus ihnen hervorgegangen zu sein scheint. Doch sind alle diese Belehrungen, die wir sonach bisweilen mehr bloß von ihrem Verfasser, als von den in seinem Werke vorkommenden Personen erhalten, schon für sich selbst so vortrefflich, und, weil sie schlechterdings nichts Erborgtes, sondern ganz aus dem eigenen Innern, und der eigenen Erfahrung Hervorgegangenes sind, so durchaus lebendig und tief ergreifend, daß wir, in dem Danke für so großen, reichen Gewinn, als uns hier geboten wird, jene verhältnismäßig so geringen Mängel gerne übersehen.

[Folgt Darlegung der Grundgedanken.]



Außerdem machen wir unter andern auf die ganze Darstellung des Zusammentreffens des Theobald mit Albertus Magnus, ferner auf den Abschnitt, wie Hilarius der Abt mit Erwin Zwiesprache hielt, dann auf die Beschreibung eines byzantinischen Kunstwerkes, das Theobald mit dem Engelberger auf der Reise nach Italien gewahrte, nicht minder auf das Zusammentreffen mit Giotto und Dante, auf das Wiedersehen Herrn Ulrichs, als dieser nach dem Grabe zog, auf die Erscheinung des Geistes der Herlindis, auf Theobalds Wiederkehr nach Straßburg usw. als auf Darstellungen aufmerksam, die gewiß jeder Kenner dem Vortrefflichsten beizählen wird, was irgend die deutsche Literatur aufzuweisen hat."

Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 267 vom 23. September 1880, S. 3917.

„München, im September. Die Geschichte eines deutschen Steinmetzen von Friedrich Beck, welche zuerst 1834 erschien, ist nun in die Reihenfolge der Reclam'schen Universalbibliothek (Leipzig) Nr. 1377 aufgenommen und durch die bekannte Billigkeit dieser Büchlein mit in den Stand gesetzt ein wahres Volksbuch zu werden. Die ruhig und leidenschaftslos dahinfließende Erzählung erinnert an die alten Tafelbilder der flämischen Maler; es ist der beinahe legendenhafte, treuherzige Ton, dieselbe schlichte Weise des Vortrags mit ungebrochenen Farben. Der Verfasser berichtet von dem Leben eines verwaisten Knaben, welcher, erst im Dienst eines Kaufmanns, aber beseelt vom lichten Drange zur Kunst, nach Köln und in die Bauhütte des dortigen Doms gelangt und durch Albertus Magnus ganz in die Tiefen der Architektur eingeweiht, zu einem tüchtigen Meister sich entfaltet. Dann seine Wanderung stromaufwärts, längs den Ufern des Rheins, nach Straßburg zum großen Erwin v. Steinbach, welcher ihn mit einer wichtigen Sendung nach Italien betraute. Dort zu Florenz und Pisa mit Giotto und Dante, aber zugleich mit den Vertretern der anbrechenden Renaissance in Berührung gebracht schildert unser Dichter die Einwirkung der Antike, gegen welche unser deutscher Steinmetz die Berechtigung, die Schönheit und Tiefsinnigkeit seiner heimatlichen Spitzbogenkunst wacker verteidigt. Die Gegensätze sind lebendig personifizirt, überhaupt das rauschende Leben der italienischen Städte mit den stolzen, händelsüchtigen Lombarden gut charakterisiert. Auf dem Rückwege findet unser Steinmetz, um auch anticipando den äußeren Faden kurz zu erwähnen, die Spur seiner Eltern und sogar noch seinen längst todt geglaubten

Vater und erreicht mit der Hand von Erwins Tochter den Preis seiner Treue. Das Ganze erinnert theilweise an Tieck und Wackenroders „Franz Sternbald“ und Hardenbergs (Novalis) „Heinrich von Ofterdingen“, theilweise aber auch an Spindler — doch hält sich die Novelle mit ihrem wahrhaft culturhistorischen Hintergrund in glücklicher Weise eben so fern von der süßen Sentimentalität der Romantiker, wie von der seichten Oberflächlichkeit des letztgenannten. — Gleichzeitig freut es uns melden zu können, daß die pädagogischen Zwecken dienenden Lehrbücher des verdienten, leider erblindeten und hochbetagten Gelehrten und Dichters — so stellte sich Fr. Beck jüngst auch zum landesfestlichen Jubiläum mit zwei von Fr. Riegel und Wilh. Rück componierten Liedern ein — rege Theilnahme finden, indem erst jüngst dessen an vielen höheren Unterrichtsanstalten eingeführtes „Handbuch des deutschen Prosastyls“ und ebenso sein „Lehrbuch der Poetik“, ersteres in sechster, letzteres in fünfter verbesserter Auflage (München 1880 bei C. Merhof) erschienen sind.“

Cottas Kunstblatt Nr. 47 vom 11. Juni 1835 (Artistische Miszellen aus München, eine Sammelrezension, gezeichnet — er) urteilt über die Steinmetzengeschichte: „..... Das Geschichtliche aus den Lebensverhältnissen Erwins von Steinbach, sowie mehrerer seiner Zeit- und Kunstgenossen, bildet in dem kleinen Kunstroman den Grundfaden, die Dichtung den Einschlag. Einzelne Stellen der eingewebten Lieder heben insbesondere die Macht und Würde der künstlerischen Thätigkeit treffend hervor. Unter den eingeführten Personen sind verschiedene große Namen. Dante so reden zu lassen, daß man in ihm den Sänger der „Divina Commedia“ wiedererkennt, dürfte freilich ebensoschwer sein als Sokrates auf unsere Bühne zu bringen. Angemessener läßt sich Albertus Magnus vernehmen. Neue Ideen kommen eben nicht vor, die gangbaren sind indessen mit Geschicklichkeit verwendet. Sollte sich aber der Zusammenhang und Sinn der vielbesprochenen Steinmetzenverbrüderungen nicht besser zu einem poetischen Bindemittel geeignet haben, als die stoffartige Verähnlichung des Interesses, worin der Verfasser die Einheit des Ganzen zunächst gesucht hat? Der altdeutsche Ton ist gut gehalten, dabei edel und fließend. Die herrschende Stimmung ist weder so weinerlich noch so schwindsüchtig, als sie in der Zeit Mode war, wo der Mondschein der Romantik sogar manche volle Wange blaß färbte. Unser Steinmetz geht frischer zu Werke, obwohl er für sein Jahrhundert, und um das Schurzfell vollkommen zu

verdienen, immer noch zu ernsthaft seyn dürfte. Unsere Altvorderen müssen nach den Zeugnissen ihrer Kunst, Poesie und Geschichte notwendig viel heiterer und mannichfaltiger gewesen seyn, als sie gewöhnlich vorgestellt werden. Der angenehme Roman ist allen Lesern zu empfehlen, die sich unter dem Lärm und Schellenklang der Gegenwart gern an die große Vorzeit ihres Volkes erinnern."

Von späteren kritischen Äußerungen dürfte nicht ohne Interesse das Urteil des Dr. Georg von Orterer sein, der von der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen" in seinem Becknekrolog (Bayerische Gymnasialblätter 1888, S. 579) meint, sie verdiene ein Volksbüchlein im besten Sinne des Wortes zu werden. Alois Dreyer in seiner Poccimonographie will sie „getrost Tieck-Wackenroders (!) Wanderungen an die Seite stellen."

Wie sehr die künstlerische Formung der romantischen Gedankenwelt Beck schon vor der endgültigen Gestaltung der Steinmetzengeschichte zu schaffen machte, geht aus dem 1830/31 entstandenen, unveröffentlichten „Märchen" hervor, das hier behandelt werden mag, weil es Verwandtschaft mit der Steinmetzengeschichte zeigt und schon im Jahre 1831 zur Veröffentlichung durch die Gesellschaft bestimmt war. Man hatte damals im Sinne, nach Art einer Zeitschrift in zwangloser Folge Hefte herauszugeben, deren jedes verschiedene Beiträge der Mitglieder enthalten sollte. Das erste Heft sollte neben Becks Märchen eine Abhandlung von Hoffstadt über Fragen der Gotik und einen nicht genauer erwähnten Aufsatz von Bernhard bringen. Zur Veröffentlichung aber gelangten diese Hefte nie, und Becks Märchen war wohl der einzige Beitrag, der nicht im Beginn stecken blieb, sondern zur Vollendung gedieh.

Sein Inhalt ist kurz folgender: In chaotisch wilder einsamer Winternacht nahen sich einer wohlverwahrten Burg drei fremde Gestalten: Hermes, ein schöner, jugendlicher Mann, Flamme, seine holdselige Gattin, und ihr zartes Söhnlein Phantasus. Flamme trägt in der Hand einen weithinleuchtenden, köstlichen Rubin. Der Wächter läßt die Fremden ein, die den in Zauberschlummer gebannten Kaiser erwecken wollen. Hermes berührt den Schlafenden mit seinem Palmzweige, und er erwacht zur Freude des Wächters und des Volkes; sofort wird es Frühling, die unwirtliche Gegend wandelt sich in blühendes Gefilde und eine große Stadt mit Türmen, Brücken, Erkern und Zinnen entfaltet ihr mannigfaches Treiben. Meister Wolfram erscheint in mittelalterlicher Tracht und singt zur Laute ein

Lied, das vor Entzweiung warnt. Auf Phantasus' Geheiß und durch die Macht des Rubins wandelt sich der Wald in einen herrlichen gotischen Dom, der eben das Kleinod beherbergen soll. Bei der feierlichen Weihe des Domes, im Angesicht allen Volkes, tritt aus verborgener Tür der Alte in kostbarer orientalischer Tracht und der Kaiser bestellt ihn zum Hüter des Doms und des Kleinods.

Nach einiger Zeit jedoch befestigt der Alte den Dom, wirft sich zum Herrscher des Landes auf und weigert dem Kaiser hartnäckig den Gehorsam, ja er bedroht ihn mit furchtbarem Fluche. Hermes will nun den Alten gefangen nehmen, aber Flamme und Phantasus widersetzen sich dieser Absicht, Flamme, weil sie in ihrer Macht geschmälert zu werden fürchtet, Phantasus, weil ihm die bunte Gewandung des Alten besonders gefällt. Zürnend begibt sich Flamme mit dem Kind ins Gebirge zur Feuerquelle; sie trinkt und beginnt einen dämonischen Gesang, durch dessen Macht die Gedanken des Phantasus zur seltsamsten und abenteuerlichsten Wirklichkeit werden und ein ganzes Weltbild darstellen. Nach und nach werden auch die Menschen von dem wahnsinnigen Taumel gepackt. Verwirrung, Mord und Brand greift um sich. Nur Hermes bleibt nüchtern, weiß sich dem geheimnisvollen Banne, der ihn erstarren macht, endlich zu entziehen und schwimmt nach Süden, um sich zu erneuen.

Als er wieder zum Kaiser zurückkehrt, ist seine Erscheinung die des griechischen Hermes mit Flügelhut und Flügelschuhen und einer ringelnden Schlange am goldenen Stab. Er schenkt dem hocherfreuten Kaiser, der immer noch von Flamme und Phantasus verlassen ist, ein Kästchen mit gläsernen Würfeln, die auf jede Frage durch geheimnisvolle Zeichen zu antworten vermögen. Durch diese Zaubergabe gelangt Hermes zu hohen Ehren, selbst in der Tracht richtet sich der ganze Hof nach ihm.

Inzwischen wird auch das Volk der Herrschsucht des Alten überdrüssig und verlangt die Herausgabe des Rubins. Der Dom wird mit bewaffneter Hand erstürmt, Bilder und Kunstwerke zertrümmert; endlich findet Hermes, seinen Schlangenstab als Wünschelrute brauchend, den vergrabenen Edelstein. Aber plötzlich verschlingt die Schlange das Kleinod und verkriecht sich. Alle trauern tief über den erneuten Verlust. Der Kaiser altert, wird schwach, müde und kindisch; er glaubt seine Burg zu verschönern, indem er alle Türme, Erker und Zierate entfernen läßt; der Kanzler muß die zufällig zustande gekommenen Sprüche des Würfelorakels als höchste Weisheit verkünden lassen.

Plötzlich erscheint unheildrohend mit flammendem Schweif nach Westen hin ein Komet. Hermes erbebt, verläßt die Burg, eilt ins Gebirge und findet dort Meister Wolfram, der ihm Flamme und Phantasus wieder zuführt. Mitten in der reuevollsten und zärtlichsten Begrüßung der Langgetrennten bemerkt man, daß sich der Komet geradeswegs auf die Burg hinzubewegen scheint. Es wird Nacht, die Burg steht in Flammen und begräbt unter ihren Trümmern den Kaiser. Der Dom jedoch steht seit seiner Erstürmung als grünbewachsene ehrfurchtgebietende Ruine und hier findet man beim Wegräumen des Schutts den Rubin. Der Krypta des Domes, in der das Volk die Asche des Kaisers beisetzt, entsteigen zwei herrliche Jünglinge; der eine trägt eine Feuerlilie und huldigt Flamme, der andre trägt einen Falken und neigt sich vor Hermes. Sie werden gekrönt und der Falkenjüngling herrscht im Norden, der mit der Feuerlilie im Süden. Hermes und Flamme versprechen sie niemals zu verlassen, Phantasus verheißt die Wiederkehr goldener Zeiten. Darauf beklagt Wolfram in einem Liede die Schmerzen der Verbannung, die Flamme erlitten, als unheilbar; aber Phantasus entreißt ihm die Leier und singt die Trostworte:

„Schönste Stunden, sie enteilen,
Kein Vergangnes kehrt zurück,
Doch die tiefsten Wunden heilen,
Und aufs neue blüht das Glück.
Laßt uns hoffen und gestalten,
Jeder wirke, bilde frey;
Nur durch innerstes Entfalten
Werden alte Zeiten neu.“

Diese Schlußworte dienen dem Märchen auch als Motto in der kurzen Form: „Daß alte Zeiten werden neu!“ Eine andere Abschrift trägt das Goethesche Motto: „Es wende nach außen, es wende nach innen die Kräfte jeder; da wär es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.“

Auf den ersten Blick ist es deutlich, daß dieses Märchen gar keinen Anspruch macht auf die schlichte Lieblichkeit und Unumwundenheit des Volksmärchens; es ergeht sich vielmehr im bewußten Spiel einer bunten Form, die als schimmernde Hülle dem Ideengerüst übergeworfen wird. Wir wissen gar nichts über Becks Beschäftigung mit Novalis, aber die Ähnlichkeit dieses Märchens mit dem des Klingsohr im „Heinrich von Ofterdingen“ ist doch ziemlich



deutlich; gerade auch in der äußeren Form, den eingestreuten — übrigens höchst reizvollen — Liedern, der Wünschelrute, dem gläsernen Würfelspiel, dem durch die Phantasie hervorgerufenen Weltpanorama finden sich allerhand Anklänge. Jedenfalls hat es Anspruch darauf, als echt romantisch zu gelten — sei es durch bewußte Anlehnung, sei es durch unbewußte Einfühlung in die sozusagen in der Luft liegenden Stimmungen und Ansichten. Eine weitere Ähnlichkeit bedeutet der Umstand, daß unser Märchen, wie seine Vorbilder oder Vorgänger, die Märchen von Goethe (Auswanderergeschichten) und Novalis, nur eine Deutung in großen Umrissen, nicht aber eine Erklärung jeder Einzelheit erlaubt. Wie weit man mit einer zu eingehenden und strengen Erklärung kommt, darüber liegt uns ein interessantes Beispiel vor: Ein Mitglied der Gesellschaft von den drei Schilden, der damalige Dompropst und nachmalige Bischof Öttl, zeichnete „Ansichten über das Märchen von Beck" auf, die uns ebenfalls schriftlich erhalten sind. Er versucht eine genaue Deutung, indem er den Kaiser als Karl den Großen, Hermes als den Verstand, Flamme als Religion, Phantasus als Phantasie, den Alten als den Papst auffaßt und auf diese Art weder die Einzelheiten unmißverständlich, noch die Tendenz einwandfrei finden kann, so daß seine Deutung sehr bald zur Kritik wird. Offenbar möchte er eine Allegorie haben, die sich streng an seinen Gedankengang hält, und ist sehr unbefriedigt ein buntes lockeres Märchen zu finden, dessen Entwicklung noch dazu in ihm nicht erwünschten Bahnen verläuft. Er schließt seine „Ansichten" mit der Versicherung, das Märchen sei zum Druck nicht geeignet, da es entweder nicht oder falsch verstanden würde. Wir unsrerseits möchten eher bedauern, daß es nicht an die Öffentlichkeit gelangt ist; das Mißverständnis hätte nicht so schlimm werden müssen, wie Öttl es befürchtete. Sieht man zunächst von einer Erklärung der handelnden Personen ab und deutet nur die Ankunft des Rubins anf den Beginn der christlichen Kultur, Hermes' Erneuerung auf die Renaissance, die Gefangenhaltung des Rubins durch den Alten auf die Herrschaft des Dogmas, den Kometen auf die französische Revolution, die endliche Versöhnung von Hermes und Flamme als veredelte Wiederkehr der mittelalterlichen Blütezeit, bewirkt nicht durch die äußere Gewalt des Dogmas, sondern durch „inneres Entfalten" — so hat man ungefähr die Anhaltspunkte, die eine ungezwungene Auslegung der Geschehnisse in großen Linien ermöglichen und zugleich die echt romantische Tendenz des Märchens

deutlich erkennen lassen. — Im Gegensatz zu Öttl urteilt Hoffstadt über das Märchen (Brief an Beck, Memmingen 13. und 14. April 1831): „.... Dein Märchen habe ich auch gelesen, aber erst einmal ..... Zum Zweytenmale glaube ich es ganz verstehen zu müssen. Offenbar ist Deine teutsche Geschichte besser; hingegen die Gedanken im Märchen schön, und dessen Form wird sicherlich, wenn auch vielleicht mir nicht so sehr, doch gewiß dem Publicum besser gefallen. Zum Drucke eignet es sich ganz, und wird unserm Hefte gewiß am meisten Eingang verschaffen.“ Eine Nachschrift am gleichen Brief (21. April 1831) besagt wesentlich mehr: „Ich habe nun Dein Märchen mit Bedacht nochmals durchgelesen, und es hat mich ungleich mehr, als anfangs zufriedengestellt. Vorzüglich schön finde ich die kurzen Lieder darin. Der Sinn des Ganzen läßt sich nicht verkennen; und wenn auch manches dunkel ist, so gibt dies grade dem Ganzen jenen Reiz, der für dessen öffentliche Erscheinung in unserem Hefte so vorteilhaft seyn wird.“ Wie gesagt, das Märchen kam nicht zur Veröffentlichung.

Doch wurde der Eindruck, den die Steinmetzengeschichte hervorrief, noch bedeutend verstärkt durch die schon erwähnten, gleichzeitig erschienenen „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst“. Herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Altertumskunde zu München. München 1834. Gedruckt bey Dr. C. Wolf.

In dieser nur 22 Quartseiten umfassenden Abhandlung werden die in der Steinmetzengeschichte nur angedeuteten Gedankengänge tiefer begründet und zu einer religiösen Ästhetik ausgebaut. Der Inhalt der ganz den Geist Franz von Baaders atmenden Schrift ist folgender:

Im Künstler ist ein Dreifaches wirksam:

1. Der blinde angeborene Kunsttrieb.
2. Das freie Wollen, das jenen leitet und beherrscht.
3. Der Gegenstand, den der Künstler darstellt.

Zu letzterer Kraft ist zu bemerken: Sowohl die sichtbaren Naturdinge als auch in höherem Maße die Ideen der Einbildungskraft werden vom Künstler, der sie nachbildet, nicht nur angeschaut, sondern sie wirken auch auf ihn ein und verändern die schaffende Tätigkeit des Künstlers. Es kann darum auch behauptet werden, daß durch die christliche Religion das Kunstvermögen der Menschheit eine andere Gestalt angenommen habe. Das Verhältnis der Kunst zur Religion entspricht folglich dem des Menschen zu Gott überhaupt und die

Aufgabe der Kunstgeschichte ist es, die Verschiedenheit der Kunsttätigkeiten zu verschiedenen Zeiten durch die Veränderungen, die das Verhältnis des Menschen zu Gott erlitten hat, zu erklären.

Die Kunst konnte erst nach dem Sündenfall entstehen, weil erst durch diese Entzweiung Gott dem Menschen ferne und gegenständlich wurde.

Infolge der Losreißung von Gott entstand nun das Bedürfnis nach der leiblichen Darstellung und Anbetung Gottes, und diese Begierde führte zuerst zur Plastik, weiterhin dann zur Anbetung der Kunstwerke.

Da solange Gott nicht Mensch geworden, die Kunst von der Gefahr der Idolatrie nicht befreit war, so mußte die künstlerische Darstellung des Göttlichen dem jüdischen Volke versagt bleiben. Nur in ihrer symbolischen Baukunst offenbarten sich religiöse Ideen.

Die Sehnsucht der Menschheit nach der realen Gegenwart Gottes wurde erst durch die Inkarnation Christi und die Stiftung des die Menschwerdung stets erneuernden Sakramentes gestillt und die religiöse Kunst hatte nunmehr eine wesentlich andere Bedeutung und Aufgabe. Das Kunstwerk hat nicht mehr unmittelbar die Sehnsucht des Menschen nach Gott zu befriedigen, es hat nur eine vermittelnde Bedeutung, und die Kunst trat also in ein ganz freies Verhältnis zur Religion, der sie sich nun freiwillig, nicht mehr vom Zwange des Bedürfnisses geleitet, hingab. Nun verschwand auch der Vorrang, den die Plastik in der heidnischen Zeit genossen hatte, da ja jetzt auch Architektur und Malerei zur Darstellung des Göttlichen befähigt wurden.

Die neuentstandene christliche Kunst erreichte freilich nicht sofort die Kunstleistungen der Blütezeit des Heidentums; doch ist dies nach dem Gesetze zu erklären, daß jedes höhere Sein, solange es im Werden begriffen ist, sich unvollkommener darstellt, als ein fertiggewordenes niederes Sein.

Übrigens verschwand auch das Heidentum nicht sofort von der Erde; die Christen verhielten sich am Anfang feindlich gegen dasselbe, versäumten zunächst auch gänzlich die Übung der Kunst und mußten sich darum mit antiken Gebäuden bei der Abhaltung ihrer Gottesdienste behelfen. Auch sonst klammerte man sich in ganz unproduktiver Nachahmung an die Trümmer der antiken Kunst. Auch wagte man es lange Zeit nicht, den durch Wundererzählungen geheiligten authentischen Typus der Bildnisse Christi und Marias zu



verlassen; so war aber die freie Bewegung der Kunst gehindert und mehr als tausend Jahre herrschte darum in der christlichen Kunst ein strenger und steifer Stil, ganz analog dem sogenannten heiligen Stile in der altgriechischen Kunst.

Die Konzilien des VII. Jahrhunderts setzten die richtige Art der Bilderverehrung fest und hierdurch war erst im eigentlichen Sinne die christliche Skulptur und Malerei als eine selbstbewußte und zu-sich-gekommene gesetzt, und durch das griechische Volk wurde das Wertvolle und allgemein Gültige der alten Kunst jetzt der neuen christlichen vermittelt und überliefert, so daß diese nicht mehr von vorn anzufangen brauchte.

Als Träger der inneren Entfaltung des Christentums und somit auch seiner religiösen Kunst zeigte sich das deutsche Volk. Es erfand den sogenannten gotischen oder deutschen Stil, und bildete Skulptur und Malerei aus. Die deutsche Kirchenbaukunst des 13. bis 15. Jahrhunderts ist als der erste Triumph und die erste Verklärung der erlösten menschlichen Kunst im allgemeinen anzusehen. Viel trugen zu dieser Entwicklung auch die Kreuzzüge bei. Diese erste Verklärung wurde nur unterbrochen und darf nicht als die höchste und einzige angesehen werden. Es muß ihr eine zweite, höhere uud bleibende nachfolgen.

Die erste Blütezeit wurde unterbrochen durch die Renaissance. Trotz ihrer unberechenbar nachteiligen Folgen war sie nötig, um die Menschheit aus der Zeit des christlichen Jugendalters in das reifere Stadium höheren Selbstbewußtseins zu erheben.

Die Kirche beging einen großen Fehler, daß sie die antike Baukunst und Plastik an Stelle der bisherigen, vom Christentum selbst erzeugten setzte; denn die heidnische Kunst ist gänzlich unvermögend, christliche Ideen auszudrücken.

Dieser Mißgriff kam daher, daß man die alte Kunst nur als ein Produkt des Schönheitsgefühles der Menschheit überhaupt ansah, sie vom religiösen Bewußtsein trennte und ihre absolute, idolatrische und religiöse Bedeutung gänzlich verkannte.

Auch die Reformation konnte hierin nicht Wandel schaffen. Die Reformatoren fühlten wohl, daß auch die Kunst verderbt und gottlos sein könnte, kamen aber über den Judaismus nicht hinaus und trennten darum die Kunst von der Religion gänzlich ab. Nun erst trat die weltliche Kunst als solche entschieden hervor und sie verdrängte mehr und mehr die religiöse. Von den Niederländern erhielt



sie die Richtung auf das Niedrig-Reelle. Doch hat auch die weltliche Kunst, insbesondere die Landschaftsmalerei die Bestimmung sich zur Darstellung überweltlicher Ideen zu erheben.

Jetzt werden allerdings die Bau- und Bildformen des Mittelalters wieder aufgenommen; doch ist diese Wiederaufnahme nicht schöpferisch und allgemein genug.

Freilich soll der Nutzen des Studiums der heidnischen Kunst nicht geleugnet werden. Die christliche Kunst kann dadurch nur gewinnen.

Das gründliche Studium der Antike nimmt von Tag zu Tag zu. Man sieht heutzutage ein, daß die Mythologie der alten Völker nicht ein Erzeugnis bloß subjektiver Kräfte sei; wenn man aber bedenkt, daß es objektive Mächte waren, die die natürliche Religion im Heidentum erzeugten und die die Idolatrie herbeiführten, so wird man mit einem gewissen Schauer von jeder Nachahmung ablassen und sie als etwas Unrechtes und die Geheimnisse der Vorwelt Profanierendes betrachten.

Dann wird man auch die Vollendung der christlichen Kunst erkennen, man wird einsehen, daß der Kunstsinn sich nur zu seinem Nachteil von der Religion scheiden könne, daß dasselbe höchste Subjekt, das in dem Menschen als Prinzip der Wahrheit und des Rechtes sich offenbart, sich ihm auch als Prinzip der Schönheit kundgebe, und somit dieses Gefühl selbst ein religiöses und im Christen ein Werk der Gnade sei. Dann wird aber auch die christliche Kirchenbaukunst ihre zweite und bleibende Verklärung feiern. Die Skulptur und Malerei werden ihr wie einst, nur in höherer Weise dienen und, indem sie sich ihrer falschen Selbständigkeit begeben, ihre wahre erlangen. Die Kunst überhaupt aber wird sich in Freudigkeit, Demut und Glaube wiederum dem dreieinigen Gott aufopfern, der sie durch das unergründliche Wunder seiner Liebe von den Banden der Idolatrie und ihrer Schuld erlöst, sie aus der Knechtschaft zur Freiheit berufen und in seinem Dienst geheiligt hat.

Inwiefern hier eine Weiterbildung der Philosophie Franz von **Baaders** vorliegt, will ich hier nicht im einzelnen nachweisen, sondern vorläufig nur ganz kurz auf die Abhängigkeit von Baaderschen Ideen überhaupt hindeuten.

Wie bereits erwähnt, dürfte Beck an der Universität Baaders Vorlesungen gehört haben; in sämtlichen Nekrologen wird auf seine



Bekanntschaft mit diesem Philosophen hingewiesen, die durch Becks Freundschaft mit dem Theosophen Hamberger und mit dem Baaderherausgeber F. Hoffmann auch späterhin immer neue Nahrung erhielt.

Auf Baaders erkenntnistheoretische Prinzipien deutet schon die Methode hin, nach der ein im Grunde doch ästhetisches Problem zu lösen unternommen wird. Beck geht aus von der Menschheit vor dem Sündenfall — auch ein Baaderscher Begriff; die Bibel kennt ja nur zwei Vertreter — und interpretiert dann die Weltgeschichte nach transzendenten theosophischen Prinzipien.

Aber auch Becks Ergebnisse atmen Baaderschen Geist; es möge einstweilen genügen einige Stellen aus dem VI. Heft (21. Cap.) von Baaders Fermenta cognitionis, Leipzig 1825, anzuführen (Ges. Werke II, 431 ff.):

„Was im vorhergehenden von der natürlichen Affinität des Bösen und Ungesunden (sowie des Guten und Gesunden) gesagt worden, gilt nicht minder von jener des Guten, Schönen und Angenehmen, und ohne Zweifel haben wir nur darum noch keine genügende Theorie des Schönen, weil man in neueren Zeiten sich nicht damit begnügte, das Schöne, wie auch recht war, von dem Guten, sowie von dem Angenehmen bestimmt zu unterscheiden, sondern statt dieser organischen Unterscheidung eine wirkliche Trennung (Abstraktion) dieses Ternars eintreten ließ. Man verkennt darum immer meistensteils die Größe und die Würde des Problems des Künstlers, welches darin besteht, teils in uns eine Reminiszenz der ursprünglichen, natürlichen Affinität (Association) jener drei zu erwecken und mit derselben ein Gefühl der Wehmut (regret) über ein verlorenes Paradies, teils darin, uns ein Vorbild einer künftigen und indissolublen Reunion dieses Ternars des Guten, Schönen und Angenehmen zu geben und somit die Hoffnung eines wiedergewinnbaren Paradieses in uns zu beleben.“

Baader hebt also den Zusammenhang zwischen dem Schönen hier und dem Guten und Angenehmen dort hervor; ebenso wie Beck mit dem Sittlichen und Wahren. Ferner hat bei beiden die religiöse Kunst die Aufgabe, die großen Ideen des Christentums uns zu zeigen und so vermittelnd zu wirken.

Baader fährt dann einige Zeilen weiter unten fort: „Daß übrigens die schöne Kunst wirklich einen religiösen Zweck haben sollte, oder nur könnte, wird gleichfalls allen denjenigen lächerlich, wo nicht ärgerlich lauten, welche in dieser Kunst (die ihnen wesentlich nur

heidnisch ist) eben nur eine Diversion gegen jeden religiösen Gemütsaffekt suchen."

Die einzige Rezension über Becks „Andeutungen," die es mir gelungen ist zu entdecken, steht in Cottas Kunstblatt vom 11. Juni 1835 (Nr. 47) in einem Sammelartikel „Artistische Miscellen aus München" gezeichnet — er. (An gleicher Stelle ist auch die bereits erwähnte kürzere Rezension der Steinmetzengeschichte zu finden.) Allzuviel Beifall finden — im Gegensatze zur Steinmetzengeschichte — die „Andeutungen" nicht vor den Augen des Rezensenten. Er urteilt: „Besser gemeint und geschrieben als gedacht." Gleich der erste Satz liefert mehrere Belege zur Rechtfertigung des ausgesprochenen Urteils. Jenem zufolge muß in dem Künstler vor allem eine dreifache Tätigkeit oder eine dreifache Kraft unterschieden werden. Die erste sey der blinde, angeborne Naturtrieb; die zweite das freie Wollen; die dritte der dargestellte Gegenstand. Diesen in die innere Thätigkeit mit eingeschlossen zu finden, könne vielleicht befremden, da aber schon bei der Nachbildung eines sichtbaren Naturdinges, z. B. einer Pflanze, diese keineswegs als leidend untätig sich verhalte, sondern ihr eigenstes Wesen, gleichsam ihre Seele, in der des Künstlers lebendig und wirksam werden müsse, wenn er ein wahrhaftes Bild von ihr geben solle, so werde man dies in noch höherem Grade von den Ideen der Einbildungskraft oder den sogenannten Idealen zugeben müssen.

Zuvörderst ist es ein handgreifliches Mißverständnis, der Vorstellung eines äußeren Dinges, wofür die Pflanze als Paradigma gelten soll, den Namen einer eigenen, dritten Kraft anzuheften und als solcher einen besondern Sitz in der innern Thätigkeit anzuweisen, da doch lediglich die Vorstellung der ursprüngliche Grund, das fortdauernde Vehikel aller der Bewegungen ist, die hinsichtlich des empfangenen Eindrucks bedingungsweise in der Seele des Künstlers vorgehen, nicht aber dasjenige, was das Wesen des vorliegenden Gegenstandes an sich selbst ausmacht und bedeutet, abgesehen von seinem Verhältnisse zur sinnlichen Erfahrung. Die Frage nach dem Jenseits des äußeren Dinges fällt der Spekulation anheim, und obwohl das Ergebnis der Beantwortung im Großen und Ganzen schwerlich für die Kunstbetrachtung und Kunstausübung gleichgültig seyn dürfte, so kann es doch im gegenwärtigen Falle füglich dahingestellt bleiben. Welch ein Heer von Kräften wäre zu fürchten, wenn ihre Auswahl zum Theil von der besonderen Art und Weise abhinge, mit welcher sich die Bilder der darzustellenden Dinge der Seele des



Künstlers einprägen! Was kann und soll ihn denn hindern, die Vorstellung eines äußerlich Gegebenen zum Gegenstande einer zweiten Vorstellung zu machen, sobald es darum zu tun ist, den erfahrungsmäßigen Eindruck für anderweitige Zwecke zu benutzen, zu reinigen, zu steigern? Wenn nun aus dem äußerlich gegebenen Gegenstand sich solchergestalt der Gedanke eines zweiten entwickelt, liegt da die eigentlich bewegende Kraft noch in dem Gegenstande, oder nicht vielmehr in der allgemeinen Thätigkeit des Künstlers? Versuche der Verfasser einmal, die obenhin angenommene Dreitheilung in wahrhaft charakteristischen Umrissen darzulegen, und er wird dabei ungeahnte Schwierigkeiten antreffen. In seinem Sinne ist sie völlig unhaltbar. Weil er auf den Fortgang und Unterschied des beschriebenen Prozesses nicht geachtet hat, so ist er gezwungen worden einen Sprung zu wagen, um von der Pflanze oder dem Begriffe eines äußerlich gegebenen Dinges zu den Gestalten der sogenannten Ideale hinüberzukommen. Dort lief er Gefahr, das Geschäft der Nachbildung, indem er sich mit unvorsichtigen Ausdrücken zu stark auf die Seite des äußeren Gegenstandes warf und die naturgemäße Selbständigkeit des Künstlers zu wenig berücksichtigte, in eine leidentliche Hingebung, in den Schein einer angezauberten Fähigkeit zu verwandeln, mag er auch an und für sich richtiger denken als er geschrieben hat; hier kann er nun eben deshalb nicht den Weg zu den Idealen finden, denn nothwendiger Weise bedingen sie eine andere Anschauungsweise, als die Nachbildung einer Pflanze, deren Seele sich mit der inneren Thätigkeit des Künstlers angeblich als dritte Kraft vereinigen soll. Den Ausdruck Seele kann man sich, als Inbegriff der wesentlichen Eigenschaften gar wohl gefallen lassen, aber die Sache wird für unsern Verfasser nur schlimmer, weil die Seele von außen her falsch instradiert ist und obendrein die Kosten der Reise zu tragen hat, ohne doch auf eigene Rechnung das gehörige Ziel zu erreichen.

Alle und jede wahre Gegenstandstheorie muß ursprünglich von der Seele des Künstlers ausgehen, folglich auch die Nachbildung der äußeren Dinge von vorneherein auf jenen inneren Lebensquell zurückführen unter der Bedingung, daß dabei gezeigt wird, wie die freie Thätigkeit des Geistes mit dem freien Gehorsam gegen die Natur des Sichtbargegebenen unabänderlich zusammenhängt, und wie beide auf dem Gipfel der Meisterschaft sich von selbst in einem untheilbaren Punkte begegnen. Wird jene Einschärfung hintangesetzt,



so neigt sich die Ansicht von der freien Thätigkeit entweder zur Begünstigung ungebundener Willkür hin, oder der Begriff der Nachbildung artet in die Vorstellung einer Nachahmung aus, die, ernstlich beim Wort genommen, auf die identische Wiederholung des Vorliegenden hinausläuft, als solche aber ein absolutes Unding ist, sowohl für den Gedanken, als für die Ausübung. Bei der oben bezeichneten Betrachtungsweise ist es sehr wohl möglich, für die Erzeugung und Wirklichkeit der Ideale einen Standpunkt zu gewinnen, dem die gewöhnlichen Gegner, die sich jetzt wieder lauter regen, mit ihrem Anlauf nichts anhaben können; denn da ihre Meinung, will sie anders eine fest abgeschlossene seyn, theils ein offener, theils ein verkappter Materialismus ist, so darf man sie nur unablässig nöthigen, denselben wissenschaftlich aus sich selbst zu rechtfertigen, um ein Zeuge ihrer Niederlage zu werden. Der Materialismus kann sich nirgends rein und vollständig aus eigenen Mitteln behaupten; vermöchte er es, so hätte er längst die Welt erobert. Den Gegenstand aber mit unserm Verfasser als eine dritte Kraft der inneren Thätigkeit zu denken, geht schon darum nicht an, weil die Ideale und Außendinge bei einer solchen Auffassung durch den Zwang gleichartiger Klassifikation in eine unnatürliche Stellung geraten würden. Der berührte Irrtum gehört unter die Subreptionen, die auf einer voreiligen Verwechslung oder, deutlicher gesagt, auf einer poetischen Verwirrung des Sprachgebrauchs beruhen. Endlich erschöpft schon der Spielraum der Naturnotwendigkeit, insofern sich die Nachbildung mit einer ähnlichen Gewalt darauf hinwendet, oder, um die Worte des Textes zu brauchen, insofern sie dem blinden, angeborenen Naturtriebe angehört, verbunden mit dem Umfange des freien Wollens, das ganze Gebiet künstlerischer Thätigkeit vollkommen, so daß schlechterdings kein Drittes unter irgend einem Namen und Vorwande zwischen jenen beiden Mächten als eine wesentlich verschiedene angenommen werden kann. Allerdings gibt es zwischen zwei äußersten mannichfache Vermittelungen, Gradationen, Verknüpfungen, diese lassen sich aber unmöglich in ein bestimmtes, eigens bestehendes Drittes zusammenfassen und mit der weitschichtigen Bezeichnung des Gegenständlichen ausmessen. Vielleicht soll darin die Hinweisung auf ein Höheres liegen, das die beiden Äußersten gegenseitig bestimmt; dann kann es aber mit ihnen auf keinen Fall in gleiche Theilung gehen, sondern muß als die oberste, lebendige Ursache jener Bestimmungen in alleiniger Selbstgenugsamkeit betrachtet werden.



Gleich manchen neueren Vorgängern hat der Verfasser unterlassen, sich über den Ursprung, Bestand und Kreis der weltlichen Kunst auszusprechen. Es dürfte jedoch schwer seyn, die christliche Kunst richtig zu würdigen, ohne sich vor- und nebenher mit der weltlichen nach Gebühr abgefunden zu haben. Keim, Entwickelung und Fortdauer derselben ist wohl unbedenklich zunächst in der Nachbildung des Naturnotwendigen zu suchen. Trotz des bemerkten Versäumnisses, das sich vielseitig gerächt hat, werden von Zeit zu Zeit vergleichungsweise Blicke auf die nichtchristliche Kunst geworfen, die eine offenbare Befangenheit verraten. Die Sache der christlichen Kunst bedarf keiner einseitigen Vorliebe, sey diese noch so aufrichtig; die erstere kann heutzutage durch ein umfassendes Urteil nur gewinnen, nicht verlieren, ihr Wesen, ihr Recht, ihr Sieg ist im Gange der Weltgeschichte vorgezeichnet. Hier ist das Forum der Entscheidung; was nicht darauf zurückgeht, ist leidiger Partikularismus. Einigen gewagten Aussprüchen kann in der Thät nur mit Noth ein erträglicher Sinn abgemerkt werden. So heißt es unter anderm (S. 7): „Wenn also die heidnische Kunst eine unfreie genannt wurde, so muß die israelitische als die gebundene, verhüllte und vorbildliche, die christliche aber als die befreite, bewußtvolle und enthüllte menschliche Kunst erkannt werden.“ Was verdient noch auf Erden frei zu heißen, wenn nicht die heidnische Kunst der Griechen? Man sieht wohl, wohin der Verfasser will und von welcher Seite er herkommt, deshalb bleibt aber sein Bestreben in der einen wie in der andern Beziehung unzulässig. Er setzt die Befreiung der christlichen Kunst höchst wahrscheinlich in die Entfesselung von den Banden des Polytheismus, denn nur unter dieser Annahme läßt sich die behauptete Unfreiheit der griechisch-heidnischen einigermaßen begreifen. Hängt denn aber die künstlerische Freiheit als solche unmittelbar und nothwendig von dem positiven Gehalt des Glaubens ab? Ruht sie nicht vielmehr in der ungehemmten Vortrefflichkeit des Hervorbringens, deren Maaß keineswegs mit dem, was der Kürze wegen die Rechtgläubigkeit der verschiedenen Völker und Zeiten heißen mag, im Allgemeinen einen natürlich gleichen Schritt hält, so wenig unter den Heiden als unter den Christen, obwohl die Begeisterung des Künstlers, wenn sie zugleich als Andacht in ihm glüht, gewiß von jeher das Größte hervorgebracht hat und fortwährend hervorbringen wird? Der Verfasser hat die Begriffe der religiösen und künstlerischen Virtuosität und der dadurch auf beiden Seiten bedingten Freiheit



unstatthaft in einander verschlungen; daher mußte er auf ein falsches Ergebnis stoßen. Vor mehreren Jahren kehrten einige Schriftsteller die Verschiedenheit zwischen den Heiden des Alterthums und den Christen in einem so gewaltsamen Gegensatz hervor, daß jenen fast nichts weiter übrig blieb, als geistreiche Sinnlichkeit, diese dagegen bis zur Verwunderung mit einer Überfülle von Gemüth beschenkt wurden. Die Verschwendung verursachte keine starken Ausgaben, wurde mit geringen Mitteln durchgesetzt, da die Freude über den neuen, außerordentlichen Fund das Beste bei der Sache that. Glücklicherweise widerspricht die Geschichte der Menschheit solchen schroffen Allgemeinheiten. Hätte es mit der damals verkündigten Polarität der Heiden des Alterthums und der Christen seine Richtigkeit gehabt, so würde es unendlich schwer geworden seyn, die übrigen Völker, z. B. Ägypter und Chinesen, in einer gewissen Symmetrie daran Theil nehmen zu lassen. Nicht der schlechteste Ausweg wäre es wohl gewesen, sie sämtlich nach Art eines in einer Kassetirung befindlichen Sternes kreuzweis übereinander zu legen und stracks zu magnetisieren. In der Kunstbeobachtung hat jene Grille lange gewuchert; jetzt wird sie immer mehr von besseren Ansichten zurückgedrängt. Hier und da zeigen sich indessen noch Spuren derselben, mitunter sogar in der Gestalt von Übertreibungen. Unser Verf. macht sich z. B. einer solchen schuldig, wenn er sagt (S. 9): „Die Kunst beginnt also, wie die Geschichte im engeren Sinn, recht eigentlich erst mit dem Christenthum". Sonach bleibt von dem obigen Gegensatze bloß die eine Hälfte zurück, und diese soll nach Handhabung eines willkürlichen Sprachgebrauchs ausschließend gelten. Es schien nothwendig, diese Andeutungen ausführlicher zu besprechen. Die Ursachen liegen nahe genug. Vorstehende Bemerkungen haben es durchaus nicht mit der Tendenz der Grundsätze zu thun, die, nach dem Geist des Buchs zu urtheilen, Achtung verdient; sie halten sich einzig und allein an den Mangel einer tiefern methodischen Begründung und wollen ihrerseits nur darauf angesehen sein. Der Verf. hat den Worten zu viel getraut und sich zu wenig um den Gehalt und die Verbindung der Gedanken bekümmert. Dessen ungeachtet zeichnet sich das lesenswerthe Büchlein durch den Versuch geistiger Selbstthätigkeit gar sehr vor der maschinenmäßigen Schreiberei aus, die nach und nach wahrscheinlich auch die Farbenreiber mit ihren unwiderstehlichen Reizen anstecken wird."

Hoffstadt war natürlich entzückt und schrieb aus Frankfurt am 25. November 1834:

„In der Thal, ich kann nicht umhin, Dir mein wahres Erstaunen über die Vortrefflichkeit dieser Schrift auszudrücken. Dies ist wahre Philosophie, und trotz der Philosophie helle Klarheit — ein gelüfteter Schleier, der uns einen Blick in die Tiefe der Kunst gönnt, der das endlich gefunden hat, was bis jetzt noch keiner geschaut, vielleicht geahndet, aber mit solcher Wahrheit vielleicht noch niemand gefühlt, noch mit solcher Klarheit ausgesprochen hat. Es ist ein ganz neues Leben, das sich auftut: beseeligend, weil es die Hoffnung einer reichen Zukunft in sich trägt, und selbst mit der so trostlosen Gegenwart versöhnt, weil wir sie nun deutlicher als Durchgangsperiode erkennen. Ich habe bei der wiederholten Lesung Deiner inhaltschweren Andeutungen zweierlei Gefühle gehabt.

Das eine: Die Freude, so durch und durch meine eigene Gesinnung und Ansicht bis ins kleinste Detail hinunter in Dir zu finden, was gewiß eine Seltenheit, aber auch ein Beweis ist, daß wir auf dem nämlichen Grund und Boden wurzeln. Das andere: den Gewinn, dasjenige, was ich mehr künstlerisch gefühlt und geahndet habe, nun auf einmal klar und deutlich mir vorgeführt, und so mich selber in mir befestigt und erklärt zu sehen. Diese Schrift ist eine Erscheinung, die unserer Gesellschaft Heil verspricht, weil sie ein ihr angehöriges Factum, die Basis gleichsam bildet, auf der wir fortbauen sollen und werden.

Mögen ihre künstlerischen Kräfte immerhin etwas ruhen, wo diesen selbst ein so herrlicher geistiger Weg gebahnt wird, und ich fühle mich in der Tat verpflichtet, Dir so ernsthaft als ich kann, meinen Dank auszudrücken.“

Besonderer Beachtung hatten sich die beiden Beck'schen Schriften natürlich in den katholischen Kreisen zu erfreuen. Noch im Jahre 1834 bot Pustet in Regensburg Beck die Redaktion einer neu zu gründenden Zeitschrift „Der katholische Leser“ an, und zwar auf Anregung Diepenbrocks hin, der die Steinmetzengeschichte und die „Andeutungen“ kannte. Diepenbrock selbst schreibt Regensburg, 7. Januar 1835: „... und gerade der Eindruck, den diese Leistungen auf mich machten, veranlaßte mich, den Buchhändler Pustet auf Sie aufmerksam zu machen, als er mich wiederholt wegen der Ausführung der ihm von H. Brentano eingeflößten Idee einer katholischen Zeitschrift um Rath fragte.“



Auch E. v. Schenk, der Herausgeber des Almanachs „Charitas", bat nach der Lektüre der beiden Werke Beck um seine Mitarbeit. Er schreibt aus Regensburg unterm 22. März 1833: „Ew. Wohlgeboren haben nun gerade in demjenigen, was die Charitas will und anstrebt, nämlich in der Verschmelzung des Heiligen mit dem Schönen, in der Manifestation Gottes durch die Kunst und Poesie, sich durch Ihre „Andeutungen zu einer tieferen Begründung der Geschichte der religiösen Kunst" und durch Ihr „Leben eines deutschen Steinmetzen" mit so entschiedenem Talente hervorgetan, daß es mich in hohem Grade schmerzen würde, wenn nicht auch Sie Ihre Teilnahme der Charitas zuwenden wollten."

Beck trug auch Jahre hindurch eine Reihe von Gedichten, unter anderem die Sonette aus Partenkirchen zur „Charitas" bei.

Große Erwartungen erregten Becks Schriften auch in Hoffmann, dem späteren Herausgeber Baaders, der eben in Würzburg den Lehrstuhl für Philosophie eingenommen hatte, und der in Baader'schem Geiste, aber unter genauem Anschluß an die katholischen Dogmen tätig war. „Ja, lieber Freund", schrieb dieser am 1. April 1835, nach Empfang der „Andeutungen" — „dies ist der Weg, auf welchem wir zu einer gründlichern und ersprießlichern Ästhetik und Kunstgeschichte gelangen können." Und am 28. März 1837 heißt es in einem Briefe: „. . . Meines Ermessens sollten Sie sich zum Professor der Ästhetik und Kunstgeschichte fortbilden und nach dem Lehrstuhl dieses Fachs in München streben. Soviel ich weiß, haben Sie bisher nicht nach dem Doktorat der Philosophie gestrebt. Es wäre mir lieb, wenn ich Ihnen dazu behilflich sein könnte. Schreiben Sie mir, was Sie unterdessen haben drucken lassen, beschleunigen Sie eine wissenschaftliche Schrift womöglich, und ich will dann bei der hiesigen Fakultät den Antrag stellen, daß Ihnen das Ehrendiplom der Philosophie zuerkannt werde."

Später werden wir noch weiter sehen, wie für Beck diese beiden von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften neben seinen Gedichten die Erstlinge einer langen Reihe von kunstphilosophischen Veröffentlichungen und einer fruchtbaren Schriftstellerlaufbahn waren. Für die Gesellschaft jedoch, deren Schicksal uns zunächst beschäftigt, sollten diese Erstlinge auch die einzige Leistung auf literarischem Gebiete bleiben.

V. Kapitel.

Der Zerfall der Gesellschaft.

„Pura Intentio."

Im August 1833 wurde Hoffstadt als Kreis- und Stadtgerichtsassessor dem bayerischen Abgeordneten zur Bundeszentralkommission zu Frankfurt a. M. beigegeben. Natürlich blieb er aufs engste mit der Heimat verknüpft, und seine Briefe an Beck und Luise Wolf sind die wichtigste, ja beinahe die einzige Quelle, aus der wir weiteres über die Entwicklung unserer Gesellschaft schöpfen können. Aus zahlreichen Briefstellen geht deutlich hervor, daß Hoffstadt, der sich zunächst in Frankfurt durchaus nicht wohl fühlte, aus der Ferne lebhafteren Anteil am Gedeihen der Gesellschaft nahm als manche der in München ansässigen Mitglieder. War ihm doch die Gesellschaft von den drei Schilden die gegebene Organisation, mittels deren er seine ins Große zielenden künstlerischen Ideen und Pläne in die Tat umzusetzen hoffte. So erlahmt er denn nicht, die Freunde anzufeuern, zu Leistungen anzuregen, der Gesellschaft selbst bestimmte Ziele zu setzen. Obgleich ihn alte Baulichkeiten in hohem Maß fesselten, so legt schon sein erster Brief Zeugnis ab, wie wenig ihm die so gänzlich unmünchnerische Eigenart seines neuen Aufenthalts behagte:

„9. August 1833.

Ich bin mit Fortunats Zauberhut auf das wüste menschenleere Eiland verschlagen worden, und habe nun die Zauberformel vergessen, die mich wieder zurückführen soll. Nun ist zwar eigentlich hier weder ein wüstes noch menschenleeres Eiland, es ist alles so dicht und gedrängt voll Gestalten, die sich in allen Arten von Pariser Moden herumprobieren, so viel und gut wird gegessen und getrunken und noch mehr von noch besserem Essen und Trinken geredet, daß einer ehrlichen, altsteinmetzischen Seele, welche unglücklicherweise in einen Assessor hineingebannt ist, ganz miserabel zu Mute wird!"

Mit besonderem Interesse verfolgt Hoffstadt aus seiner Verbannung die Herausgabe der Steinmetzengeschichte: „Sie ist mir ans Herz gewachsen und kommt mir ordentlich wie ein Stück von mir selber vor. Mit großem Verlangen sehe ich der Fortsetzung entgegen." (26. X. 33.) Die schmuck- und bildlose Ausstattung des Werkchens ist gar nicht nach seinem Sinn, er empfindet sie als Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit (9. II. 1834): „Wenn ich recht aufrichtig sein will, so muß ich eigentlich gestehen, daß ich es als eine kleine Beleidigung



gegen mich aufgenommen habe, daß Ihr ungeachtet Ihr wußtet, daß die Herausgabe dieser Geschichte im Namen der Gesellschaft mit Lithographien von mir mein Lieblingssteckenpferd war, nun auf einmal alles, ohne daß ich ein Wörtchen erfahre, an einen Buchhändler verakkordiert, damit es nur recht nüchtern, wie ein anderes modernes Produkt erscheine. Nein, wenn das alles nicht wieder eingerichtet wird, wie sich's gehört, so bin ich wahrhaftig beleidigt. Ich bitte, bringt mich nicht um meine gute Laune." Vermutlich waren für den Verzicht auf die Illustrationen Geldrücksichten maßgebend gewesen, jedenfalls scheint sich Hoffstadt über diesen Punkt wieder beruhigt zu haben. Daß aber in der Gesellschaft Eifer und Interesse für die gemeinsamen Ziele bedenklich nachließen, erfuhr er durch Luise Wolf und schreibt darauf (19. II. 1834): „... Das übrige, was Sie mir von dem Zustande der Gesellschaft mitteilen, hat mich, so übel es auch lautet, doch nicht im Geringsten wanken gemacht. Nicht als ob ich so eitel und vermessen wäre, zu glauben, ich wäre im Stande, einer sinkenden Sache allein aufzuhelfen, während sich dermalen deutlich zeigt, daß der eigentliche Helfer in der Not gegenwärtig unser stiller Freund Fritz (Beck) ist, — sondern weil ich das Vertrauen hege, daß Gott dieser guten und gerechten, von unserem trefflichen Freunde Bernhard gestifteten Sache gewiß, wenn auch langsam helfen wird. Ich betrachte daher das Austreten einiger lauer Mitglieder als sehr vorteilhaft. Durch diesen Austritt wird ja eine, vielleicht zu voreilige Aufnahme wieder gutgemacht. So lange die eigentlichen Mitglieder, wozu vornehmlich Sie, wenn auch nicht dem Namen, doch desto mehr der Sache nach, dann Fritz, Bernhard, Pocci, ich und Ballenberger (als eine Person) gehören, fest vereint bleiben, wird das Lostrennen lauer Mitglieder stets nur Gewinn sein. Wenn wir wieder vereinigt seyn werden, hoffe ich, soll eine thätigere Periode beginnen, und von wem anders können wir die Fortsetzung und Veredlung unserer Ideen gewärtigen, wenn nicht von der Jugend?"

Insbesondere von dem frühverstorbenen Otto Riezler und dem jungen Keim glaubte Hoffstadt eine Fortsetzung seines Werkes erwarten zu dürfen.

23. IV. 1834: „... Wenn auch dieses Gebäude (die Gesellschaft von den drei Schilden) dermalen sehr schwach dasteht, — so ists doch ein Gebäude, ein äußerer Anhalt- und Vereinigungspunkt für die Gleichgesinnten. Und wenn es uns gelingt, einen jüngeren Kreis zur Fortsetzung und Verbesserung unserer Ideen zu gewinnen, aus



dem vielleicht einst erfreuliche Werke zur Ehre Gottes hervorgehen, dann will ich gerne das Feld eigener Tätigkeit räumen, und habe in der Tat keinen sehnlicheren Wunsch als den, daß mein Name völlig spurlos verschwinden möge; alles für die Sache, und nichts für die Person!"

(12. III. 35 an Beck:) „Du hast Recht, daß unserer Gesellschaft noch das wichtigste, ja das allererste zum Anfange fehlt: Vereinigung aller zu einem gemeinsamen Werk, also ein bestimmter Zweck. Der Zweck, den ich verfolge, ist mir bestimmt und klar genug, nämlich Wiedereinführung deutschen Styles. Diesem können wir gewissermaßen alle huldigen, der eine in Architektur, der andere in Mahlerei, der andere in Poesie u. s. w. und im Allgemeinen sind wir auch wohl seither darüber einverstanden gewesen. Bestimmt aber kann sich dieses nur durch ein bestimmtes äußeres sichtbares Wirken aussprechen. Darum ist es mein und Ballenbergers in neuester Zeit ganz festgewordener Entschluß, wenn ich einst ganz frei werden sollte, in unserer Gesellschaft eine förmliche Werkstatt zu errichten. Wir wollen nämlich zuerst ein paar Werke herausgeben, das eine für Steinmetzen, welches sich als das nächst praktische unter anderm vorzüglich mit Grabsteinen befassen würde, und das andere für Holzschnitzer und Schreiner. Mit diesen Werken, die im Namen der Gesellschaft erscheinen würden, müßte gleichzeitig die Anzeige verbunden werden, daß die Gesellschaft die Anfertigung aller möglichen Risse in deutschem Style, sowie auch die Ausführung dergleichen Arbeiten übernähme. Ich habe mich darüber in meinem vorletzten Briefe an Pocci weitläufiger ausgesprochen, was er Euch, daß heißt auch Dir und Luise mitgeteilt haben wird. Ballenberger wird sich hier, nachdem er nun kann, was man beim Oelmahlen sozusagen ins Haus braucht, für die Folge vorzüglich mit Modellieren, d. h. von Köpfen und Händen befassen, denn gothische Sachen zu modellieren brauchen wir, Gott sey Dank, nicht erst zu lernen.

Wenn wir uns in dieser Art nur erst einmal bestimmt als Werkstatt aufthun, ist schon viel gewonnen, wenns auch anfangs wenig oder keine Bestellungen gibt. Denn wir können uns einstweilen und auch ferner nebenbei mit Herausgabe irgend eines unseren Ideen entsprechenden Werkes befassen, dem wir wohl einen ähnlichen Absatz, wie der Festkalender hat, verschaffen könnten, und wozu vielleicht ein von Dir angeordnetes Legendenbuch — was wohl am besten bloße Abschriften auserwählter alter Legenden enthalten könnte —

ein passender Stoff wäre, und in welcher Beziehung ich auf eine lebendige Theilnahme von Luisen vorzugsweise rechne.... Wäre ich nur erst wieder bei Euch! Gewiß! wir wollten wohl etwas ganz Erquickliches miteinander herausgeben. Wenn wir nur alle miteinander gesund bleiben. Ich bin immer mehr voll froher Hoffnung für ein endliches gutes Gelingen unserer Ideen.

Was nun Deine litterarischen Arbeiten betrifft, sollte es denn nicht ausführbar sein, daß Du etwas unternehmen würdest, was in näherer Berührung mit unserer deutschen Baukunst stände? Dieses Feld ist noch sehr unbebaut. Etwas über die Symbolik der alten deutschen Kunst, in specie Baukunst zu schreiben, wäre gewiß eine ebenso schöne als verdienstliche Arbeit. Sollte z. B. selbst eine bloße Übersetzung Deines Durandus nicht ganz am Platze seyn? Mir wenigstens wäre sie sehr willkommen. Durch literarische Arbeiten in diesem Sinne würdest Du ebensogut wie ich in meinem Fache zur Erreichung des von mir oben bestimmter bezeichneten Zweckes mitwirken. Da wäre eine Vereinigung zu einem gemeinsamen Werke vorhanden."

Immer wieder begegnet dieses Streben Hoffstadts, einen jüngeren Kreis zur Förderung seiner Ziele heranzuziehen. Er mochte wohl einsehen — selbst von der Last eines ihm verhaßten Berufes gedrückt — daß seine Genossen allmählich in die Jahre rückten, wo die Pflichten des Berufs- und Erwerbslebens nicht mehr allzuviel Zeit und Kraft für anderweitige Bestrebungen übrig lassen. Auch war es ihm darum zu thun, nicht nur enthusiastische Dilettanten, sondern ausübende Künstler zu gewinnen und mit ihnen wirklich etwas zu leisten. In Ballenberger, der ihm nach Frankfurt gefolgt und dort Schüler des von Philipp Veit[1]) geleiteten Städelschen Kunstinstituts geworden war, sah er ja wirklich seine Hoffnungen verwirklicht; einen treueren und tüchtigeren Genossen seiner Kunstanschauungen konnte er nicht finden. Mit dem jungen Hermann Keim (Sohn des Baurats Keim) machte er offenbar weniger günstige Erfahrungen. Auf Otto Riezler setzte er große Hoffnungen. Aber von weiteren Novizen hören wir nichts, sei es, daß Hoffstadts Abwesenheit von München hemmend wirkte, sei es, daß die Zeit selbst einem Unternehmen, das doch seiner ganzen Art nach ein mühsam gepflegter Spätling bleiben mußte, in ihrem Fortschreiten mehr und

[1]) Sohn der Dorothea Mendelsohn-Veit-Schlegel.

mehr ihre Gunst entzog. Doch vorerst ermüdet er nicht im Aussinnen immer neuer Möglichkeiten zur Förderung der Gesellschaft und ihrer Zwecke (3. II. 35): „Auch beschäftige ich mich immer mehr mit dem Gedanken, nach unserer Zurückkunft in München mit Ballenberger wirklich praktische Sachen herauszugeben, daß heißt, unter dem Namen der Gesellschaft; z. B. ein Werk über Construction von Grabmälern in deutschem Style — für Steinmetzen — würde gewiß Absatz finden. Es sind schon einige, wiewohl schlechte Versuche erschienen, und allenthalben erblickt man auf Kirchhöfen wirkliche, wiewohl unvollkommene Monumente in dieser Art, so auch hier. — Dann z. B. ein Werk über Construction gothischer Vorkommnisse in Holz, als z. B. hölzerne Altäre, Bethstühle u. s. w., selbst Möbles für Holzschnitzer und Schreiner.

Da ich mir in neuerer Zeit von allem, was ich mache, Pausen sammle, von denen ich schon eine hübsche Anzahl habe, so ist dies schon eine Vorarbeit und ich kann daher bei diesen Werken auch solche Sachen liefern, welche wirklich ausgeführt wurden. . . .“

Es ist nicht zu leugnen, daß derartige Veröffentlichungen von hohem Wert für das Ansehen der Gesellschaft hätten werden müssen; wenn sich dazu noch die bereits bestehende „Fabrica“ weiter am Leben erhalten und vergrößert hätte, so wäre schließlich nichts Geringeres daraus geworden als eine Zentrale für Theorie und Praxis des gotischen Stils, von der man Entwürfe wie ausgeführte Gegenstände jeder Art hätte beziehen können. Ein für die damalige Zeit ganz neuartiges Unternehmen, das etwa nach heutigen Verhältnissen einer Verbindung der „Münchener Vereinigten Werkstätten“ mit dem Verlag Alexander Koch in Darmstadt entsprechen mochte. Und zunächst schien es wirklich, als sei eine Erfüllung all dieser Hoffnungen möglich. 1835 starb nämlich Hoffstadts Onkel Zentner, und dadurch wurde er ein unabhängiger Mann und hätte sich ganz der Kunst widmen können. Aber die Rücksicht auf die Seinen hielt ihn in seinem Berufe fest; und von einer Rückkehr nach München konnte vorerst nicht die Rede sein. Seine bitterlichen Klagen über die Fron des Aktendienstes schweigen jedoch in keinem Brief. Christliche Ergebung ist kein zu hoher Name für seine Resignation.

Inzwischen waren Keim, Kraus und Quaglio aus der Gesellschaft ausgetreten, Auffeß wollte seinen Geldbeitrag nicht mehr leisten, überhaupt war es mit den Finanzen eigentümlich bestellt: Hoffstadt zahlte monatlich 12 fl., Pocci 6 fl., die übrigen 2 oder 1 fl. Unter denen, die



nur 1 fl. beisteuerten, war auch Schwanthaler. — Dieses Zahlenverhältnis beweist deutlich, bis zu welchem Grad Hoffstadt an der Gesellschaft hing. Er sah freilich selbst ein, wie wenig leistungsfähig und zielbewußt sie war, aber verlor auch jetzt den Mut noch nicht: am 24. IV. 35 schreibt er wiederum an Luise Wolf: „... Doch ich glaube, schon früher einmal Ihnen oder Fritz meinen festen Entschluß mitgeteilt zu haben, seiner Zeit, wenn ich ganz frei sein werde, mit Ballenberger eine förmliche Werkstatt für gothische Arbeiten, betreffe es nun Grabsteine, Holzschnitzereien oder Gemälde und Risse zu errichten und auf diese Art ganz entschieden unsern Weg auszusprechen. Diese Werkstatt wird alsdann als die Werkstatt der Gesellschaft erscheinen und, wie ich hoffe, ihr zu einigem Halt dienen. Wie es dermalen ist, ist es freilich nichts, weil jeder etwas anderes will; ist aber einmal eine Werkstatt da, welche ganz entschieden nur in einer Richtung arbeitet, dann dürften die unentschiedenen Elemente sich entweder mehr anschließen, oder lieber auch ganz abfallen."

Und am 19. August 1835:

„Mein ganzes Selbst ist so sehr in diese, wiewohl zur Zeit höchst klägliche Anstalt verwachsen, daß ich ohne dieselbe nur sehr kläglich existieren könnte, weil ich selbst für meine Person gar nichts will, sondern alles, was ich vermöchte, nur daranzusetzen wünschte, einen kleinen fixen Kreis, am liebsten von Schülern, zu bilden, der meine gothischen Kunstideen, oder vielmehr nicht meine, sondern diejenigen, die wir überhaupt aus dem Mittelalter, teils durch Tradition, teils durch Studium der alten Werke, gerettet haben, bewahren und fortpflanzen möge. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn auf diese Art ein Samenkorn bewahrt werden könnte, welches dereinst in einer für einheimische Kunst günstigeren Zeit aufgehen und Früchte tragen könnte. Aber nur nichts, was bloß für meine Person etwas erstreben und mit meiner Person wieder absterben würde. Dafür rege ich weder Hand noch Fuß. Doch es liegt alles in Gottes Hand, und ich will geduldig harren, wie er es fügen wird, da es ja nur seine Ehre ist, für die ich etwas schaffen zu können so oft träume! ... Welche Ruhe und Frieden die ausschließliche Kunstrichtung gewährt, sehe ich an Ballenberger, der kein anderes Bedürfnis kennt, als zu malen. Und was hilft es mehr zu wissen? Die alten Meister haben nicht soviel gewußt als wir, aber Besseres geschaffen."

In diesem in seiner Innigkeit ergreifenden Brief klingt vernehmlich eine gewisse Resignation durch; Hoffstadt mochte langsam



zur Einsicht kommen, daß der Künstler doch schließlich — mag er auch auf allen äußeren Erfolg freudig verzichten — allein auf sich selbst gestellt bleibt und von anderen Menschen und vom Zusammenarbeiten mit ihnen wenig zu erhoffen hat für die Förderung seines Innersten und Besten. Denn wie häufig versagt die Organisation vieler Kräfte schon, wo es sich um rein praktische Ziele handelt, weil eben jedes einzelne Glied seine menschlichen Schwächen und Besonderheiten als Mitgift ihr zubringt. Und wie schwer ist es erst, eine solche Organisation künstlerischen Zwecken dienstbar zu machen; zumal eine Organisation von der Art unserer Gesellschaft, in der schließlich jeder tat und ließ, was ihm gut schien. Bernhards Wahlspruch aus dem in der Gesellschaft besonders verehrten Thomas a Kempis: „Pura Intentio“ spielte bei den Mitgliedern offenbar eine große Rolle.

(Hoffstadt an Luise Wolf.) „Frankfurt, 25. Sept. 1833 . . . . Nicht nur allein ist alle Kunst unnütz und werthlos, die nicht auf einem ganz reinen und tadellosen, christlichen Seyn ruht, sondern sie ist ohne letzteres auch gar nicht möglich. Und wiewohl ich glaube, daß es uns, die wir gleichsam erst wieder von vorn anfangen müssen, vornehmlich in der Kunst architectura allerdings noth thut, vorerst die dem zeitlichen Untergang sichtlich entgegenreifenden Denkmale in Copien und Studien nach Hause zu tragen, so weiß ich doch gar wohl, daß dieses vergebliches Bemühen wäre, wenn wir uns nicht bemühen würden, zugleich auch den nämlichen frommen Sinn zu erwerben, der jene Werke geschaffen hat. Es kommt wohl weniger auf das an, was wir machen, als wie und in welcher Gesinnung wir es thun. Ein Mann, der in seinen Freystunden, wenn andere dem Vergnügen nachgehen, es vorzieht, sich in einem Garten mit der Pflege von Blumen treu und fleißig zu befassen, hat vielleicht in seiner Einfalt keinen andern Gedanken als den einer unschuldigen Freude. Je nachdem nun seine Gesinnung bey diesem harmlosen Geschäfte ist, steht er mir gerade so hoch oder nieder, als der beste Künstler. Jener hat seine Freude an schönen Blumen, dieser an schönen Bildern, und wenn Jahrtausende vorübergegangen sind, werden die Bilder des Mahlers so gut verwelkt sein, als die des Gärtners, und nicht was beyde gepflanzt oder gemahlt, sondern was sie gewollt haben, wird ihnen dereinst angerechnet werden. Drum ist der Spruch: „pura intentio“, den Bernhard gewählt hat, auch gar ein schöner Spruch!“

Aber dieses schöne Wort, daß es letzten Endes auf die gute Absicht, nicht auf die Leistungen ankomme, scheint doch wohl der Lässigkeit derer, die nichts leisten mochten, zuweilen ein beschönigendes Mäntelchen gewesen zu sein. Im Kleinen wiederholt sich hier, was die Weltgeschichte im Großen lehrt: eine Organisation, die auf Erfüllung von Werken und Leistungen verzichtet und es statt dessen beim Glauben und der guten Absicht bewenden läßt, kann nicht fest bestehen.

Von regelmäßigen Zusammenkünften verlautet nichts mehr. Auch die Finanzen der Gesellschaft scheinen ins Wanken geraten zu sein; wenigstens ist derartiges zu entnehmen aus einem Briefe Hoffstadts an Beck, der zugleich die Bemühungen des Frhrn. v. Bernhard um den Weiterbestand der Gesellschaft erkennen läßt.

„Frankfurt 3. Juli 1836.

. . . Nun schreibt mir Pocci, daß Bernhard auf den Mietzins der Gesellschaft verzichtet hat, wogegen sich letztere mit dem Lokale im Nebengebäude begnügt. Dieß ist in der Tat das beste, was man rücksichtlich der Gesellschaft unter den obwaltenden Verhältnissen tun konnte, und es ist mir sehr lieb, daß es Bernhard getan hat. Pocci schreibt, man könne nun die Einnahme zur Herausgabe eines Werks verwenden und schlägt dazu Deine neueste Abhandlung mit einem Titelblatte von mir vor. Daß man mit der Einnahme — wenn nicht alle zurückziehen — etwas machen kann, ist klar. Nur müßte es meiner Meinung nach nicht gleich auf der Stelle sein und muß man ja ohnehin warten, bis etwas beisammen ist."

Außer den Neujahrsblättern von Hoffstadt sind doch noch aus den Jahren 1835 und 1836 zwei reizende Publikationen Poccis zu nennen, die zwar nicht von der Gesellschaft selbst herausgegeben wurden, aber doch sicher unter ihren Auspizien das Licht der Welt erblickten, nämlich: Sechs altdeutsche Minnelieder als Frühlingsgruß 1835 (München, Literarisch-artistische Anstalt) und Sechs Lieder, gedichtet von Friedrich Beck, als Weihnachtsgabe den Kindern gewidmet von Franz G. v. Pocci 1836 (ohne Angabe des Verlags; Holland sagt: literar.-artist. Anstalt). Die Minnelieder enthalten Maylied, von Christian v. Hamle, Wächterlied von Markgraf v. Hohenburg, Der Falke, von Dem von Kuirenberg, Minnelied, von Jacob v. d. Warte, Trennung und Der Abendstern (vermutlich von Pocci selbst). Vor jedem Lied ein auf den Inhalt bezügliches Bild auf gesondertem Blatt. Diese Lieder sollen schon 1826 komponiert

worden sein. Die Sechs Lieder sind von Beck in seinen 1844 erschienenen Gedichten S. 60 ff. unter dem Titel „Im Gebirge“ veröffentlicht. Pocci hat jedem Lied als Umrahmung eine die Situation wiederspiegelnde Zeichnung gesellt. — Eine ebenso ansprechende Vereinigung von Wort, Ton und Bild bieten die 1838 bei May und Widmayer erschienenen „Trifolien. Seinem Freunde Friedrich Hoffstadt gewidmet von Franz G. v. Pocci.“ Die Lieder haben Singstimme mit Klavierbegleitung und sind von Arabesken umrandet; es sind sechs Blätter: Waldlied, Schlummerlied, Bayrisch Almalied, Wanderers Ruhe, Minnelied, In der Ferne. Aus dem Zeitpunkt der Widmung geht hervor, daß Pocci Hoffstadt keineswegs wie Beck gram war wegen seiner (alsbald zu erwähnenden) Heirat. — Doch waren diese reizvollen Veröffentlichungen leider zu persönlicher und zierlicher Natur, als daß sie der Gesellschaft als solcher wieder hätten neues Gewicht verleihen können.

Zur Gründung der Werkstatt kam es nicht, und auch nicht mehr zur Herausgabe eines Werkes, obwohl Hoffstadt sein gotisches ABC zur Verfügung stellte und ferner einen gotischen Aufsatz, damit Beck ihn in einer Abhandlung „über die Bedeutung der antiken Welt“ ganz wie „sein Eigentum nach Belieben sieden oder braten könne.“ Auch von der Herausgabe eines Legendenbuchs war vorübergehend die Rede. Im Dezember 1836 klagt Hoffstadt, „daß alle Sammlungen ganz nach Belieben verschleppt werden können, da weder Aufsicht noch Inventar vorhanden sind und ausgeliehene Gegenstände nicht einmal notiert werden. Pocci raisoniert in seinen Briefen an mich fortwährend über die Gesellschaft, daß gar nichts geschehe, während er behaglich die Hände in den Schooß legt und nicht einmal das notdürftigste tut, um Verschleppung der Sammlungen zu wehren.“

Zu dieser schlimmen Verwahrlosung trat noch, um der Gesellschaft den Todesstoß zu versetzen, eine Entfremdung zwischen Hoffstadt und Beck. Hoffstadt verlobte sich nämlich im Sommer 1837 mit Johanna Wendelstadt, der Schwester des Bildhauers Wendelstadt, die er im Veit'schen Hause in Frankfurt kennen gelernt hatte. Beck und die anderen Münchner Freunde, speziell Luise Wolf, scheinen ihm nun Vorwürfe gemacht zu haben, daß er durch diesen Schritt das Andenken seiner seit zehn Jahren toten ersten Braut Fanny Beck entweihe. Er schreibt (29. VI. 37): „Wohl habe ich ehrlich und treu ausgeharrt zehn Jahre lang, zuletzt, zumal ich hier gänzlich allein war, Jahre der bittersten und elendesten Einsamkeit. Welchen Kampf habe ich

mit mir gekämpft; wie habe ich mich bestrebt, das Bild der seligen Fanny heraufzubeschwören, um so eine erzene Mauer gegen jeden andern Eindruck um mein verlassenes Herz zu ziehen. . . . . Aber es war vergebens. Ich konnte nicht mehr länger widerstehen der Lieblichkeit meiner Braut."

Unmittelbar darauf erfolgte der endgültige Bruch.

Hoffstadt schreibt am 7. Juli 1837 an Beck:

„Seit wann ergreife ich Menschen und Zustände eben so schnell, als ich wieder gleichgültig gegen sie werde?... Meine erste Liebe wäre mir ein Wahnbild der Jugend geworden? o Gott! ich zweifle, ob ihr Bild und Wesen so lebendig in Euch als in mir ist und ewig bleiben wird! Ich hätte das Alte, mir ehemals Liebe, Treue, Teuerwerte über Bord zu werfen gestrebt? Nein, nicht eine meiner alten lieben Erinnerungen kann ich missen, vielmehr seid Ihr es, die das Alte, nämlich mich selber, über Bord geworfen habt! Ich hätte es nicht übers Herz bringen können, einen alten, treuen Freund, wie Ihr getan habt, so ohne weiteres unters Kehricht zu werfen. Als mein Onkel starb, hatte ich den festen Vorsatz, Künstler zu werden. Hätte ich ihn ausgeführt, ich würde in der Kunst Ersatz gefunden und dadurch die Kraft erlangt haben, meiner ersten Liebe treu zu bleiben. Ihr kennt die Rücksichten für die Meinigen, welche mich von Ausführung dieses Planes abhielten, worin Ihr mich bestärktet... Aufdrängen kann ich mich Euch nicht, wenn also die Neigung für mich in Euch erloschen ist, so sage ich Euch — ich schäme mich nicht es Euch zu sagen — weinend lebewohl! Meine Neigung zu Euch war größer als die Eure zu mir."

Nun ging es rasch zu Ende mit der Gesellschaft, deren Lebenskraft erschöpft und deren Daseinszweck in gewissem Sinn erfüllt war: sie hatte geholfen das Interesse an der Vergangenheit des eigenen Volkes und ihren Denkmälern in weiten Kreisen heimisch zu machen. Bereits bestand — kräftiger als die Gesellschaft und frei von ihren romantischen Schwächen und Fehlern — ein historischer Verein in Oberbayern. Und im Dezember 1837 stellten Pocci und Bernhard den Antrag: daß die Gesellschaft für deutsche Altertumskunde sich diesem Verein anschließe und einverleibe. Dieser Vorschlag wird von sämtlichen in München wohnhaften Mitgliedern angenommen. Und der Erste Jahresbericht des Historischen Vereins von und für Oberbayern für das Jahr 1838 teilt mit (S. 18): „Die Gesellschaft für Deutsche Altertumskunde stellte die Bedingung, daß 1. zur Erhaltung ihres



Andenkens ihr Wappen in das Wappen, welches der Historische Verein annehmen werde, mit aufgenommen, und 2. hinsichtlich ihrer Sammlungen ein genaues Inventar derselben aufgenommen werde."

So hörte also im Jahre 1838 nach siebenjährigem Bestehen die Gesellschaft auf zu existieren. Gewiß mag man es begrüßen, daß die sich aller Orten regenden altertumsfreundlichen Bestrebungen sich zu erweiterter Wirksamkeit in einen gemeinsamen Kanal leiten ließen. Doch bleibt es bedauerlich, daß der besonderen Eigenart der Drei-Schilde-Gesellschaft nicht eine günstigere Entwicklung beschieden war, man hätte ihr schöne Leistungen und Erfolge prophezeien mögen. Aber eben in ihrer sozusagen individuellen Wirksamkeit, in ihren Bemühungen um die Gotik in allen künstlerischen Ausdrucksformen, in ihrem Bestreben, nicht nur Verständnis, sondern Neuerweckung des mittelalterlichen Lebens zu erreichen, blieb sie, romantischem Brauche getreu, Bruchstück.

VI. Kapitel.

Nachklänge.

Und es daure das Vermächtnis
Einer hoffnungsreichen Zeit,
Bei den Freunden zum Gedächtnis
Schöner Wirksamkeit geweiht.

Beck.

Haben wir bis jetzt die Gesellschaft treulich durch ihr Dasein begleitet, so müssen wir uns nun noch in Kürze nach den weiteren Leistungen und Schicksalen der beiden Hauptstützen Hoffstadt und Beck umsehen, die doch immer noch als Hüter und Erben der romantischen Bestrebungen unserer Gesellschaft gelten mögen (neben dem Grafen Franz Pocci, den Hyacinth Holland im Oberbayer. Archiv Band XXXVI (1877) S. 281—331 und in der Bayer. Bibliothek Nr. 3 auf Grund persönlicher Bekanntschaft und feinsten Verständnisses in seinen Leistungen als Dichter und Künstler eingehend gewürdigt hat).

Am hellsten brannte die Flamme der Begeisterung in Hoffstadt, und rasch zehrte sie ihn auf. Als er nach Jahren bittersten Heimwehs nach der Kunst und nach den Münchener Freunden sich 1837 in Frankfurt seine Häuslichkeit gegründet hatte, stockte zunächst der Briefwechsel mit Beck und Luise Wolf, und dadurch sind wir ohne Quelle über sein persönliches Leben und Treiben in dieser Zeit.



Erst 1840 kommt der Briefwechsel wieder in Gang in freundschaftlichem, aber doch weit kühlerem Tone als in den Jugendjahren; die erneute Anknüpfung war wohl mit veranlaßt durch den frühen Tod des jungen Otto Riezler, an dem Hoffstadt sehr hing.

Hatten auch die offenbar sehr erfreulichen häuslichen Verhältnisse unsern Fremdling von seinem Heimweh zu erlösen und in Frankfurt einigermaßen einzubürgern vermocht, so konnten sie doch seinen Eifer für die Kunst nicht im mindesten dämpfen. Das „Gotische ABC" rückte wacker vor, und sein Verfasser hatte allmählich wenigstens eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken gefunden, andern den Weg zur wahren Gotik zu weisen, da ihm selbst der Pfad zur ausübenden Kunst versperrt war. Schon im September 1836 war ihm klar geworden, wie notwendig eine solche Anweisung über die gotische Stilform sei; er schreibt an Beck: „Wir werden beide hier in der Umgegend so unausgesetzt um gothische Hülfe angegangen, daß wir nichts kürzeres tun können, als ein Werk herausgeben, wo alles praktisch zusammengestellt ist, was vorkommt." Und im Oktober desselben Jahres stellt er die Eigenart des Werkes in den folgenden Worten hin: (Hoffstadt an Beck) „Frankfurt, 20. October 1836 ... Ich füge noch hinzu, daß dieses Werkl nicht so fast ein Lehrbuch der gothischen Baukunst, als vielmehr ein Lehrbuch des gothischen Styls seyn soll. Werke über Baukunst giebt es genug, und die Grundsätze derselben sind im Grunde im gothischen die nämlichen, als wie im griechischen. Also das Bauen braucht man nicht zu lehren, wohl aber den Styl, und diesen zwar auf solche Art, daß aus diesem Werkl sowohl der Architekt lernen soll, wie die einzelnen Theile und Verzierungen construiert werden, und wo dieselben anzuwenden sind, als auch der Bildhauer, Holzschnitzer, Schreiner u. s. w. daraus wird ersehen können, was für seinen Kram taucht, und daß auch vorzüglich der Ornamentenmaler, oder der Maler überhaupt da finden soll, was er wissen will."

Das gotische Lehrbuch Hoffstadts erschien im Verlage Schmerber in Frankfurt unter dem vollen Titel: „Gothisches ABC-Buch, das ist: Grundregeln des Gothischen Styls für Künstler und Werkleute." „Das Werkl", wie Hoffstadt es nennt, ist ein mächtiger Großfolioband mit goldgedrucktem Titel, bunten Initialen, wechselnden hübschen Randleisten und Schlußstücken, sorgsamster Illustration. Eine eingehende Würdigung müssen wir uns versagen, sie gehört in den Bereich des Kunsthistorikers und Architekten.

Menzels Literaturblatt Nr. 26 vom 5. März 1841 bespricht die erste Lieferung. Die Rezension ist gezeichnet G. und lautet in der Hauptsache: „..... Noch aber ist ein gründliches Werk vermißt worden, welches der Aufgabe (die innersten leitenden Ideen und Regeln der deutschen Kunst aufzusuchen) ins Herz gedrungen wäre und sie mit Ausdauer, Sinn und Geschick in allen ihren Richtungen und Bezügen zu lösen gesucht hätte; ein Werk, welches alle diejenigen Arbeiten und Darstellungen zugleich umfaßte, die auch im Gebiete der Plastik von dem Prinzip der gothischen Architektur vor Alters berührt oder beherrscht wurden; ein Werk, welches die Gesetze dieser Kunst aus dem vorhandenen Material der deutschen Altertümer so entfaltete und vortrug, daß es zur Anwendung des Gothischen Styls in Neubauten nicht sowohl, wie bisher auf eine zerstückelnde und disharmonische Weise insgemein geschah, einer von da und dort zu nehmenden Kopie architektonischer Maaße, Glieder, Formen bedürfe, als vielmehr einer freithätigen und schöpferischen Ausführung der in dem klarbewußten Gesetz gegebenen Grundsätze.

Eine solche rühmliche Aufgabe hat sich der Verfasser des vorliegenden Werkes gesetzt, welches auch in typographischer Hinsicht zu dem Schönsten gehört, was im Jubeljahr 1840 aus der deutschen Presse hervorgegangen ist. Er entwickelt im wohlverstandenen Widerspruch gegen Solche, welche die Kunst des Mittelalters wie ein willkürliches Gebilde schwärmender frommer Phantasie ansehen, die feste und klare geometrische Basis gothischer Konstruktion und die strenge Durchführung der Grundmaaße eines Bauwerks im Grund- und Aufriß und bis in die Ornamentur des kleinsten. Er weist die schöne Wechselbeziehung des Geometrischen und Vegetabilischen in der alten Kunst des deutschen Volkes gründlich und geistreich nach, und führt den fleißigen Schüler in das Geheimnis der Tiefe und Wahrheit, des Reichthums und der Kraft jener architektonischen Formen ein. Dazu beweist er durch seinen eigenen Vorgang in den künstlerischen Beigaben des Werkes, wie sich der jetzige Styl in immer neuen Gestaltungen anwenden und ausführen lasse, und dies Alles mit steter Festhaltung der harmonischen Grundmaaße jeder einzelnen Aufgabe.

In dieser Hinsicht entspricht das Unternehmen vollkommen dem höheren praktischen Zwecke, für welchen es veröffentlicht ist. In unseren Bauschulen und Kunstakademien wird die Lehre der Baukunst nur nach antiken Regeln und Grundsätzen vorgetragen, und

das Gothische kommt etwa nur im betreffenden Kapitel des kunsthistorischen Unterrichts vor, oder wird — eine Sache des Zufalls — von einzelnen, dafür begeisterten Lehrern empfohlen und begünstigt. Diesem Mißstand entgegenzuwirken, bietet sich hier eine deutsche populäre Schule der Baukunst für Kunst- und Gewerbsinstitute dar, und es ist rühmend anzuerkennen, daß der Frankfurter Gewerbeverein das Werk von Hoffstadt allen übrigen Gewerbevereinen empfohlen und der König von Bayern die Anschaffung desselben für die polytechnischen Schulen anbefohlen hat. . . . ."

Eine weitere anerkennende Rezension der I. Lieferung findet sich in Försters „Allgemeiner Bauzeitung" Bd. 6 (Beilage 39) Wien 1846. Ebenda findet sich auch ein Aufruf an Altertumsforscher und Werkleute, Beiträge über alte Kunst- und Handwerksausdrücke dem Verlag Schmerber zukommen zu lassen, da Hoffstadt seinem Werk ein erklärendes Wortverzeichnis über solche Ausdrücke der gotischen Baukunst beifügen wolle.

Nach dem Erscheinen der I. Lieferung (1840) erhielt Hoffstadt vom damaligen Kronprinzen Max v. Bayern eine goldene Medaille, und das Werk wurde, zum Teil vielleicht auf Bernhards Verwendung an den Bayer. Polytechnischen Schulen auf königlichen Befehl als Lehrbuch eingeführt.

Nach Auflösung der Frankfurter Bundeskommission kam Hoffstadt 1842 im Oktober als Stadtgerichtsrat nach München zurück, und hier scheint sich die alte Freundschaft mit Beck und Luise Wolf wieder befestigt zu haben, wenn auch dem Wandel der Zeiten gemäß von den himmelstürmenden Kunst- und Organisationsplänen der früheren Münchener Zeit nicht mehr die Rede gewesen sein mag, da Hausstand und Beruf die damals so schwungvollen Gemüter durch naheliegende Pflichten eingegrenzt hatten. Noch 1842 erschien die zweite, 1843 die dritte und vierte Lieferung des „Gotischen ABC". Was Hoffstadt in den ersten Frankfurter Jahren als hohes Glück erschienen war, ein dauernder Aufenthalt in München, das konnte er jetzt nicht genießen, weil das rauhe Münchener Klima seine von jeher schwankende Gesundheit schwer beeinträchtigte. So begrüßte er freudig seine Ernennung zum Appellationsgerichtsrat in Aschaffenburg (1844), wo er sich, von gelegentlichen Gesundheitsstörungen abgesehen, wohlgefühlt zu haben scheint. Es scheint sich sogar eine Möglichkeit für ihn aufgetan zu haben, von der Jurisprudenz weg- und zur Kunst hinzugelangen. Er schreibt zwischen Zweifel und Hoffen

am 14. März 1846 an Beck: ... „Ich bin nun, obwohl man mir Hoffnungen gemacht hat, resigniert. Ist es Gottes Wille, daß ich den Acten erliegen soll, so werde ich mein Möglichstes tun, um diese schwere Bestimmung wie ein Mann zu Ende zu führen; wäre es jedoch anders vorhergesehen, ja das wäre ein Glück, bei dem ich nicht verweilen will, weil es zu schön wäre, als daß man daran glauben kann."

Er hatte recht mit seinen Zweifeln; das Glück war ihm nicht beschieden. Er starb, ein Vierundvierzigjähriger, am 7. September 1846 an den Folgen einer Erkältung. Sein unvollendetes Werk wurde von Claudius v. Lasaulx fortgesetzt, von Dr. J. F. Lange in Marburg abgeschlossen; auch eine französische Ausgabe besorgte der Architekt Aufschlager in Straßburg. Hoffstadts gesamten künstlerischen Nachlaß hat die Münchener Kunstakademie erworben.

Der Tragik dieses Schicksals kann man sich kaum entziehen, wenn man Einsicht genommen hat in die Briefe dieses Mannes, der mit aller Inbrunst eines lauteren und starken Charakters an der Kunst hing, und dem es verwehrt blieb, ihr ganz zu leben, der nur ein Ansporn und ein Wegweiser, aber nicht ein Meister werden durfte, und der seinen heißen Drang als treuer Schüler des Thomas a Kempis immer wieder zu frommer Ergebung hinunterkämpfen mußte. Vielleicht in einer Vorahnung schrieb schon der 25jährige an Luise Wolf: „Es wäre wohl manches schön in der Welt, nur daß es eben doch nichts ist. Es scheint, ihr bester Theil ist die Sehnsucht" (Ansbach, 4. Aug. 1827).

Beck, der seiner ganzen Anlage nach nicht zur Ausschließlichkeit neigte, konnte sich die Prinzipien des „Nur deutsch — nur gothisch" nicht in jünglingshaft-abstrakter Einseitigkeit bewahren; dafür sorgte schon das Leben und der Wandel der Zeiten. War ihm auch in seinem langen Leben nur ein bescheidenstes Maß äußerer Abwechslung beschieden, so waren doch seine Tätigkeit und seine Interessen bis ins hohe Alter hinein überraschend vielseitig und wir erkennen ein von ehrlichem Fleiße getragenes Streben nach möglichster Universalität in all seinen Äußerungen. — Zunächst einmal geriet er mit beiden Füßen tief in den Beruf, und zwar scheint er sich da nicht so rasch eingewöhnt zu haben. Im August 1835 wurde er ständiger Assistent, im November 1836 Studienlehrer am Münchener Ludwigsgymnasium. Und da mag er denn mit dem heimwehkranken und ebenfalls berufsgeplagten Hoffstadt um die Wette geklagt haben,

dieser über seine Akten, jener über seine Anfängerklasse mit 96 kleinen Lateinern. Hoffstadt tröstet den verzweifelten Genossen, der bisher nur für Kunst und Wissenschaft gelebt hat, über den fatalen Zustand mit dem bündigen Rezept: „Verrichte Deinen Schuldienst, als wenn Du Stiefel putztest; hernach, wenn die Stiefel geputzt sind, bist Du ja doch wieder poeta und nicht Stiefelputzer."

Kurz vor seiner Anstellung hatte Beck auch den Doktortitel erworben, und zwar auf eine heute nicht mehr übliche Weise: nämlich durch „promotio in absentia" in Erlangen. Statt der mündlichen Prüfung mußte er schriftlich folgende drei Fragen bearbeiten:

1. Wodurch unterscheidet sich im wesentlichsten der Geist der griechischen Sprache von dem der lateinischen?
2. In welchem Verhältnisse zu einander stehen Philosophie und Kunst?
3. Welche Anregungen für Kunst und Wissen haben die Kreuzzüge dem deutschen Volke gegeben?

Nach einer ziemlich knappen Erledigung dieser Fragen und Erlegung von 100 fl. rheinisch erhielt unser Kandidat am 14. August 1835 von der Universität Erlangen die Mitteilung, daß er sich den Titel Dr. philos. et art. lib. magister errungen habe. Doch ist aus dem Briefe ersichtlich, daß eben in jener Zeit Bestimmungen in Kraft traten, die eine Promotio in absentia nicht mehr erlaubten.

Im April 1839 führte Beck Elisabeth Holzer, eine Nichte Luise Wolfs und Freundin seiner Schwestern, mit der ihn langjährige Neigung verband, zu glücklichster Ehe heim. Im gleichen Jahre übernahm er neben seiner Lehrtätigkeit, die ihm jetzt lieb und geläufig geworden sein mochte, die Redaktion der konservativen „Münchner Politischen Zeitung". Vermutlich geschah das durch die Vermittlung Luise Wolfs, die mit ihren Geschwistern Eigentümerin des angesehenen Blattes war und es bis zu ihrem Tode (1859) auch blieb. Diesem umfassenden und anregenden Wirkungskreis blieb Beck bis 1. Januar 1847 treu, wo er die Redaktion freiwillig niederlegte. Erst zehn Jahre später übernahm er nochmals die Leitung desselben Blattes, das inzwischen zur „Neuen Münchner Zeitung" umgetauft war; aber bereits 1858 gab er die Redaktion wieder ab. Zwei Jahre später trat er nach 24jähriger Wirksamkeit vom Lehramt zurück, und zwar bewilligte ihm König Max im Hinblick auf seine literarischen Verdienste sein volles Dienstgehalt von 1100 fl. als Ruhegehalt und erhöhte dasselbe 1862 auf 1200 fl. Lange, friedliche und



fruchtbare Jahre waren dem 54jährigen noch beschieden, nur getrübt durch den Verlust der Gattin (1864) und durch ein fortschreitendes Augenleiden, das zu fast völliger Erblindung führte. Am 30. August 1888 erlöste den 82jährigen der Tod.

Dieser Lebensgang ist nur der schlichte Rahmen, innerhalb dessen sich eine reiche und vielseitige Produktion entfaltete. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns eingehend mit all den Arbeiten und Entwürfen, den Abhandlungen, Rezensionen, Biographien und Nekrologen, Übersetzungen und Lehrbüchern, Gelegenheitsdichtungen und Rätseln zu befassen, die Becks Feder entstammen und die, wenn auch nicht mit dem Stempel der Originalität geprägt, sich doch durch solide Arbeit und sorgsame Form vor vielen Leistungen der zeitgenössischen Journalistik erfreulich auszeichnen.[1])

Unser Weg führt uns vielmehr nur zu denjenigen unter seinen Werken, welche wir deutlich als Ausläufer der in der „Gesellschaft von den drei Schilden" gehegten romantischen Gedankenwelt erkennen, die mit Beck fast bis in die Tage der Neuromantik hinübergreift.

Es ist nicht zu verwundern, daß nach dem Erscheinen des „Steinmetzen" und der „Andeutungen" gleichgerichtete Bestrebungen in Becks Arbeit zunächst vorwiegen: 1836 exzerpiert er einen Böhme-Kommentar des Nikolaus Tscheer (Amsterdam 1718). Das Exemplar gehörte Baader. Um die gleiche Zeit mögen wohl die Notizen „Gothica oder Wiedererweckung der deutschen Baukunst von dem sittlichen Standpunkt betrachtet" entstanden sein, sicher in Anlehnung an Hoffstadts Korrespondenz und Belehrung. Einiges von den knappen Andeutungen sei hier aufgeführt: „Gothik als germanische Kunst, Zusammenschluß der Kunst und damit überhaupt des Vaterlandes (Handelsverein usw.). Vergleichung der Geschmacksrevolution, die im vorigen Jahrhundert in der Literatur eintrat, mit derjenigen, die in der Baukunst eintreten muß. Offener Kampf gegen das sogen. Schöne der Theorie. Beweis, daß das Charakteristische das wahre Schöne sey. — Griechische Baukunst nicht bloß aus dem Kultus-, sondern aus dem Schönheitsgefühl; sie ist menschlich mild, zart und heiter. Die gothische wohl humoristisch und phantastisch, dann ernst, gewaltig und wunderbar, jedenfalls indes überirdisch, aus dem Leben

[1]) Um Verwechslungen vorzubeugen, sei darauf hingewiesen, daß unter dem Pseudonym „Friedrich Beck" der Journalist J. P. Lyser 1848 in der Wiener Zeitschrift für Kunst Blücher-Anekdoten publizierte. Vgl. Friedr. Hirth, J. P. Lyser (Georg Müller, München), S. 579.



ins Dunkle, in Ahnungen, Mysterien, in eine Traumwelt führend. — Doppelte Richtung des Menschen, die auch hier in der Kunst sich zeigt. Griechisch: objektiv, gothisch: subjektiv; beyde sich ergänzend und uns erfreulich. — Ob um jener (durch die Reformation erlangten) Geistesfreyheit willen zu bedauern sey, daß der gothische Baustyl nicht mehr ausgeübt wurde? — Soll der gothische Styl wieder eingeführt werden, so wird er nicht von Seite der Religion, sondern von weiterer Ansicht aufgenommen werden müssen, vom allgemeineren, von Seite der Kunstreflexion und philosophischer."

Aus der gleichen Zeit ungefähr stammt eine gleichfalls ungedruckte Arbeit „Über die weltgeschichtliche Bedeutung der Wiederherstellung der antiken Kunst und Literatur", in mehrfachen Konzepten und Abschriften erhalten. Hier schreitet Beck auf dem von ihm betretenen Wege einer christlichen Philosophie weiter voran. Die Grundgedanken dieser Würdigung der Renaissance vom religionsgeschichtlichen Standpunkt sind in Kürze folgende: „Das Altertum kann nicht aus sich selbst völlig begriffen werden; der Schlüssel zu seinem Verständnis liegt im Christentum. Denn die Geschichte ist ein lebendiger Strom, der nimmer innehält in seinem Laufe, sondern sich hinbewegt mitten nach dem Herzen Gottes und von ihm hinüberfließt in die stillen Gewässer der Ewigkeit.

Die Heiden, einer höheren Gotteserkenntnis beraubt, konnten immerhin auch eine gewisse Kenntnis von Gott schöpfen, die sich freilich nur über die Kraft und Allmacht Gottes erstreckte, nicht aber über seine Liebe.

Die antike Humanität stellt nicht das Höchste dar, als welches die Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen ist. Das Mittelalter nun hatte diesen Supranaturalismus als Zweck, den es freilich nicht vollkommen ausbildete.

Am Schlusse des Mittelalters fühlte aber die Menschheit das Bedürfnis, durch die Vermittlung des Humanismus der Alten auch die menschlich-naturalistische Seite des Christentums nachdrücklich hervorzuheben; aber diese Bewegung führte zu einer Spaltung in der Kirche. Der mittelalterliche Supranaturalismus oder die Mystik lebte im strengen Luthertum und im Pietismus weiter, die naturalistische im Sozinianismus und im Rationalismus (cf. Möhlers Symbolik [4] 614). Jetzt aber konnte der christliche Humanismus tiefer gefaßt werden. Die Literatur trat aus der überweltlichen Region in die weltliche und profane, wodurch zwar gleichfalls die ideale Richtung und der



religiöse Charakter derselben für lange Zeit niedergehalten wurde, aber doch die Möglichkeit gegeben war, allmählich auch die weltliche Literatur und Kunst von dem Geiste des Christentums durchdrungen zu sehen.

Wiederbringung des Unendlichen in den endlichen Formen, die uns die Antike schenkte, ist die Aufgabe der christlichen Kunst. „Das Wort ist Fleisch geworden.“ Dante, Calderon, Milton, Klopstock, Shakespeare.

Eine christliche Philologie, der es um das Wesen der Antike, um die Größe der unerlösten Natur zu tun ist, konnte erst am Ende des Mittelalters entstehen, doch blieb es auch hier größtenteils bei unfruchtbarer Polyhistorie.

Es bedurfte also, um die Erkenntnis des Altertums zu fördern, eines Geistes, der an den Werken derselben Form und Wesen, Äußeres und Inneres, Kunst und Natur zugleich und in ihrer unauflöslichen Einheit zu fassen vermochte, so daß man endlich darüber zur Klarheit kam, es handle sich nicht darum, dies und jenes an den Schöpfungen der Vorwelt zu kennen, sondern die Kraft, von der sie emporgetrieben wurden, die alte Flamme der Natur, die in ihnen brennt, den innersten Kern und Grund ihres Lebens.

Goethe ist dies am besten gelungen und der Philosophie. Jetzt ist es an der Zeit, das Altertum auch von der realen Seite zu studieren, besonders die Religion der Alten zu erforschen. Es sollte mit weit größerem Ernste, als es gewöhnlich geschieht, der wirkliche, nicht etwa auf Täuschungen der Einbildungskraft beruhende Verband der Heiden mit der ober- und unterirdischen Welt und ihren Kräften durch Vermittlung des Priestertums, des Opfers, des Gebets, der Segnungen, der Bilderverehrung, der Orakel und Mysterien hervorgehoben werden. Es sollte ferner auf die hohe Bedeutung des Polytheismus und der aus ihm entstandenen Mythen mit innigerem Bezuge auf den christlichen Monotheismus hingewiesen werden. Denn auch der Christ, obwohl durch die unendliche Erbarmung zur Erkenntnis der Freyheit, Persönlichkeit und Einheit Gottes geführt, muß den Reichtum der göttlichen Gedankenwelt, der eben in dem Polytheismus der Heiden, wenn auch nicht immer rein, sich ausspricht, festhalten und sich lebhaft vergegenwärtigen. Dies kann er um so sicherer, da ihn nicht wie den Heiden die mangelnde Einsicht in das Wunder der persönlichen Liebe, zu dem traurigen Wahne eines blinden Verhängnisses und zu den Verirrungen der Idolatrie und eines infernalen Naturdienstes verleitet.



Belehrung in den Schulen über die heidnische, besonders griechische Religion dringend zu empfehlen, entweder bei der Schriftstellerlektüre, oder in eigenen Lehrstunden, oder im Geschichts- oder Religionsunterricht.[1])“

Wiederum wandelt Beck hier in den Gedankengängen Franz von Baaders. Die Quintessenz seiner Ausführungen beruht in den zwei Begriffen des formalen und realen Studiums der Antike, von denen wiederum der des realen der bedeutsamere ist. Fällt das formale Studium ungefähr mit künstlerischer Nachahmung zusammen, so bildet das reale Studium die Aufgabe der Philologie. Der wichtigste Teil dieses realen Studiums ist aber die Untersuchung der antiken Religionsvorstellungen. So gelangt Beck zum Begriff einer „christlichen Philologie“ der Antike; diese Wissenschaft hat die Aufgabe, die antike Religion und Mythologie nicht rationalistisch als ein Produkt subjektiver Täuschungen der Einbildungskraft zu erklären, sondern sie soll zeigen, inwieweit in den religiösen Einrichtungen des Heidentums objektive Mächte tätig waren. Beck weist besonders auf das Opfer, das Gebet, die Bilderverehrung usw. hin; das waren gerade die Dinge, denen Baaders Philosophie wieder tiefste Bedeutung verliehen hatte.

Den Gedanken, die heidnischen Religionen behufs eines tieferen Verständnisses der christlichen zu studieren, haben wenige Jahre später Ernst v. Lasaulx’ Werke ausgeführt: „Die Sühnopfer der Griechen und Römer und ihr Verhältnis zu dem Einen auf Golgatha“; „Über den Sinn der Ödipussage“; „Die Gebete der Griechen und Römer“; „Die Linosklage“; „Über den Fluch und über den Eid bei den Griechen und Römern“.

Beck bot die Schrift Cotta an, der aber den Verlag ablehnte; so blieb sie ungedruckt, wurde aber im Laufe der Jahre von Beck mit mancherlei Zusätzen versehen.

Dagegen gab Beck 1839 ein Epos in 24 Gesängen „Otto der Große und die Ungarn“ bei Georg Franz in München heraus. Verfasser dieses Werkes war Franz Frhr. v. Unterrichter.[2]) In der Vorrede rühmt Beck die Seltenheit des epischen Dichtertalents neben

---

[1]) Vgl. J. Hamberger, Üb. d. Religionsunterricht am Gymnasium. München 1835.

[2]) Franz Unterrichter Frhr. v. Rechenthal auf Salach (geb. 1775). War 1812 Geh. Rat und Präsident des Appellations- und Kriminal-Obergerichts in Klagenfurt. Nähere Beziehungen zwischen ihm und Beck waren nicht zu entdecken. Vielleicht war er ein Freund von Becks Vater.

der Massenhaftigkeit der zeitgenössischen Lyrik und den in homerische Form gekleideten christlich-germanischen Inhalt des Werkes. Heutzutage dürfte es wenig Leser finden, aber für die damalige Zeit ist der Respekt vor der Antike, vorausgesetzt, daß die Gesinnung christlich sei, ein charakteristischer Zug. Auch war es aktuell wegen des Gegensatzes zwischen Deutschen und Magyaren.

Eine eigene Arbeit von Beck kam erst wieder im Jahr 1844 unter dem Titel „Gedichte“ in Kommission der literar-artist. Anstalt in München heraus. Ihrem Wesen nach unterscheiden sich diese Gedichte gar nicht von Becks Erstlingen. Eine Reihe der Gedichte von 1829 erscheint auch in diesem Bändchen unverändert wieder. Mehrere religiöse Gedichte sind durch Gemälde der Luise Wolf angeregt, eine Reihe von Liedern ist von Pocci komponiert. Das Gedicht von den vier Gekrönten, den Patronen der Architektur[1]) (S. 129), begleitete ein Neujahrsblatt von Hoffstadt. In den Liedern, den religiösen Gedichten, den Romanzen und Balladen und den Gedichten historischen Inhalts findet sich noch ganz die Vorliebe für Naturstimmung, innige religiöse Betrachtung, schauriges und zauberhaftes Geschehnis, liebevoll-stolze Versenkung in die deutsche Vergangenheit, wie sie der Romantik eignet. Aber im Schlußteil, unter den Zeit- und Gelegenheitsgedichten wird plötzlich fühlbar, wie der Wandel der Zeiten auch unsern Dichter nicht ganz unberührt gelassen; nicht als ob er in den Ton des jungen Deutschland einstimmte — das lag ihm zeitlebens fern — aber wir finden immerhin unter Liedern für die Gesellschaft der Zwanglosen und solchen für öffentliche Anlässe eine Huldigung für Thorwaldsen und ein Sonett auf Goethes Iphigenie, das so ziemlich den Gegenpol zur antihellenischen Tendenz seiner früheren Werke bildet. In ganz geringer Minderzahl sind auch antike Formen vertreten (alkäische und asklepiadeische Strophen), die gewandt gehandhabt werden, und zwar in Gedichten zur Verherrlichung wittelsbachischer Fürsten.

Für die nächsten Jahre mochte wohl der anstrengende Doppelberuf selbständige größere Arbeiten unmöglich machen. Erwähnenswert ist ein Bericht über die Münchener Kunstausstellung 1845 (nach Eröffnung des Ausstellungsgebäudes am Königsplatz) (Cottas Kunstblatt 1845) und der tiefempfundene Hoffstadt-Nachruf im

[1]) Vier Künstler, die unter Diocletian ihre Kunst nicht dem Heidentum widmen wollten und dafür den Märtyrertod erlitten. Über ihren Gräbern sah man darauf vier Kronen schweben.

neunten Jahresberichte des Historischen Vereines von und für Oberbayern (1847). Zwei kleinere religionswissenschaftliche Arbeiten kamen als Schulprogramme an die Öffentlichkeit. „Die Schicksalsidee in der Religion der Griechen" (1847) und „Die Zeusidee in ihrer centralen Stellung zum hellenischen Götterkreise" (1852). Hier finden wir Beck völlig eingebürgert im antiken Kulturkreise; eigentlich wäre ja auch das Gegenteil verwunderlich. Denn sein Beruf als Lehrer der klassischen Sprachen und Literaturen — nicht so neutral wie Hoffstadts Jurisprudenz — mußte ihm, dem feinsinnig Aufnehmenden und Anempfindenden, im Laufe der Jahre Verständnis und Neigung für die Antike wecken. Überdies betrachtet er ja die Erforschung der antiken Gedankenwelt, wie wir schon sahen, nicht als den direkten Weg zur Kunde höherer Menschlichkeit, sondern er sieht in ihr ein Mittel zur Bestätigung und Bekräftigung der christlichen Lehre, die vom Altertum vielfach vorgeahnt worden sei. Diesem Ziel ordnet er seine Arbeit bewußt unter und spricht sich in der Vorrede zur „Zeusidee" im Anschluß an seine früheren Arbeiten und an E. v. Lasaulx unmißverständlich darüber aus: „Man müsse im Unterricht alles das hervorheben, was an und für sich das rege und kräftige Glaubensbedürfnis des heidnischen Altertums beurkundet und zur Bestätigung der großen Wahrheit dienen kann, daß zu allen Zeiten die Religion die festeste Stütze der sittlichen und auch der staatlichen Ordnung gewesen ist. Es werden sich endlich manche Anlässe ergeben, um darauf hinzuweisen, wie sogar in den Naturreligionen der heidnischen Völker der Vorzeit Vieles mit der christlichen Lehre Übereinstimmende, ihre Wahrheit Bestätigende oder doch in dunklen Ahnungen, Vorbildern und den entstellten Resten der Urtradition darauf Bezügliche zu finden sei."

Daß die Ereignisse des Jahres 1848 den so Gesinnten aufs tiefste verstimmen mußten, ist klar. Doch stand er nicht mehr als Redakteur in der Öffentlichkeit, und wir vernehmen seinen Groll nur aus einem Briefe vom 8. Oktober 1848 an Wally: „Die öffentlichen Verhältnisse sind noch immer so verwirrt und trüb, daß sie auf meine sonst heitre Stimmung niederschlagend wirken. Das unlautere Treiben unserer sogenannten Volksmänner und die Schwäche der Regierungen droht uns einem blutigen inneren und äußeren Kriege entgegenzuführen. Alle Wohldenkenden sehnen sich nach einer starken Hand, die Kraft genug besitzt, die zerrütteten Verhältnisse Europas zu ordnen und eine neue Barbarei von uns abzuwehren."

Beck war Mitglied des konstitutionell-monarchischen Vereins, der von 1849—1852 bestand, und hat zu dessen Zusammenkünften mehrere Gedichte verfaßt.

Eines enthält die Zeilen:

Wo Deutschland ist, da soll auch Österreich wohnen,
Kein Parlament vernichtet Nationen.

Daß trotz und neben der tiefen Betrübnis, die das Jahr 1848 mit seiner Zerrüttung über alle Wohlmeinenden brachte, die alte Freude an Ritterspiel und Mummenschanz noch lebendig war, beweist ein Brief Schwanthalers an Beck. Beck hatte dem Freund eine Inschrift über den Eingang seiner Burg Schwaneck bei Großhesselohe verfaßt:

So stehe denn hier in Gottes Hand
Der Thurm am felsigen Uferrand,
Gebaut nicht um Schein und eitle Ehr,
Zu Trutz nicht oder Waffenwehr;
Nur früher Jugend schönster Traum
Soll steigen empor im trauten Raum;
Der Blick in die Ferne, die Luft so klar,
Vom Flusse das Rauschen wunderbar,
Der Freunde Wort und Sag und Sang
Erfrische das Herz im Lebensdrang.

Schwanthaler schrieb ihm darauf (undatiert):

„Lieber Freund!

Deine Poesie wurde also mit altdeutschen Lettern in Stein gehauen und am Turme angebracht, in einer Höhe, wo sie recht gut gelesen werden kann; sie findet allgemeinen Beyfall und wurde gewiß schon mehrere Dutzendmal abgeschrieben. .... Die Comödie in meinem Hofe selbst war ohne weiteres der reizendste Theil des ganzen Tages. .... Ein Tisch voll Geharnischter saß beim Burgthor, eine Gruppe stand oben am Eingang. Einzig in seiner Art. Die Modernität wurde nur unter abwürdigenden Worten eingelassen. Denke Dir hinzu, die blaue Luft, den alterthümlichen Bau, die Gegend, die Frühe, Bier, Scheiben usw.

Hoffentlich wird die Bierrevolution nicht zum Schwert des Damokles, und so lebe denn wohl auf Deiner Braustätte. Komm bald nach der Burg. Stets

Dein Schwan."

(Ein anderer Brief Schwanthalers ist unterzeichnet: „Dein Raubritter in der Schlafhauben.")



Eine Reihe von politischen Gedichten Becks erschien auch unter dem Titel „Zeitgedichte“ in seiner dritten Gedichtsammlung „Stillleben“ (München, Fleischmann 1861); ferner als Einzelbändchen „Zeitklänge“ 1860 bei Fleischmann in München. Einige von diesen Gedichten waren zuerst in Cottas „Morgenblatt“ und in den „Fliegenden Blättern“ gedruckt worden, alle Becks großdeutschen Standpunkt und seine Enttäuschung über die vergeblichen Mühen des Frankfurter Parlaments deutlich betonend. Wolfgang Menzel lobt in seiner Rezension (Cottas Kunstblatt 35 vom 1. Mai 1861) besonders die Ode „Dem deutschen Kaiser“ (Stilleben S. 224).

Bezeichnend ist, daß er den übrigen Gedichten des Bändchens „eine seltene Gewalt über die Sprache und tiefe Kenntnis des Wohllauts“ nachrühmt, aber ihren epigonenhaften Mangel an neuen Ideen lebhaft tadelt. „Hannibals Traum“ (Stilleben S. 144) gemahne ihn auffallend an eine 1825 von ihm selbst publizierte Romanze „Der Tod des Propheten“, die er „aus Anlaß der Beck'schen Nachahmung“ in allen 12 Strophen als Schluß der Rezension abdruckt. Eine weitere Besprechung von Rudolf Schreiber-Ansbach findet man in der Beilage zu Nr. 176 der Allgemeinen Zeitung vom 25. Juni 1861. Sie lautet:

„Stillleben. Lyrische Dichtungen in neuer Auswahl von Friedrich Beck. München 1861.

σ. Wenn auf irgend einem Gebiete der Schluß von dem Werk auf den Schöpfer selbst ein sicherer ist, so ist das auf dem Felde der lyrischen Poesie der Fall; denn da ist es eben der durch Liebe und Haß, durch Furcht und Hoffnung und all dergleichen heftiger erregte und höher als gewöhnlich gestimmte Mensch, den es zur Offenbarung der in ihm gährenden und stürmenden Welt drängt. Kein Wunder darum, wenn von 10 lyrischen Gedichtsammlungen neun auf Leute kommen, die noch in der Zeit der Jugend stehend, vor dem quälenden Drang ihres übervollen Herzens nicht anders sich retten können, als daß sie den größern oder geringeren Kreis ihrer Freunde mit den Producten ihrer Muse beschenken. Und wer möchte in Abrede stellen, daß wir auf diese Weise, trotz starker, ja fast bedenklicher Vermehrung der Maculatur, doch zu manchem schönen Lied, zu mancher ächten Perle des Gesangs gekommen sind, während die große Masse der schöngebundenen goldschnittgezierten Büchlein schon nach einem Jahrezehnt der tiefsten Vergessenheit rettungslos anheimfällt.



Ganz anders nun stellt sich die Sache, wenn ein Mann im gestandenen Alter, der durch größere Werke der Dichtung auf dem episch-didaktischen Gebiet hinreichend seine Berufung zum Dichter dargethan hat, vor das Publicum tritt mit einer neuen Sammlung lyrischer, von ihm selber mit dem Namen „Stillleben" bezeichneter Gedichte, und das in einer Zeit, wo das Stillleben wenn nicht zu den verschwundenen, so doch zu den verschwindenden Dingen gehört, und ruhige Beschaulichkeit und gemüthliche Erwägung des kurzen Daseins von einer ungeduldigen Hast des Erwerbes und einem leidenschaftlich-einseitigen Jagen nach Genuß allerorten verdrängt wird. Und doch hat er Recht mit seinem Auftreten, und zwar ein nicht geringeres als die Rose, wenn sie blüht, oder der Apfelbaum, wenn er die goldene Frucht durchs dunkle Laub schimmern läßt. Was ruft sie alle, die Gedichte, die Äpfel und die Rosen ins Daseyn? Was anders als die innerlichtreibende, unwiderstehlich sich entwickelnde Kraft hier der Natur und dort des menschlichen Gemüthes. Und allen Respekt vor einem Stillleben, das in seiner Weltabgeschiedenheit und Weltlärmsferne mit so reichem Inhalt sich zu füllen versteht, das die höchsten und wichtigsten Fragen der Menschheit nicht minder als die Freuden der Sterblichen an der unverwelklich-schönen Natur mit in seine Clause hineinnimmt, und nun mit all den Dingen in seiner Einsamkeit lebt und schafft, bis sie eine feste Gestalt gewonnen haben, und dann als „geflügelte Worte und goldene Sprüche" herauskommen.

Und wie uns aus den mehr philosophisch gehaltenen Gedichten der Sammlung eine Persönlichkeit entgegentritt von ebenso tiefer als umfassender Bildung, wie in derselben die ewig heitere Welt der Alten nicht weniger wirkt und schafft, als die reinigende und verklärende Kraft eines tiefinnerlichen von starrem Confessionalismus weitentfernten Christenthums, so begegnen wir, namentlich in den landschaftlichen Bildern, einem so feinen Sinn für die Form der Erscheinung, einem so liebenswürdigen Erfassen von Dingen, an denen die Menschen des Genusses blind vorübergehen, daß wir gerne mit ihm Freundschaft schließen, und mit Freuden uns von ihm führen lassen, sey es nun daß er in tiefer Bergeinsamkeit und Waldesstille uns geleitet, sey es daß er in den Festjubel des erleuchteten Saales hineinblickt. Und auch wo er das Ringen der Gegenwart uns vorführt und politisch wird — ein gefährliches Gebiet für den Lyriker! — auch da muß selbst sein politischer Gegner ihm zugestehen, daß das schöne



Maß nicht überschritten und allenthalben der Mensch so vorgetragen wird, daß über seine tiefere Berechtigung kein Zweifel übrig bleibt.

Wenn nämlich zu aller wahren Dichtung zwei Dinge gehören, einmal das Untergehen der sichtbaren Welt in dem Gemüth des Dichters, zum anderen das Auferstehen derselben aus dem höheren Medium des Gemüthes vermittelst des geistigsten Organs im Menschen, der Sprache: so folgt daraus von selber, daß es weder mit dem tiefen Dichtergemüth noch mit der bunten Welt der Objecte gethan ist, die sich in demselben spiegeln; noch weniger wird die bloße Neuheit der Dinge der Dichtung einen bleibenden Reiz zu geben im Stande seyn, vielmehr muß der Dichter außer dem reichen Gemüth und der leichten Erregbarkeit noch ein zweites besitzen, was ihn erst zum Dichter macht; er muß — um es kurz zu sagen — Meister der Sprache seyn, er muß es verstehen, die individuelle Erregung so zum allgemeinen Ausdruck zu bringen, daß sie gleichsam in all den Seelen, die das Gedicht lesen oder hören, nachzittert und nachklingt; wie von dem einen elektrischen Funken die ganze unendliche Kette von Personen durchzuckt wird, so muß ein wahrhaft poetisches Werk (und wär es auch das kleinste Lied) in alle Ewigkeit die Menschenherzen erfassen und ergreifen; das aber wird der Fall seyn, wenn der innerlich erfaßte Gedanke die rechte Form des Ausdrucks gefunden haben wird. Und das ist denn der zweite Vorzug der lieblichen Sammlung, daß wir nirgends ein Mißverhältnis gewahren zwischen Inhalt und Form, daß wir überall das Streben wahrnehmen können nach möglichst reinem Ausdruck des richtig Empfundenen.

Es ist hier nicht der Ort auf einzelne nach beiden Seiten hin besonders gelungene Stücke aufmerksam zu machen; doch sollte es uns sehr wundernehmen, wenn wir nicht bald den „Tongeistern", dem „Thränenkrüglein", der „Anna von Tegelstein" in den leider noch immer so beliebten Mustersammlungen, so wie einer Reihe lyrischer Gedichte in den freibeuterischen Büchern unter dem Titel: „Blumenlese auf dem Felde deutscher Lyrik" usw. begegnen sollten.

Sey dem nun wie ihm wolle; wenn wir in diesen, allem eher als dem Stillleben dienenden Blättern dennoch auf dieß „Stillleben" aufmerksam zu machen suchten, so geschah es vornehmlich darum, weil wir der Überzeugung sind, daß nicht wenige es uns danken werden, auf die liebliche Gabe des bescheidenen Dichters durch diese Zeilen hingewiesen worden zu seyn. —



Einer zweiten Beurteilung, die uns nachträglich zukommt, entnehmen wir folgende Stelle: „Aber so mannigfach auch dieser Inhalt ist, sie spiegeln, wie Uhland sagt, als Einheit im Zerstreuten unsres Dichters ganz Gemüth. Oder mit andern Worten: Diese Gedichte machen bei wiederholtem wie beim ersten Lesen auf uns den Eindruck, daß sie der lautere Spiegel eines Herzens sind, welches, poetisch gestimmt und tief angeregt von allen Erscheinungen der Außenwelt, stets das Höchste unverrückt im Auge behält und den Wirrnissen des Lebens, in dessen Strudel es sich hineingesetzt sieht, überall eines siegreich entgegenstellt: den fast kindlich naiven Ausdruck der Idee. Daß das Wohlwollende und das Wohlthuende hier so ganz zusammenfallen, ist der Hauptgenuß, den diese „stillen“ Gedichte dem Leser bereiten. Was sie ferner alle gemeinsam haben, das ist eine höchst vollendete Form. Die Verse sind nicht nur durchweg sehr leicht und fließend, sondern auch sehr regelmäßig gebaut. Der Verfasser hat mit Recht fast durchgehends keine andern Maße gebraucht als die von Goethe und Schiller geheiligten; aber man sieht, daß er nicht umsonst die griechische Metrik und deren Anwendung auf die deutsche in der Platen'schen Dichterschule studiert hat. [Anm. d. Red.: Wobei jedoch zu bemerken, daß Fr. Beck weniger strengen prosodischen Grundsätzen huldigt, wovon die nach Inhalt und Diction sehr schöne alcäische Ode „an Schwanthaler“ mehrfache Spuren trägt. Dagegen ist die Ode „die Ideale“ auch prosodisch rein durchgeführt. Ein lapsus calami fiel uns auf S. 254 in dem Gedicht „die deutsche Schillerfeier“ auf, nämlich in der Stelle:

„Als ob ein Wahn die tiefen Schmerzen
Der Schmach, die wir erlebten, sey;“

wo die Construction klärlich seyen verlangt. Es wird sich leicht verbessern lassen.]“

Robert Prutz im deutschen Museum 1862, Nr. 32 schrieb: „Dieser Dichter ist eine überwiegend innerliche Natur, sein Gemüt ist zart besaitet, von fast weiblicher Reinheit und Empfänglichkeit und so sind es auch vornehmlich innere gemütliche Zustände, vor allem aber Betrachtungen über Kunst, Welt und Leben, in denen sein liebenswürdiges Talent sich am glücklichsten äußert. Besonders in seinen Meditationen über Kunst vereinigt sich tiefe und gründliche Bildung mit dem glücklichsten poetischen Ausdruck. In der Mehrzahl seiner Zeitgedichte spricht Beck nur das Mißbehagen aus, das die Gegenwart in ihrem wilden rastlosen Treiben ihm erregt.“

War die Becksche Lyrik, wie sie sich in den „Gedichten" vom Jahre 1844 und im „Stilleben" vom Jahre 1861 darstellte, zwar formal gewandte, aber doch wenig bedeutende Epigonenlyrik ohne persönliche Prägung, so müssen wir seine Theophanie (Gotha, Perthes 1855) doch wesentlich höher stellen.

Eigenartig schon im Stoff und in der innigen Verbindung von epischen, lyrischen und didaktischen Elementen, erregte sie wohl die lebhafteste Aufmerksamkeit von seinen sämtlichen Schriften und ist auch für uns wichtig, weil sich hier der Einfluß der Romantik und besonders der Jakob Böhmes deutlich ausspricht.

Besondere Beachtung verdient die wirklich große kosmische Anlage des Werkes, das nämlich die ganze Welt- und Heilsgeschichte vom Urbeginn aller Dinge[1]) an bis zum Jüngsten Gericht herab behandelt. Dieser seiner weiträumigen Anlage nach übertrifft es in gewissem Sinne die großen religiösen Epen eines Dante, eines Milton, eines Klopstock, die sich nur mit dem Beginn oder dem Ende der Dinge oder mit der Persönlichkeit des Erlösers befassen. An Tiefe und Wucht der Gestaltung steht freilich die „Theophanie" hinter ihren großen Vorgängern beträchtlich zurück.

Eine besondere Anregung zur Ausführung der „Theophanie" von seiten eines Buches etwa oder eines Freundes ist kaum anzunehmen; Becks gesamte Geistes- und Studienrichtung mußte ihn auf dieses Gebiet führen; seine Studien über Böhme, über Dante, über religionsphilosophische Probleme der Antike, über die Kunst des Mittelalters, seine religiöse und politische Lyrik mögen als Vorarbeiten zur „Theophanie" gelten. In Becks schriftlichem Nachlaß findet sich auch unter dem Titel „Kreuz und Rose" eine ungedruckte Sammlung religiöser Gedichte und Legenden, die wohl zum Teil im Zusammenhang mit der „Theophanie" entstanden sein mögen. Ein Gedicht „Die Menschwerdung" erscheint sogar in der „Theophanie", und durchweg begegnen wir denselben Anschauungen; nur bietet „Kreuz und Rose" mehr Betrachtung, die „Theophanie" mehr fortschreitend sich entwickelndes Geschehen.

Das Werk ist in sieben Abschnitte eingeteilt, deren jeder 4—8 Gedichte enthält. Wer die „Theophanie" heute unbefangen liest, wird

[1]) Über „Die Urzeit der Erde" erschien ein Jahr nach der Theophanie ein Gedicht von Franz v. Kobell, das den Gegenstand naturwissenschaftlich behandelte und Alexander v. Humboldt zugeeignet war. Man möchte fast an eine Wiederauferstehung des Lehrgedichtes glauben, das wissenschaftliche Erkenntnisse in poetischer Form darbietet.



vor allem erstaunt sein über den Reichtum an Ausdrucksformen, der das Gefühl der Eintönigkeit nicht leicht aufkommen läßt; von der einfach gereimten Vierzeilenstrophe bis zur schwungvoll gebauten Hymne lösen sich alle lyrischen Formen in reichem Wechsel und sorgsam bedachter Auswahl ab. Die sieben Abschnitte lauten: 1. Gott und die Welt, 2. Die Sünde, 3. Die Verheißung, 4. Die Erfüllung, 5. Der Geist, 6. Welt und Kirche, 7. Kampf und Vollendung. Besonders in den ersten Abschnitten, wo es sich um die Urgründe der Weltschöpfung und der menschlichen Bestimmung handelt, ist der enge Zusammenhang mit Jacob Böhme unverkennbar. Im ersten Gedicht „Der Dreieinige" wird das Wesen der Dreieinigkeit und das Wirken der göttlichen Personen beschrieben: Der Vater schaut im Sohne sich selber und erhebt diesen wieder zum Geist in sich; er selbst hat „das All der Wesen und der Dinge Grund" in sich beschlossen; „in seligen Genügens heilger Stille" ist er in sein Inneres versenkt.

„Er gießt aus sich den Lebensstrom hervor,
Den nie versiegenden im Feuergrund;
Er öffnet oder schließt des Werdens Thor
Und giebt sich als den starken Herrscher kund."

Der Sohn wirkt da,

„Wo den Keim ein Bildungstrieb erfüllt,
Die Form sich regt und rührig wirkt die Kraft,
Wo aus der Nacht die Morgenröthe quillt,
Und ohne Rast am Werk der Meister schafft."

Der Geist ist im Duft der Blumen, im Kristall, im Äther, im Lied der Nachtigall, im mystischen Schauen der Seele am Werk.

Im zweiten Gedicht „Die göttliche Gedankenwelt" schildert Beck das, was Böhme unter dem Namen der „ewigen Weisheit" oder „Jungfrau" versteht. Gott betrachtet zu seiner Ergötzung im „Spiegel" „der Formen bunte Schar" und findet darin völliges Genügen:

„Die Welt, die er geschaffen,
Niemals bedurft' er sie."

In dem Gedicht „Der Sturz des Lichtengels" erfahren wir zunächst, genau der Lehre Jakob Böhmes gemäß, daß Gott in Michael ein Abbild des Vaters, in Uriel ein Abbild des Geistes, in Luzifer ein Abbild des Sohnes schuf. Aber Luzifer im Vollgefühl seiner Schönheit und Größe erstrebt



„Losgebundenen Seins
Trügenden Vollgenuß" — er hat
„Angezündet die Flamme,
Die gebändigt ruhte
Verschlossen unter dem Spiegel des Lichtes."

Und nun entsank Luzifer dem Herzen des Sohnes und ihn umfaßte die

„Herbe grimmige
Zornfeuernacht
Des Todes."

Sogar mit Beibehaltung des Ausdrucks „herbes grimmiges Zornfeuer" folgt hier Beck der Darstellung Böhmes, der behauptet, daß Luzifer, statt seine „Imagination ins Licht Gottes zu setzen", sich dem „Grimme" der Natur ergab, wodurch er ganz von selbst die Hölle, die bisher ihm verborgen war, sich erschloß.

In dem Gedicht „Das Böse und die Freiheit" wird die Frage erörtert, wieso das Böse sich mit Gottes Güte und Vorsehung verträgt und ebenfalls im Sinne Böhmes beantwortet. Der Mensch ist nicht von Natur böse: es steht ganz in seiner Macht, ob er sich Gott oder der „finstern Zornesmacht" ergeben will.

„O Freiheit, gottvertraute,
Du führst zum Himmelssaal;
Die Prüfung ist dein Schlüssel,
Dein Pförtner ist die Wahl!"

Auch den Fall der Engel hat Gott vorausgesehen, aber das Böse ist nicht von ihm:

„Sie konnten sich erproben
Als böse oder gut,
Sie konnten Gott bezeigen
Dank oder Frevelmuth."

Das folgende Gedicht ist betitelt „Die Schöpfung der Erde".

Durch das Wort „Es werde Licht" floh Luzifer zur Tiefe „vor der Klarheit hellem Schein". Die Schöpfung wird eben auch von Beck als eine Rettung und Wiederherstellung der durch den Abfall Luzifers verdorbenen Natur betrachtet, nicht als eine allererste Neuschöpfung. Die Scheidung der „schweren" und „leichten" Wasser geht ebenfalls auf Böhme zurück; sie entspricht genau seinem „äußeren und inneren Wasser" oder dem „Wasser des Todes und des Lebens". Die Schöpfung der Pflanzenwelt geht bei Böhme durch den Einfluß des Lichtes oder des feurigen Mercurius auf den wässrigen vor sich;



deshalb sprossen bei Beck „vermählt dem Wassergeiste Pflanzen zart und mild“.

Und wenn Beck schreibt:

„Stärker vom Gestirn hernieder
Strömte nun der Lebensgeist,
Der gemischt dem Erdenkerne
In des Festlands Tieren kreist...“

so kann die Stelle auch nur mit Hilfe der Böhmeschen Anschauung verstanden werden, daß das animalische Leben durch Einwirkung der Gestirne entstanden sei, und daß diese Geschöpfe ihren Leib von der Erde, ihren Geist aber von den Gestirnen, vom spiritus mundi haben.

Nun folgt die Schöpfung des Menschen: „Der erste Mensch“. — „Sollte der Mensch, als Gottes Bild, über die Fische, Vögel, Thiere und die ganze Erde, sowie aller Gestirne Wesen herrschen, so mußte er auch aus diesem allem sein; denn jeder Geist herrscht nur in seiner Mutter, daraus er entstanden ist“, schreibt Böhme (Myst. 14,8), und Beck sagt:

„Was über dir die Schwingen regt
Und jubelt in der Luft,
Was sich in Haus und Flur bewegt,
Was Köstliches die Tiefe hegt,
Was haucht in Blüthenduft,
Dein war es alles, alles dein,
War dir zur Lust und Zier;
Es drang in deine Seele ein,
Es mußte dir wohl nahe sein,
Es war ein Theil von dir!“

Weiterhin sagt Beck:

„Doch solltest du, was trübe war
Getrennt in Raum und Zeit,
Hinüberleiten hell und klar
Als Geisterfürst auf immerdar
Zum Schooß der Ewigkeit.“

Dazu Böhme (Sendbrief 11, 18): „Die äußere Welt ist auch Gottes und aus Gott; und der Mensch ist darum in dieselbe geschaffen, daß er die äußere Figur in die innere einführe, das Ende in den Anfang bringe.“

Der Ausdruck „Geisterfürst“ findet ebenfalls bei Böhme seine Rechtfertigung (Aurora 24, 18): „Gott wollte wieder ein englisches



Heer schaffen. So schuf er den Adam, und dieser sollte wieder aus sich Kreaturen seines Gleichen gebären; in der Mitte der Zeit aber sollte aus dem Leibe eines Menschen ihr König geboren werden und dieser das neue Reich als ein König dieser Kreaturen besitzen, an der Stelle des verdorbenen und verstoßenen Luzifer."

Im folgenden Gedicht „Das Paradies" findet sich die typisch romantische Anschauung von der Urharmonie zwischen Farbe, Duft und Ton:

„Nicht erstarrt war hier das Feste, zehrend nicht des Feuers Glühn,
Und die Blumen, die entkeimten, konnten nimmermehr verblühn,
Hauchten Düfte in die Lüfte, und die Quellen rauschten Sang,
Und die Töne wurden Farben und die Farbe wurde Klang."

Dazu St. Martin[1]): „Dort ist es nicht wie in unserer finsteren Wohnung, wo Töne nur mit Tönen, Farben nur mit Farben verglichen werden können, eine Substanz nur mit dieser einen verwandten; dort ist alles gleichartig. Das Licht tönet, die Melodie erzeugt Licht, die Farben haben Bewegung, denn sie leben, und die Gegenstände sind zugleich tönend, durchsichtig und beweglich, um sich gegenseitig zu durchdringen". Vom „Baum der Erkenntnis" sagt Beck:

„Was hienieden sich geschieden, süß und herbe, bös und gut,
Von des Apfels rother Wange trügerisch umschlossen ruht."

Bei Böhme heißt es (Myst. 17, 25): „Im Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen waren die Eigenschaften so, wie es jetzt der Fall ist, im Fluche, d. h. eine jede in sich selbst offenbar und herausdringend. Sie waren aus der Concordanz getreten, und so alle drei Principia, jedes insonderheit in diesem Baume offenbar; darum nennt ihn Moses: den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen."

Es würde zu weit führen, in dieser Weise die Böhme-Parallelen durch die ganze Theophanie hindurch zu verfolgen; es sei nur noch erwähnt, daß z. B. die Auffassung Abels als Vorbildes Christi auf Böhme zurückgeht (Myst. 29, 22). Ebenso die Rettung Kains vor der Hölle durch das göttliche Zeichen (Drei Princ. 21, Myst. 29. 55).[2]) Nicht nur die Geschehnisse des Alten, sondern auch die des Neuen Testaments sind im Böhme'schen Sinne behandelt; wo dann die weltgeschichtliche Entwicklung der Kirche den Faden fortführt, ist die Anlehnung an Böhme nicht mehr so wesentlich (Abschnitt VI).

[1]) Beck übersetzte St. Martin: Louis Claude de St. Martin, Dichtungen, übersetzt und erläutert von Friedrich Beck, München 1863.

[2]) Eine Gegenüberstellung mit Charles Boners gleichzeitig erschienenem „Cain" (London 1855) war leider nicht möglich, weil mir das Buch nicht zugänglich war.



Konstantin, Muhamed, Karl der Große, Die Kirche, Die Klöster, Die Künste, Die Kreuzzüge, sind mit dem ganzen eingehenden Verständnis behandelt, das Becks Vorliebe für das Mittelalter auszeichnet. Besonders charakteristisch ist auch sein äußerst tolerantes Urteil gegenüber der Reformation, die nur in den schönen Zeilen erwähnt wird (Die Neuzeit S. 177):

„Nicht darf zerfallen, was der Herr gebaut;
Er legt den Finger in der Kirche Wunden
Und macht das Sehnen frommer Herzen laut,
An Haupt und Gliedern möge sie gesunden.

O wär es ohne Trennung doch geschehen,
Die durch Jahrhunderte entflammt den Streit;
O daß der Leidenskelch vorübergehen
Den Völkern konnte ohne Bitterkeit!

Hart war der Bruch und giebt der Klage Raum!
Gott ließ ihn zu; sein Name sei gepriesen!
Wenn alle Zweige blühn am Kreuzesbaum,
Wird sich auch jene Kluft für immer schließen!"

Dagegen ist der Theorie von den zwei Schwertern schon im Alten Testament gedacht, in dem Gedichte „Saul und Samuel":

„Der Goldreif in dem Haare
Des Königs mit hellem Schein,
Des Priesterfürsten Tiare,
Sie müssen getrennt nun sein.

Getrennt, nicht um zu grollen;
So lag es im Rathe des Herrn;
Ein Ziel nur sollten sie wollen,
Nur blicken nach Einem Stern.

Zwei Schwerter, zwei Gewalten,
Die ordnete Gottes Hand;
Sie müssen sich tragen und halten,
Umschlungen von feinem Band.

Doch geschrieben ins Buch der Zeiten
Ward mancher Zwist und Fehl;
Oft sah man die Schwerter streiten
Seit Saul und Samuel.



Nur Einem, nur Einem gegeben
Ist doppeltes Herrschertum,
Ein priesterlich Geistesleben
Und der himmlischen Krone Ruhm;

Ihm, dem im Schwunge der Psalmen
Schon Davids Harfe klang,
Ihm, dem mit dem Gruße der Palmen
„Hosianna“ Salem sang!“

Vielleicht wäre bei dieser ausführlichen Erörterung des Problems an die Einwirkung einer Schrift „Die zwey Schwerter Gottes auf Erden“ (Erlangen 1847) zu denken, die Becks Freund, den Mitgründer der Drei Schilde-Gesellschaft, Frhr. v. Bernhard, zum Verfasser hat.

In der Behandlung der letzten Dinge (VII. Abschnitt) stimmt Beck insofern mit Böhme überein, als er vor dem Hereinbruch des Weltgerichts ein tausendjähriges Reich sündloser friedlicher Entwicklung annimmt. Den Eingang zu diesem „Sabbath der Geschichte“ bildet freilich das Wüten des Antichrists und seine Überwindung, wovon in diesem Zusammenhang bei Böhme nicht die Rede ist.

Ob Beck durch unmittelbares Studium Jakob Böhmes zu dieser nahen Übereinstimmung mit dem großen Mystiker gelangt ist, muß dahingestellt bleiben; näher jedoch liegt die Annahme, daß er durch Franz von Baader — allenfalls auch durch St. Martin — mit diesen Gedankengängen vertraut wurde, die ja eine Art gemeinsames Eigentum der romantischen Weltanschauung bildeten. Vielleicht hat Beck auch zur gelegentlichen Orientierung ein kleines Buch benützt, das sein Freund und Gesinnungsgenosse Julius Hamberger 1844 hatte erscheinen lassen: „Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme in einem systematischen Auszuge aus dessen sämtlichen Schriften dargestellt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet.“

Einerlei nun wie sich das verhalten mag, so müssen wir entschieden zugeben, daß die große, schwungvolle Anlage nach Böhmes Ideen dem Werke eine nicht ganz geringe Bedeutung sichert. Und auch da, wo eben nicht diese spekulativ-dogmatischen Ideen im Vordergrunde stehen, sondern wo es sich um die Darstellung historischer Ereignisse handelt, erhebt sich Beck nicht selten zu epischer Würde oder zu dramatischer Wucht. Aber im ganzen geht es mit diesem Kolossalgemälde wie mit den Bildern der Nazarener: Gegenstand, Anlage, abgeklärte und feine Geschlossenheit, Schwung der



Linien, alles ist erhaben und würdig; aber es fehlt die Farbe und der unmittelbar treibende Impuls des Lebens, der uns Heutigen so unentbehrlich scheint. Es war eben ein Altersprodukt der Romantik.

Damals freilich wurde keinerlei Tadel nach dieser Richtung hin laut, im Gegenteil, die Theophanie erntete lebhafteste Anerkennung aus allen Lagern, auch von protestantischer Seite. Nur Frhr. v. Bernhard war bei allen sonstigen Lobeserhebungen mit Becks toleranter Haltung nicht zufrieden und vermißte eine politische Tendenz zu Gunsten der römischen Kirche in dem Werke. Wir lassen daher seiner umfänglichen Äußerung den Vortritt vor den übrigen Kritiken, weil sie zugleich zeigt, welch politisches Schwergewicht man einem rein künstlerischen Produkt ohne sonderliche Verbreitungsmöglichkeiten damals zuzusprechen geneigt war.

Theophanie. Ein kirchlich-politisches Bekenntnis aus Anlaß von Friedrich Becks „Theophanie". Regensburg, G. J. Manz 1857.

(Handschriftlich von Beck auf dem Titel der Broschüre vermerkt Verfasser Fr. Frhr. v. Bernhard.)

S. 5. „Die Deutschen sind das Volk Gottes im neuen Bunde, allerdings in anderem Sinne als ein solches im alten Bunde gedacht werden konnte, aber doch als der Kirche zunächst verbunden und ihrem Schutze geweiht, die Mitte und den Kern jener Einheit und jenes Strahlenkreises bildend, welche der christliche Geist damals unter den Nationen und Reichen der Erde herstellte und verbreitete. . . . .

(6) Denn die Nationalität der Deutschen ist der Focus der Bildung durch das Christentum. Die Römer nahmen dieses zwar auf, aber das römische Wesen entsprach ihm nicht. Es wurde darum von der Vorsehung gefügt, daß die Römerherrschaft vor dem Strome der Europa überflutenden germanischen Völker zusammensank, weil das deutsche Wesen der christlichen Entfaltung den am meisten geeigenschafteten Grund darbot. Auf diesem Grunde erhob sich die ganze Hoheit der mittelalterlichen Gesittung und überfloß, von Deutschland ausgehend, alle Reiche Europas, die in der Kirche und dem ihr verbundenen Kaisertum das Centrum alles Lichts und aller Kultur auf Erden erblickten. Selbst der Kampf des Kaisertums gegen das Papsttum ist so geartet, daß daraus erhellt, wie notwendig der deutsche Organismus durch die Kirche begründet werden soll, damit er sich seiner Anlage gemäß entfalte. Nicht minder ergiebt sich aber dadurch, daß das deutsche Reich und die weltlichen Institutionen der Kern und die Krone des politischen Baus der ganzen Welt sind, welche



durch das Reich mit der Kirche vereinigt werden soll, wenn auch die Kirche über aller Nationalität steht.

Was die andern Nationen (mögen sie sich auch als die ersten der Welt ansehen) von diesen germanischen Einrichtungen und Elementen auf sich zu übertragen vermochten und in sich aufgenommen haben, das allein giebt ihnen ihre Bedeutung für die Zukunft. Darum ist allerdings die Neuzeit ein Stadium des Verfalls. Denn der europäische Organismus ist nicht mehr ein auf christlichem und auf deutschem Grund erbauter, vielmehr wird seine Stelle von eben so abstrakten als unwahren Staatsbegriffen eingenommen. Der deutsche Inhalt ist aus den Vorstellungen, Sitten und Einrichtungen, insbesondere aus den Staatsgebilden, schon großenteils verschwunden und verschwindet mehr und mehr. Es wäre die höchste Angelegenheit der Lenker des Staates, was von jenem Inhalt noch vorhanden ist, zu retten, und ihn aus seinen Principien, durch Wiederbelebung der noch immer vorhandenen nationalen Anlage wieder herzustellen....

Darum endet das Gedicht „Die Kreuzzüge" so schön:

„So lebe wohl mit deinem bunten Schimmer,
O Jugendalter deutscher Christenheit!
Wie du gewesen, kehrst du nie und nimmer,
Germaniens blüthenreiche Frühlingszeit!
Auch dir war ew'ger Dauer Kraft versagt,
Auch deine Schöpfung hat der Wurm zernagt.
Dein Bau zerfiel, die Stützen sanken nieder,
Und nur verklärt sieht ihn die Zukunft wieder."

Die Gewähr für das Wiederaufleben der deutschen Nationalität und deutscher Staatseinrichtungen liegt lediglich in der Rückkehr der von der Kirche getrennten Theile Deutschlands. Die Grundzüge der katholischen Kirchenverfassung entsprechen dem germanischen Princip, und wenn auch in Deutschland wirklich die kirchliche Revolution die nationalen Elemente in größerem Umfang unversehrt zu lassen schien, als die politische, so liegt dieses immer nur darin, daß die Vernichtung der Glaubenseinheit der Deutschen zunächst den Strom des abstrakten und negativen romanischen Wesens bloß in den romanischen Ländern entfesselte, während derselbe zuvor auch dort von den deutschen Elementen in seine Ufer und Schranken gebannt gewesen war. Die französische Revolution hat aber ihren Ursprung in dieser Abschwächung des deutschen Elementes, von welchem im Mittelalter auch die Verfassungen der romanischen Völker durchdrungen waren.



Verdiente nun jene Zeit des Zusammenwirkens der Heiligen und Heroen im Mittelalter nicht eine der von unserem Dichter so herrlich durchgeführten Betrachtung der Patriarchen- und Heroenzeit des alten Bundes mindestens gleiche Aufmerksamkeit? Wie dient nicht das Rittertum, aus germanischer Wurzel in christlichem Geiste über das ganze Abendland ausströmend, einem jeden Zweige idealer Entwicklung, und welcher Glanz poetischen Zaubers ist nicht darüber ergossen!

(S. 22). Erst wenn Deutschlands Einheit im Glauben und zwar im katholischen Glauben wieder hergestellt ist, wird auch die Revolution zum Abschluß kommen und das Reich erneuert werden. Dieses erneuerte Reich werden alsdann auch die romanischen Völker über sich erkennen. Denn die Dictatur der Romanen ist wie die Revolution nur die Folge davon, daß die Reformation den Einfluß des deutschen Nationalgeistes auf Europa gebrochen und hierdurch dessen Verdrängung aus den Einrichtungen der romanischen Völker verursacht hat. Nur dieses machte die Revolution möglich.

(27). Becks Theophanie ist dasjenige poetische Erzeugnis der Gegenwart, welches sich die erhabenste Aufgabe setzt. Es wurzelt in jener kirchlichen und nationalen Vorstellung, welche sich nur in dem Centrum der christlichen Civilisation findet. Gefiele es aber dem Dichter, seinem erhabenen Stoff die von uns angedeutete bestimmte und weitere Ausführung zu geben, wozu ihm eine so hohe Begabung verliehen ist, so sind wir der Überzeugung, in seinem Werke eine Frucht der höchsten Tendenz zu besitzen, welche überhaupt bis jetzt in der poetischen Literatur der Deutschen erschienen ist.

Sollen wir unserem Dichter Lob und Tadel in einem Worte aussprechen, so sagen wir: es fehlt in der Theophanie ein Hymnus auf Maria, und würde der Dichter der Theophanie uns damit beschenken, so wissen wir, daß im Bereiche der deutschen Poesie die seligste Jungfrau noch nie in so vollendeter Form besungen wurde ...."

Beilage zu Nr. 185 der Allgem. Zeitung, 2. Juli 1856. „.... Die Erschlaffung die in unserer poetischen Litteratur eingetreten, darf wohl als ein Zeichen betrachtet werden, daß sich etwas neues und tieferes in den Geistern vorbereite. Es freut mich die Leser dieser Blätter auf ein poetisches Werk aufmerksam machen zu dürfen, in welchem ein erster Flügelschlag dieses Neuen und Tieferen zu verspüren ist. Ich meine Friedrichs Becks „Theophanie". .... Auf der langen Liederfahrt merkt man keine Ermüdung. Die Sprache vereinigt

in sich die schönste Reinheit und die größte Mannigfaltigkeit und Biegsamkeit. Bald reißt uns ihr Schwung hin, bald wird sie zu einem zarten melodischen Hauch, bald drückt sich in ihrer ruhigen, gemessenen Bewegung die sinnende Betrachtung, bald in ihrem feierlichen Gange der tiefe liebevolle Ernst, bald in ihren Sturmschritten Kampf und Gericht aus, und bald mündet sie in den vollen Strom der Begeisterung. Aber überall ist Haltung, überall Maß."

Frankfurter Konversationsblatt. Belletristische Beilage zur Postzeitung. Nr. 142, 15. Juni 1855. „Die süddeutsche Lyrik unterscheidet sich, was schon vor Jahren eine wissenschaftliche Zeitschrift dargelegt hat, von der norddeutschen unverkennbar durch unmittelbar poetischere Anschauung, durch innigere, ja man kann wohl sagen, geistigere Betrachtung und ein gehaltvolleres Bilden. Der Norden hat die Reflexion; weiß er diese mit der Plastik selbst in schönen Einklang zu bringen, so hat er auch den Gedanken; allein dieses norddeutschen Gedankens Genesis geschieht alsdann auf weiterem, ja auf schmerzlicherem Wege, während dem südlichen Dichter alles, was Bild, Gestaltung, Anschauung, poetischer Gedanke ist, leiser, unmittelbarer, unbefangener, unvermittelter und darum schmerzloser aus der Seele tritt! Glückliche Sänger, die das Wesen besitzen ohne jenes tiefe Weh, womit die Reflexion oft fruchtlos sich selbst peinigt! .... (Angabe der Gliederung etc.) .... Diese ganz grandiose Dichtung ist auf Erkenntnis Gottes, auf Erkenntnis dessen, was dem Menschen notthut oder ihm Heil gewährt, auf richtiges Gefühl und auf ächte Frömmigkeit aufgebaut. In das religiöse Gefühl des edlen Verfassers mischt sich kein Wortgeklingel, kein hohles Phrasenwerk, keine Bilderschnörkelei, noch ein Schiboleth aus irgend einer theologischen Schule. Es offenbart sich in dem Werke Gedankenreichthum ohne Prosa, Einfalt ohne Mattigkeit und Monotonie, Kraft ohne Theaterdeklamation, Glaubensernst mit Johannisfreundlichkeit, Weisheit ohne Afterphilosophie, und Bilder, die überall des Gegenstandes würdig sind.

Die Form der Theophanie ist mannigfach und fein gegossen. Der edle Verfasser wechselt in den verschiedenen Liedern mit dem Versmaße; allein er weiß mit feinem Tacte für den jeweiligen Stoff auch das schönste und passendste Versmaß zu wählen. Dadurch vermied er Monotonie, gab Kunde von seiner Geschicklichkeit, die poetischen Formen zu handhaben, und gab dem Ganzen seinen neuen Reiz, der sich in das fühlende Herz tief einschmeichelt.



Wo die Dichtung solch eine Sprache spricht, wahrlich ihre höchste und heiligste, wie sie in dieser Theophanie redet, da legt die Kritik ihre Feder nieder und weiß nur zu bewundern und zu fühlen. . . . .“

F. J. A. S. (Schneidawind).

Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 35. 30. August 1855:

„ . . . Wenn aber ein Dichter von der geistigen Tiefe und Bedeutung Becks sich eines Stoffs bemächtigt, so fügt sich auch das Widerstrebende auf wunderbare Weise. Kommt nun zu der Wucht des gedankenschweren Inhalts die meisterhafte Beherrschung der Sprache und eine seltene Leichtigkeit in Handhabung auch der schwierigsten metrischen Formen, so kann der Eindruck des Gedichts nur ein wohltuender und durchweg befriedigender sein . . . . . .“

Aug. Henneberger.

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt für das Großherzogtum Baden 1876. Nr. 50 vom 10. Dezember.

„Die Darstellung des Verfassers, der, wie einzelne Äußerungen beweisen, Katholik ist, schließt sich genau an die Bibel an und der ganze Geist des Gedichtes stellt das Biblisch-Christliche so sehr in den Vordergrund, daß ein evangelischer Christ darin reiche Erbauung findet. Dabei ist die Form der Lieder eine wunderbar schöne, man kann wohl sagen, künstlerisch vollendete, die Versmaße der einzelnen Gesänge wechseln im Anschluß an den behandelten Gegenstand.“

Beilage zu Nr. 214 der Allgemeinen Zeitung. 2. August 1855.

„ . . . . Dagegen nimmt es schon unsere Achtung in Anspruch, wenn ein Mann das Ringen mit einem tiefsinnigen und bedeutenden Gegenstande sich zur Lebensaufgabe macht; sollte er denselben auch nicht völlig bewältigen, er wird als ein Glied in der Entwicklungskette zur vollendeten Darstellung dastehen, das höchste wird in jeder Kunst durch die gesammelte und vereinte Tätigkeit der Jahrhunderte geleistet, wenn endlich ein Genius das lang Vorbereitete zum Abschluß bringt. Als solch einen Versuch nach der Gestaltung großer Gedanken zu trachten dürfen wir das Werk eines Münchener Dichters, Friedrich Beck, bezeichnen, das . . . . eine poetische Philosophie der Geschichte und der Religion darzustellen unternimmt. Wäre es ganz gelungen, den tiefsten Gedankengehalt der Gegenwart in entsprechender dichterischer Form und in einem zusammenhängenden Ganzen zu gestalten, so müßten wir in dem Dichter einen neuen Dante begrüßen. Aber

von der gewaltigen Energie des Florentiners ist er weit entfernt, vielmehr erscheint in ihm ein sinnig nachdenkliches Gemüth, das weniger original und schöpferisch als für das Große empfänglich geartet ist und statt die hohen Ideen der Geschichte einfach und wuchtvoll auszusprechen und sie in der Darstellung der Thaten zu offenbaren, ergeht er sich in Betrachtungen über die Ideen, über die Begebenheiten, und in diesen Reflexionen glaube ich die Schule Franz Baaders zu erkennen . . . . ."

Neue Münchener Zeitung. Beilage 114. 14. Mai 1855.

„ . . . . . Dabei sind alle einzelnen Bilder aus der Natur und aus der Geschichte, der heiligen wie der profanen, welche er vor unser geistiges Auge treten läßt, mit den lebendigsten Farben, zugleich aber mit solcher Zartheit gemalt, daß sie schlechthin nur als Träger der hohen Ideen, welche sie offenbaren sollen, und für eben dieselben völlig durchsichtig erscheinen . . . . Jedenfalls ist die deutsche Nationalliteratur in der „Theophanie" durch ein vortreffliches, nach Gehalt und Form als klassisch zu bezeichnendes Werk bereichert worden, welches den für Hohes und Ernstes gestimmten Gemütern den reinsten edelsten Genuß gewähren wird . . . . ."

Weitere lobende Rezensionen finden sich in Prutz' Deutschem Museum 1855, Nr. 36, S. 364, Beilage zu Nr. 185 der Allgemeinen Zeitung 2. Juli 1856, im Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur 13. Jahrg., Bd. VI, 1855, S. 73, ferner in Herbsts Literaturblatt, 1. Jahrgang 1878, Nr. 12, S. 82 (von Alexander Jung-Königsberg).

Trotz dieser reichen Anerkennung aus fast allen Lagern blieb das Buch anfänglich ein buchhändlerischer Mißerfolg. Nach einer Abrechnung des Verlegers Perthes wurden verkauft

1855	101	Exemplare
1856	70	"
1857	21	"
1858	20	"
	212	Exemplare = 319,15 Thlr.

Die Kosten des Verlegers jedoch betrugen 430 Thlr., und Beck sollte erst nach Absatz von 400 Exemplaren 10 Thlr. Honorar erhalten. Dieses betrübliche Ergebnis scheint sich allerdings im Laufe langer Jahre etwas gebessert zu haben, denn 1877 wurde eine zweite Auflage nötig, der ja auch einige der von uns genannten Recensionen



galten. Aber immerhin bleibt das Mißverhältnis zwischen dem Lob der Recensenten und der Kaufunlust des Publikums zwar nicht als Seltenheit, sondern eben als typischer Fall erwähnenswert.

So ganz und gar aber auch die „Theophanie" aus romantischem Geiste geboren erscheint, so wenig war doch Beck selber rein romantischen Geistes. Zu stark wirkte die Antike, die er als Jüngling in der Figur der „Graecia" verbrannte, in der Gestalt ihres akademischen Vertreters Thiersch „vom Katheder schießen" wollte, die er schließlich in der Verkörperung ihres höchsten Helden Achill dem deutschen Siegfried erliegen läßt[1]), — zu stark wirkte sie auf den Altphilologen und Gymnasialprofessor Beck ein und seine Natur war viel zu weich, um solchen Einflüssen widerstehen zu können. So brachte es Beck fertig, in derselben Zeit eine Tragödie im antiken Stil „Telephos" nach der gleichnamigen, verloren gegangenen Tragödie des Euripides (Verlag Dr. C. Wolf, München) zu verfassen und sie dem von ihm einst so gehaßten Thiersch als Festgabe zu seinem goldenen Doktor-Jubiläum zu widmen. Die erste handschriftliche Aufzeichnung des Stückes datiert von 1854, darauf erschien es 1859 in den „Blättern für Bayer. Gymnasialschulwesen" und erlebte zehn Jahre später im selben Verlag eine zweite verbesserte Auflage. Es ist interessant zu sehen, wie ihm auch für diese dem Stil der Theophanie so gründlich entgegengesetzte Leistung sein Talent gern und freudig diente, so daß die Tragödie — es ist immerhin ein Wagestück, in einer strengen fremden Stilform zu dichten — sich allgemeinen Beifalls erfreute. Der beste Beweis für die Schmiegsamkeit und Einfühlungsfähigkeit seines Naturells. Sogar nach Amerika wurden Exemplare bestellt. Die Beilage Nr. 198 zur Allgemeinen Zeitung vom 17. Juli 1858 ließ sich darüber vernehmen:

Telephos eine Tragödie von Fr. Beck. München 1858.

„Diese in der Allgemeinen Zeitung bereits erwähnte Festschrift zu Ehren Thierschs vereinigt in würdigster Weise gelehrtes Studium und freischaffende Production, Eindringen in den Geist griechischer Sprache uud Dichtung mit einer edeln Handhabung der deutschen Muttersprache. Es ist der Versuch gemacht, eine im Alterthum berühmte Tragödie, die uns bis auf wenige Überreste verloren gegangen ist, mit Benützung dieser und der sonst über den Gang der Fabel erhaltenen Andeutungen so herzustellen, daß auch der deutsche Leser im Stande sey die tragische Wirkung dieses Stoffes zu

[1]) Stilleben: S. 103. Die Heldenschlacht.



empfinden, und sein Herz an dem bleibenden Gehalt einer Dichtung des klassischen Alterthums zu erwärmen. Wer sich des eifrigen Bestrebens erinnert, welches unsere größten Dichter, namentlich Goethe, solchen Versuchen widmeten, wird jedem Unternehmen der Art, wenn es auf der nötigen Befähigung beruht, seinen Beifall nicht versagen. Es verlohnt sich also wohl, die Leistung des Verfassers, der sich schon als lyrischer Dichter einen guten Namen erworben hat, einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Die gewählte Fabel gehört zu denjenigen Stoffen, welchen Aristoteles in seinem berühmten, uns leider nur unvollständig und in zerrütteter Form erhaltenen Werk über die Dichtkunst, das aber doch die Quelle der besten Einsichten auch für unsere Zeit geworden ist, den größten Wert für tragische Behandlung zuspricht. Es ist bemerkenswerth, daß, an eben jener Stelle, in welcher die erwähnte Äußerung vorkommt, der Philosoph es für nötig findet, derjenigen Anlage der Handlung das Wort zu reden, welche einen unglücklichen Ausgang hat. An diese Form hat uns die moderne Kunstpraxis bekanntlich so gewöhnt, daß wir jetzt eher geneigt sind einem Drama, das keinen traurigen Ausgang hat, den Namen einer Tragödie, oder, wie wir sagen, eines Trauerspiels zu verweigern. Viel richtiger war die Ansicht der alten Griechen, die jeder Handlung den Namen einer tragischen beilegten, welche auf dem Wege des Erhabenen und Ernsten (Anm.: A. W. Schlegel definirt die alte Tragödie kurz als ein „Spiel des Ernstes") eine tiefgreifende Wirkung auf das menschliche Gemüt ausübt, die den Zuschauer und Zuhörer in der Weise rührt und ergreift, daß er sich über sich selbst erhoben und in diejenige Empfindung und Stimmung versetzt fühlt, welche der große Philosoph nicht ansteht eine Reinigung, Läuterung, Erhebung zu nennen. Auch die vorliegende Dichtung wäre somit nach modernem Sprachgebrauch kein Trauerspiel, aber eine Tragödie im antiken Sinn des Wortes ist sie in vollstem Maß.

Folgt ausführliche Inhaltsangabe.

Man wird nicht läugnen, daß diese Handlung reich an tragischem Gehalt, dessen Wirkung nicht an eine bestimmte Nationalität gebunden ist. Doch ist das Stück nicht für die Bühne geschrieben, die ja in ihrer jetzigen Gestalt nicht einmal einen passenden Raum für den Chor bietet. So bedeutungsvoll für die griechische Tragödie derselbe ist als das Element, welches an ihre Entstehungsgeschichte erinnert, und mit dazu beiträgt, daß das Drama als die zuletzt



ausgebildete der drei Hauptformen der Poesie wirklich in sich die ganze Geschichte der griechischen Poesie wiederspiegelt, indem neben dem lyrischen Element des Chorgesanges der Charakter der epischen Gattung in den längeren Reden erzählenden Inhalts und das im strengsten Sinn dramatisch-dialektische Element in den drastischen Diverbien hervortritt: so ist doch kein Zweifel, daß alle Wiederbelebungsversuche der unseren Verhältnissen nicht entsprechenden Einrichtung todtgeborne sind.

Möge sie (die vorliegende Dichtung) vielen bei der Lectüre den Genuß gewähren, welchen Referent daraus gewonnen hat. Einzelne metrische Verstöße und Härten hat der Verfasser selbst bereits erkannt und durch nachträglich beigefügte Berichtigung wenigstens theilweise verbessert; andere harren noch der bessernden Hand. (Anm. d. Red.: Wir haben sie, sowie eine Abweichung von der Ökonomie des alten Theaters, in Nr. 185 der „Allgemeinen Zeitung" angedeutet. Es sind keine Schäden von der schweren Art, welche die Griechen sprüchwörtlich „Telepheische Wunden" nannten, sondern solche, die sich mit leichten Heilmitteln beseitigen lassen.)

Die typographische Ausstattung ist sehr schön und ganz des Widmungszweckes würdig."

Als berufensten Beurteiler aus unsern Tagen lassen wir Dr. Nikolaus Wecklein sprechen (23. VII. 09)[1]. „Das Stück liest sich wirklich wie ein antikes Drama und atmet klassischen Geist. Die bilderreiche Sprache, der würdevolle Ton, der gedankenvolle Inhalt, welcher durch die zahlreichen Reminiszenzen auf ein eingehendes Studium der griechischen Tragiker schließen läßt, die anschaulichen Botenerzählungen, alles das würde, wenn es in griechischer Sprache gegeben wäre, uns nicht zweifeln lassen, daß wir ein Drama etwa des Euripides vor uns haben. Auch die Erfindungen, durch welche der Gang der Handlung motiviert wird, sind recht glücklich." Becks allseitig gerühmte große Belesenheit und genaue Kenntnis der Antike mag gefördert worden sein durch eine in den fünfziger Jahren entstandene Untersuchung „Über den Reichtum der altklassischen Literatur", die Manuskript blieb. Bezeichnend ist darin die Auffassung, daß die Zerstörung und der Verlust einer solchen Menge antiken Kulturgutes (Bibliotheken, Kunstwerke) ein Mittel der Vorsehung gewesen sei zu dem Zwecke, daß sich die christliche Kirche und die christliche Kultur ungestört entfalten könne. Das Christentum habe sich den ganzen

[1]) Briefliche Mitteilung.

Reichtum der antiken Kultur assimiliert. Ungefähr um die gleiche Zeit dürften Vorarbeiten zu einem (niemals vollendeten) Drama „Pythagoras" entstanden sein.

Mit dem Jahre 1860 schloß Beck seine Lehrtätigkeit ab, und es fiel damit für ihn der unmittelbare Anstoß weg, sich mit der Antike zu befassen. Und tatsächlich hat er nichts mehr aus diesem Gebiet veröffentlicht; wir dürfen wohl annehmen, daß er sich mit Freuden wieder den Bestrebungen seiner jungen Jahre zuwandte. 1861 erschienen seine letzten Gedichte, „Stilleben" und „Zeitklänge", die wir bereits erwähnt haben. Um dieselbe Zeit trug er sich mit dem Gedanken an die Herausgabe einer Sammlung bayrischer Prosaisten, in ähnlicher Art wie sie — aber nicht auf Prosa beschränkt — unter dem Titel „Bayernbuch" bei Albert Langen erschienen ist. Er wandte sich deshalb an die von Max II. eingesetzte historische Kommission und nannte Westenrieder, v. Aretin, P. Ph. Wolf, Feßmayer, Pallhausen, Freyberg, Roth, Flurl, Schrank, Eckartshausen, Weiller, Sailer, Bucher, Lang, Hortig, Hocheder, Aurbacher als diejenigen, die der Herausgabe würdig seien. Er wurde aber abschlägig beschieden, und so mußte dieser Versuch, das Schrifttum seines Landes zu Ehren zu bringen, unterbleiben. Dagegen hatte er im Auftrage König Max II. zwei andere Themata auszuarbeiten, deren eines die Frage aufwarf, „wieso die Anzahl der fähigen Köpfe in den Gymnasien eher ab- als zunehme, und wie diesem Übelstand zu steuern sei?" Beck wandte sich gegen Zersplitterung, Verzärtelung und Utilitarität als die Hauptursachen dieser bedauerlichen Erscheinung. Das zweite Thema jedoch schließt sich seinen früheren Untersuchungen auf religionsgeschichtlichem Gebiet an: „Die Religionen des Heidenthums in ihrer Beziehung zur biblischen Lehre und zum katholischen Kultus." Die (ebenfalls ungedruckte) Abhandlung geht von der Voraussetzung aus, „daß Gott sich zu keinen Zeiten und in keinem Volke ganz unbezeugt gelassen habe. Nie war die Finsternis so groß, daß sie nicht einen, wenn auch schwachen Schimmer des göttlichen Lichtes in sich aufzunehmen vermocht hätte." Beck bringt zunächst zu der christlichen Lehre über Gott und besonders über die Trinität Parallelen aus buddhistischen, römischen, griechischen usw. Vorstellungen bei, dann werden im II. Abschnitt Analogien zu den christlichen Lehren über „die Welt und die Sünde mit ihren Folgen" herangezogen, hierauf zur „Menschwerdung und Erlösung", dann zum „Kultus", schließlich zur „Lehre von den letzten Dingen".



Am Schluß verteidigt Beck seine Arbeit gegenüber der „nicht selten von frommen Männern erhobenen Besorgnis, daß solche Parallelen und Analogien ärgerniserregend wirken könnten, da ja das Heidentum doch nur Ahnungen und Mythen besaß, während das Christentum das Sein und die Realität selber ist." Was die Quellen der Darstellung betrifft, so finden wir nirgends Spuren, die uns über die Annahme hinweghelfen, daß der Verfasser lediglich aus einigen religionswissenschaftlichen Kompendien die Parallelen zusammengestellt habe. Auch historische Würdigung oder Kritik der Zeugnisse ist unterlassen, offenbar sollte nur die große Verbreitung jener Vorstellungen nachgewiesen werden, die mit den biblischen einen gewissen Zusammenhang zeigen. Man kann die Arbeit als eine Art Ergänzung zu der Untersuchung „Über die weltgeschichtliche Bedeutung der Wiederherstellung der antiken Kunst und Literatur" (vgl. S. 105) betrachten.

Von Baader und Böhme ist der Weg nicht weit zu dem französischen Mystiker und Böhme-Verehrer Louis Claude de St. Martin (1743—1803). Professor Hoffmann in Würzburg (vgl. S. 87), der bekannte Herausgeber von Baaders Werken, hatte Beck schon vor 1860 zur Übersetzung dieses in Deutschland wenig bekannten Schriftstellers angeregt und war ihm mit Rat und Tat zur Seite gestanden. „Es muß für das Ganze ein Verleger gefunden werden. ... Solltest Du keinen honorierenden Herausgeber finden, werde ich mich der Sache annehmen ...", schreibt er einmal. Überhaupt sind Hoffmanns Anregungen für die Entwicklung Becks nicht zu unterschätzen. Schon gleich nach dem Erscheinen der „Andeutungen" hatte er den Freund auf das unerschöpfliche Thema „Dante" hingewiesen; es findet sich in Becks Nachlaß ein dickes Konvolut mit Exzerpten aus der „Monarchia" und dem Entwurf eines fünfaktigen Dramas, das aber Bruchstück blieb. 1837 bat Hoffmann Beck, er möge die kunstgeschichtliche Rezension an einer katholischen Kirchenzeitung übernehmen, für die Hoffmann selbst Literatur rezensierte. Schließlich wollte er Beck zur Ausarbeitung einer Kunstgeschichte veranlassen und riet ihm, sich auf den Münchner Lehrstuhl für Ästhetik und Kunstgeschichte vorzubereiten. Als Beck sich mit St. Martin befaßte, regte H. an, er solle die Gesänge des Franz von Assisi und die gesamten Bruchstücke der Vorsokratiker übersetzen. Auch einen Zyklus von je 12 Sonetten auf die berühmtesten Dichter und Philosophen brachte er in Vorschlag, von dem auch ein Teil zur Ausführung kam, jedoch nicht im Druck erschienen ist. Seit der Entfremdung zwischen Hoffstadt und Beck

hatte niemand mehr so unermüdlich zur Produktion, zum Weiterarbeiten, zum Selbstvertrauen gespornt wie Hoffmann, nur war die Richtung des Antriebes von der rein künstlerischen mehr nach der philosophisch-historischen Seite umgeschlagen. Leider sind Becks Antworten auf Hoffmanns Anregungen nicht vorhanden; so bleibt uns nur übrig anzunehmen, daß die Anstrengungen des Berufs die Ausführung von Hoffmanns Vorschlägen vereitelten.

Doch mit der St. Martin-Übersetzung sollte es endlich glücken; 1863 kam bei Fleischmann in München ein schmales Bändchen heraus: „Louis Claude de St. Martins Dichtungen, übersetzt und erläutert von Friedrich Beck. Mit einer Beigabe verwandten Inhalts.“ Die Originale der wenigen Gedichte (im wesentlichen war St. Martin Prosaist) waren aus dem von Tournyer 1807 herausgegebenen Gesamtwerk St. Martins 1860 durch Hoffmann in einem Separatabdruck (Leipzig, Literar. Institut) publiziert worden. Es sind folgende: Phanor (Ein Gedicht über die Poesie); Über den Ursprung und die Bestimmung des Menschen; Der Kirchhof von Amboise; An die göttliche Weisheit; An (Louis) Racine, Verfasser eines Gedichtes über die Religion. Im „Phanor“ und im „Kirchhof“, den längsten und bedeutendsten Stücken, hat Beck den Alexandriner durch die Terzine ersetzt. Erläuterungen und Anmerkungen sind reichlich und eingehend beigegeben, was für das Verständnis der vorwiegend didaktischen Gedichte sehr wertvoll ist. Die „Beigabe verwandten Inhalts“ ist ein kürzeres episch-didaktisches Gedicht in flüssigen Hexametern von Beck selbst: „Schöpfung und Sündenfall“ (I. Die Urschöpfung, II. Der Sturz des Thronengels, III. Die Schöpfung der Erde, IV. Der erste Mensch, V. Das Paradies, VI. Der Sündenfall). Interessant ist besonders die gnostische Idee der Urschöpfung eines göttlichen Reiches, das durch die Empörung des Thronengels zerstört wird, eben als Gott den Menschen schaffen wollte. Da schuf ihn dann Gott als Herrn der neuen Erde (vergl. Theophanie).

Neben diesem theosophischen Werk fand Beck auch wiederum Zeit, sich in sein geliebtes deutsches Mittelalter zurückzuversetzen. Im selben Jahre und im gleichen Verlag wie St. Martin erschien ein zierliches Büchlein mit einer Titelvignette von Pocci: nämlich eine Übertragung der Geschichte von Lother und Maller in gewandt gehandhabten Nibelungenstrophen. Die Geschichte wurde, wie Beck mitteilt, 1405 von Margarete Gräfin von Widmond, Gattin Herzog Friedrichs von Lothringen, nach einem lateinischen Buch ins Französische,



dann 1407 von ihrer Tochter Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, ins Deutsche übersetzt. Es erschien 1514 mit Holzschnitten zu Straßburg. Ein Exemplar hiervon befindet sich auf der Münchner Staatsbibliothek. Schlegel gab die Geschichte 1805 nach einer deutschen Handschrift heraus, die keine wesentlichen Abweichungen von dem erwähnten Drucke zeigt. Im Druck erschienen ist in der Beckschen Übersetzung nur ein Teil des Epos. Der Rest ist handschriftlich erhalten, ebenso wie eine Reihe von aus dem Jahre 1864 datierten Hinweisen und Erläuterungen, die wir hier wiedergeben: „Bekanntlich sind im 15. Jahrhundert in Deutschland viele romanhafte Erzählungen in Umlauf gekommen, denen, wenigstens teilweise, alte Sagenstoffe zu Grunde liegen. Die Mehrzahl unsrer sogenannten Volksbücher ist aus ihnen hervorgegangen. Viele von jenen Ritter-, Liebes- und Wundergeschichten, denen der spätere Roman seinen Ursprung verdankt, sind geradezu als Übersetzungen aus dem Lateinischen (Herzog Ernst) oder Französischen bei uns eingebürgert worden. So sehr sie an Formlosigkeit und im Einzelnen auch an Geschmacklosigkeiten leiden, enthalten sie doch der Regel nach einen wahrhaft poetischen Kern. Ich brauche zur Bekräftigung dieser Behauptung nur an die Geschichte von der Melusine, von der schönen Magelone, von Kaiser Oktavian, von den Haimonskindern zu erinnern. In dieselbe Kategorie ist ein dem Karlingischen Sagenkreise angehöriger, bisher weniger bekannt gewordener Roman „Lother und Maller“ zu zählen.“ (Hier erwähnt nun Beck den obengenannten Straßburger Druck und die Schlegelsche Bearbeitung und fährt dann fort:) „Aus dieser Schlegelschen Bearbeitung, die ich vor vielen Jahren einmal vorlesen hörte (bei Luise Wolf?) blieb mir einiges, was mich damals besonders angesprochen, im Gedächtnis und veranlaßte mich im vorigen Winter zu dem Versuch, wenigstens einen Theil davon einem kleinen epischen Gedichte mit Anwendung der Nibelungenstrophe zu Grunde zu legen. Der Inhalt des Ganzen, in welchem sich fünf Hauptabschnitte unterscheiden lassen, ist in Kürze folgender:

I. Lother ist ein Sohn Karls des Großen und wird von diesem, infolge von Klagen seines eigenen Bruders Ludwig und anderer Vornehmer, daß er der Ehre ihrer Frauen nachstelle, auf sieben Jahre des Landes verwiesen. Begleitet von seinem Freunde Maller, Sohn des Königs Galien, und andern Rittern, zieht er nach Pavia zum Lombardenkönig Dausier, seinem Oheim, wird dort gut

aufgenommen, trachtet aber bald wieder fort, um gegen die Heiden, d. h. die Sarazenen zu streiten. Vorher schließt er Freundschaft mit seinem Vetter Otto, Sohn des Königs Dausier. Otto erbietet sich, Lother mit Mannschaft auf seinem Zuge zu begleiten, doch unter der Bedingung, daß Lother auf ein Jahr lang mit ihm den Namen vertausche, und daß er nebst allen seinen Mannen beschwöre, das Geheimnis für so lange zu bewahren. Arglos willigt Lother in diesen Tausch, welchen Otto späterhin zum großen Nachteil seines Verwandten benützt. Der Italiener Otto zeigt sich in eben dem Grade feig, falsch und niedrig gesinnt, als der Deutsche Lother tapfer, redlich und großmüthig erscheint, ein bemerkenswerther Zug der Sage, der einen germanischen Grundstoff in derselben nicht verkennen läßt.

Lother und Otto ziehen nun von Pavia fort nach Byzanz, um als Söldner ihre Dienste dem griechischen König Oeschier anzubieten, der von den Mohammedanern oftmals hart bedrängt wurde. Bald nach der Landung werden sie von Räubern überfallen, Lother schlägt sie in die Flucht, während Otto sich hinter einem Busche versteckt, wo ihn Maller entdeckt und zur Theilnahme am Kampfe nöthigt. Der König hört von ihrer Ankunft und Lothers rühmlicher Waffenthat. Die Ehre derselben eignet Otto sich an, der für Lother, den Sohn des berühmten Frankenkaisers, gilt. Oeschier verheißt ihm seine Tochter zur Frau und die Nachfolge im Reich, wenn er durch seine Hilfe sich der Feinde entledigt haben würde. Er lädt Otto ein in der Hofburg zu bleiben, Lother mit seinen Gesellen sucht in der Stadt bei einem Wirth Herberge.

Da die Heiden längere Zeit mit einer neuen Heeresfahrt gegen Byzanz zögern, verzehrt Lother nach und nach all' seine Habe und geräth in die äußerste Dürftigkeit. Das einzige Hemd, das er noch besitzt, ist lange nicht mehr gewaschen worden. Er ersucht seinen Freund Maller, es von einer Frau waschen zu lassen, dieser aber unterzieht sich selbst dem ihm ungewohnten Geschäft. Er geht durch die Stadt, um einen Brunnen aufzusuchen und kommt, ohne es zu wissen, in einen zum Schloß gehörigen Garten, in dessen Nähe sich die Gemächer der Königstochter befinden. Dort wird er bei einem Selbstgespräche belauscht und vor die Prinzessin geführt, die ihm das Geheimnis entlockt, daß sein Herr der wahre Lother sei und Otto sich seinen Namen nur fälschlich angemaßt. Sie läßt nun Lothern, der gleich bei seiner ersten Erscheinung ihre Zuneigung gewonnen, reiche

Geschenke übersenden, er bezahlt seine Schulden und sieht getrost einer glücklicheren Wendung der Dinge entgegen. Endlich nahen die Feinde wirklich, Otto soll das Banner des Königs führen, läßt es aber schon beim ersten Angriff aus Schrecken fallen, er wird gefangen, flieht späterhin und kehrt nebst den Seinen in die Lombardei zurück, wo er seinem mittlerweile gestorbenen Vater auf dem Throne folgt. Lother erkämpft das Banner wieder, rettet den König vor der ihm drohenden Gefangennehmung, wagt sich aber zu weit vor, wird umzingelt und in das Heidenlager fortgeführt. Die Königstochter und Maller sind untröstlich. Dieser wagt es, sich verkleidet ins Lager zu schleichen; er gewinnt durch List das Vertrauen eines Anführers, der ihm Lother zur Hinrichtung übergiebt. Maller führt Lothern anscheinend zum Tode ab, bis zu einem Platze, wo seine Genossen im Hinterhalte liegen und Pferde für Lother und Maller in Bereitschaft sind. Glücklich entkommen sie nach Byzanz. Der König erfährt, da das Jahr umgelaufen, das Wahre über Lothers Namen und Herkunft und vermählt ihm seine Tochter, Maller erhält ihr Edelfräulein zur Ehe!"

Soweit führt die von Beck im Druck herausgegebene Übersetzung. Die weiteren vier Teile sind in einer Inhaltsangabe, wie der oben wiedergegebene erste Teil, und ferner teilweise schon in Strophen gebracht handschriftlich erhalten. Sie bieten die typischen Geschehnisse des Ritterromans, auch der Papst Bonifazius tritt auf, Lother wird römischer Kaiser; daran knüpft Beck noch eine Erläuterung über das Verhältnis von Papsttum und Kaisertum. Bemerkt sei noch, daß bei Beck der Griechenkaiser „Alexius", seine Tochter „Hildegund" heißt. — Beck bewies in dieser Übertragung eine durchaus glückliche Hand; die Gestaltung der Form haben wir ja als seine Stärke kennen lernen; der Inhalt war gegeben, und beides paßt aufs beste zusammen. Das Büchlein liest sich in seiner naiven abenteuerlichen Treuherzigkeit heute noch erfreulich. Damals fand es, weil es allzu unscheinbar, und zudem nur als ein Anfang ohne Beschluß, zu Tage trat, wohl nicht ganz die Würdigung, die es verdiente. Die Zeit war vollauf beschäftigt, der drohenden und schwierigen Gegenwart Herr zu werden und konnte sich nicht mit verflossenen Jahrhunderten befassen. Eine Rezension im Morgenblatt zur Bayer. Zeitung Nr. 100 u. 101 vom 11. April 1864 sei jedoch hier in Kürze wiedergegeben. „.... Daran (an den alten Druck) hat nun ein neuerer Dichter seine goldenen Fäden angeknüpft. Herr Friedrich Beck,

welcher schon vor Jahren mit seiner reizenden „Geschichte eines deutschen Steinmetzen“ einen Beweis gab, wie sehr er den guten Ton der mittelalterlichen Romantik zu schätzen und zu treffen wisse, hat einen Teil dieses alten Volksbuches von Lother und Maller zur Grundlage eines kleinen epischen Gedichts gemacht und dabei mit feinem Takte die Nibelungenstrophe in Anwendung gebracht. .... Es wäre wünschenswert, daß unser Poet mit der Fortsetzung nicht zulange zögern wollte, denn die vorliegende Probe hat in uns die Lust und Liebe erweckt, weitere Aventüren zu hören. Herr F. Beck hat sich an den besten Mustern der mittelhochdeutschen Epik geschult; indem er mit sparsamer Kunst und weisem Zurückhalten aller modernen Anklänge liebevoll in seinen Stoff sich versenkt, weiß er ganz ächte Klänge anzuschlagen, die dem Besten unserer alten Dichter gleichkommen .....“

„Lother und Maller“ blieb nicht Becks letzte Arbeit auf diesem Gebiet. In den Jahren 1869—1871 übersetzte er den „Lohengrin“ im Versmaß der Urschrift und versah die Anfangsstrophen mit Anmerkungen nach Fr. Müllers „Lohengrin“ (1867), nach Simrocks „Wartburgkrieg“ (1858) und nach H. Rückerts „Lohengrin“ (1858). Man sieht, das Gebiet war schon reichlich bearbeitet, aber unsern Beck reizte eben nicht so sehr das Verständnis des Textes, als darüber hinaus die Wiedergabe desselben in der alten Form.

Mit dem „Lohengrin“, der übrigens nicht im Druck erschienen ist, sind wir schon in die Zeit der Reichsgründung und des neuen Deutschland gelangt, die so ganz anderen Zielen zustrebte, als sie einst der Gesellschaft zu den drei Schilden begehrenswert schienen. Dieser Umschwung der Zeit fand Beck nicht mehr so wandlungsfähig, daß er hätte mitgehen mögen. 1866 wandte er sich in einem (ungedruckten) Sonettenkranz „Deutsche Klagen und Hoffnungen, ein Mahnruf an Preußen, 12 Sonette von einem Süddeutschen“ gegen die Anmaßung der Sieger, im Jahre 1870—71 übertrug er den Lohengrin. Die Geistesgrößen der neuen Richtung, Schopenhauer und Darwin, veranlaßten ihn zu scharfer Ablehnung, obwohl er gegen jede religiöse Überzeugung — sofern sie wirklich religiös war — jederzeit edelste Duldsamkeit bewiesen hat.[1]) Um so tiefer und herzlicher versenkte er sich nun in die alten Zeiten, brachte seine

[1]) Eine ganze Reihe seiner Gedichte sind in einer protestantischen Kirchenzeitung abgedruckt; auch verfaßte er eine Volkshymne für einen evangelischen Handwerkerverein.

Lehrbücher (Lehrbuch des deutschen Prosastils 1861); Lehrbuch der Poetik 1862; Materialien und Dispositionen zum deutschen Aufsatz, Unterstufe 1863; Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur 1866; Materialien und Dispositionen Oberstufe 1868) zum Abschluß, blieb den Jugendblättern Isabella Brauns ein getreuer Mitarbeiter und erzählte in der dem Andenken Luise Wolfs geweihten „Hauskapelle",[1]) die der Göttinger Dogmatiker Ludwig Schöberlein herausgab, schlicht und treulich ihr Leben in inniger Erinnerung schöner Zeiten und gleichstrebender Seelen. Man möchte fast glauben, daß es allen diesen späten Enkeln der Romantik frostig zumut wurde in einer Zeit, die, wie sie behaupteten, so jeder Begeisterung und jedes schönen Strebens bar war. Daß diese Zeit sich zu neuen und großen Dingen bereitete, blieb ihnen zu sehen versagt, bei dem Wandel der Ausdrucksformen, der schon in wenigen Jahrzehnten die Welt, die sich wenig ändert, für die ältere Generation unverständlich macht. So wärmten sie sich denn in dieser frostigen Gegenwart in der Erinnerung an die bessere und schönere Vergangenheit, auf der ihnen nicht nur die hehre Glorie der deutschen Ritter- und Heldenzeit, sondern auch der Zauberschimmer der eigenen Jugend entgegenstrahlte. Charakteristisch in dieser Richtung sind zwei Briefe, die wir hier wiedergeben, weil sie in ihrer Grundverschiedenheit doch schließlich dasselbe besagen.

Graf Pocci schreibt an Hyazinth Holland (Cgm. 6430):

„Ammerland, 8. Aug. 1855.

Werthester Freund! Eine gar schöne Sach mags gewesen sein, des Abends auf dein Schlösselein einzureiten, so am blauen See gelegen, nit allzuweit von den Bergen, in rothem Wams, mit ditto Höslein, Harnisch und Fähnlein lustig in die Luft flatternd auf einem Schimmel oder sonst irgend einem guten Renner. Hör allwegs den Wärtl blasen von der Zinnen, als ob's in den See hinausklänge! Sprangen dann die Knappen gleich herzu, den Gaul zu halten und in den Stall zu führen. Der Ritter, so abgesessen, geht gleich in die Trinkstuben, wischt sich den Schweiß von der Stirn, denn der Tag war heiß, laßt sich die langen Sporen abschnallen und den Krebs vom Leibe und wascht sich weidlich die Gurgel. Ists dann noch Zeit

[1]) Hauskapelle zur Feyer des Kirchenjahres. Schrifttexte und Gebete aus dem 15. Jahrhundert mit Zeichnungen von Louise Wolf. In Stahl gestochen von P. Barfus, H. Walde und R. Petzsch. Herausgegeben von Dr. L. Schöberlein. Göttingen, Vandenhoeck und Rupprecht 1877.

am Tag, greift er nach Armbrust oder Ger, ein Pirschgang zu machen, dieweilen seine Hausfrau einen guten Imbiß kocht und Abends erst ein Gezech und fröhlich Mahl mit einigen guten Gesellen gehalten werden soll, die noch kommen werden. Wird dann manch Waidlied gesungen und mit Trink- und Schimpfsprüchlein viel Kurzweil getrieben, bis man zu Bette geht und noch ein stark Nachttrünklein nimmt. Bald scheint der Mond in den See hinein, bellt noch dieweilen ein Hündlein, die Rosse scharren im Stall, und der Wart blast noch den Nachtsegen. —

So wars!

Wie ist's? Der Ritter sitzt in der langweiligen Jägerjoppen, die jeder Ladenschwengl anzieht, wenn er eine Landpartie an den Starenberger See macht, am Schreibtischl und macht Correcturen für die Buchhandlung Scheitlin in Stuttgart oder St. Gallen. Und da soll ein Christenmensch, der ein edel Wappenschild in der Stuben hangen hat und im Herzen tragt, nit aus seinen Unterhosen fahren mögen und — der Leidige weiß — was anfangen, und nicht an schwermüthiger Erinnerungs- vorzeitlicher Sehnsucht und romantischem Fieber die Zehrsucht kriegen? Dabei plätschert der Regen wieder an die neumodischen romantischen Fensterscheiben, daß man nit einen Hund in den Hof lassen möchte; der See liegt wie ein Zinnteller da, die Berge in grauem Nebelrande und der Dreileibige hat mir auch schon seit ein paar Tagen ein Zahnweh über den Kopf geschickt, daß mir alle Restlein gesunder Vernunft aus dem Hirn fahren möchten, thuts aber doch noch, weil ich anbei schlafen kann ....

Es ist doch ein wahres Lumpenpack um die modernen Skribenten und so hat sie unser Herrgott mit so gutem Verstande ausgeschmückt, daß sie ihn wohl zu dessen Ehr und Preis christlich verwenden könnten. Sind aber schlechter als die Haiden, die doch in ihre lustigen Götter geglaubt haben und wäre mir fürbaß lieber an Frau Venus und Herrn Bacchus zu glauben, als an gar nichts, wie obbemeldt Gesindel von Litteraten — salva venia — die ganze ehrsame Compagnei, wogegen mir auch ein Troß verstohlener, versoffener Landsknecht lieber wär aus Kaiser Maximilians Heerbann. Waren doch ehrsame Kriegsleut und haben ihren Landsknechtsvaterunser unter dem Koller getragen, auch manch Amulet neben der gestohlenen Wurst, so sie unter das Brustblech vorn hineingesteckt! Genug davon, s'ist alleweil die alte Klag und alte Zeiten werden nit neu und haben auch die unsrigen ihr Gutes. Brauch



keine Zugbrücken an mein Schlößlein, wird mir mein goldhaarig Töchterlein nit geraubt und kommen regelmäßig alle Wochen ein oder zweimal Gendarmen und lassen sich in ihr Büchlein den Andwaid schreiben, daß sie dagewesen sind, und runda gemacht haben!"

Die andere Seite der romantischen Sehnsucht berührt Ludwig Schöberlein (vgl. S. 138), der ehemals dem Kreise von Luise Wolf angehört hatte, in einem Brief an Beck vom 5. März 1867.

„(Die Lektüre der Steinmetzengeschichte) weckt aufs lebhafteste in mir die Erinnerung an vergangene schöne Jahrzehnte. Wie harmlos war das Streben in den dreißiger Jahren! Diese stille Betrachtung des Schönen, dieses andachtsvolle Sichversenken in die herrlichen Schöpfungen des frommen Mittelalters und dieses reine Streben, das Heilige selbst auch in die Form des Ewig-Schönen zu fassen — es war ein holder, süßer Traum der Jugend, und doch mehr als ein Traum; denn er hat das Edelste in der Seele wachgerufen und einen reichen Schatz von Idealität für das ganze Leben in sie gesenkt. Eine andere Zeit ist gekommen, die allein das Wirkliche anerkennt und das Nützliche gelten läßt, die von Idealen nichts weiß, sondern nur Zwecke verfolgt und in unruhiger Hast, selbstsüchtiger Begier, was die Sinne erreichen, sich anzueignen und unterthänig zu machen sucht. Wir passen da nicht recht hinein; und doch gilt es, nicht bloß mitzuleiden, sondern auch mitzuwirken. Aber den Traum unsrer Jugend wollen wir uns nicht rauben lassen; er bleibt doch mit das Edelste in uns und wir brauchen uns seiner nicht zu schämen."

So haben gerade in ihren späten Erben die Errungenschaften der Romantik in ihrer der Münchener Eigenart angepaßten Gestalt noch Jahrzehnte hindurch dankbare Begeisterung und Gefolgschaft gefunden.

Der Gesellschaft von den drei Schilden aber gebührt Dank dafür, daß in ihrem Verbande jugendliche Gemüter Richtung und Antrieb, Aufmunterung und Verständnis fanden und gewissermaßen eine Lehre empfingen, als deren Apostel sie dann auf ihrem weiteren Wege durch die Welt mit mehr oder weniger Energie und Eigenart, aber immer zu ihrer eigenen Bereicherung und Vertiefung wirkten. Gerade in solchen Männern pflegen sich ja große Anstöße in weiteste Kreise fortzupflanzen und zu einer Dauer und Allgemeinheit der Wirkung zu gelangen, wie sie den eigentlichen Urhebern der Bewegung zu Lebzeiten meist versagt bleibt. Daß schließlich jede derartige Bewegung ausklingt und von einer neuen abgelöst wird, liegt in der Natur

der menschlichen Dinge. Aber wie weit sie dem menschlichen Geistesleben neue Bahnen gewiesen, es im allgemeinen und im einzelnen gefördert, bereichert und vertieft hat, das bleibt der Maßstab, an dem wir, die Erben, ihren Wert messen. Und diesem Werte nach steht wohl die Romantik mit der Renaissance und den Offenbarungen der Platonischen Philosophie in erster Reihe. Auch unsere Freunde waren sich des Wertes wohl bewußt, den die romantischen Ideen in ihr Leben getragen hatten, darum sahen sie wehmütig und doch voll Dankbarkeit auf ihre jungen Jahre zurück, die ganz diesem Dienst geweiht waren. Lassen wir darum als letztem das Wort noch unserem Beck, dem letzten Ritter von den drei Schilden, dessen etwas pedantische, wenn auch formgewandte Natur erst unter dem Zauberhauch der neuen Gedanken zu vollem Leben erwacht war. Er schreibt im Rückblick auf die Steinmetzengeschichte im Jahre 1868 die folgenden Zeilen:

Mangelt auch des Stoffs Bemeistrung
Jugendlichem Werke noch,
Blieb die Wärme der Begeistrung,
Blieb ein frischer Hauch ihm doch.
Lag der Weg auch noch im Dunkeln,
Waren doch die Ziele klar,
Und wie lichter Sterne Funkeln
Nahm der freud'ge Blick sie wahr.

Und so daure das Vermächtnis
Einer hoffnungsreichen Zeit
Bei den Freunden, zum Gedächtnis
Schöner Wirksamkeit geweiht.
Als zusammen sich gefunden
Eine gleichgesinnte Schar,
In gesellig heitern Stunden
Deutsche Kunst die Losung war.

Wurzelnd in des Volkes Grunde,
Wie die Väter sie gesehn,
Mit dem Glauben fest im Bunde
Sollte wieder sie erstehn.
Und im Dichten, Malen, Bauen
Und im Worte, Ton und Bild
Sollte man den Geist erschauen,
Der von oben niederquillt.



War zu kühn dies Unterfangen?
Warens Jugendträume bloß?
Nein, o nein! Die Keime rangen
Sich zu Licht und Leben los;
Mitten in der Zeitbewegung,
Die im Irdschen sich gefällt,
Pflanzte fort sich jene Regung,
Jener Zug zur höhern Welt.

Mitten in dem trüben Schlamme
Einer glaubensleeren Zeit
Brach sich Bahn die heilge Flamme,
Die uns Licht und Wärme leiht;
Und ihr Zeugnis, das ich meine,
Hob sich an dem deutschen Strom,
Ragt empor zu Köln am Rheine
In dem alten Wunderdom.

Bayerische Parteien und Parteipublizistik in ihrer Stellung zur deutschen Frage 1866—1870.

Von Dr. Hans Spielhofer.

Vorwort.

In der folgenden Abhandlung wird versucht, die Haltung zu bezeichnen, welche die bayerische Parteipresse in einem durch zwei Kriege begrenzten Abschnitt der Reichsgründungszeit zu den wechselnden Phasen der deutschen Frage einnimmt.

Die deutsche Frage hatte sich damals, um einen Ausdruck Fröbels zu gebrauchen, in eine süddeutsche zusammengezogen. Die Südstaaten waren jetzt Objekt der deutschen Frage, Subjekt, gestaltender Faktor war Preußen geworden. Es kommt also vor allem auf die Stellung der Parteipresse zu Preußen und zu dem von ihm aufgerichteten Bund an. Aber die Südstaaten wollten nicht bloß Objekte der deutschen Frage sein, sondern ebenfalls gestaltend mitwirken. Sie traten mit eigenen Projekten auf den Plan; die wichtigsten stammen von dem größten der Südstaaten, von Bayern. Es sind der Weitere Bund und der Südbund. Auch ihnen gegenüber nimmt jede der Parteien ihren gesonderten Standpunkt ein. Aber die deutsche Frage war zwar eine süddeutsche geworden und trotzdem eine europäische, eine Machtfrage geblieben. Dies zeigt namentlich der Luxemburger Konflikt. Mitbestimmende Faktoren sind also nach wie vor Österreich und Frankreich. Wie mit diesen außerpolitischen Faktoren, so hat es eine Untersuchung der bayerischen Parteipresse hinsichtlich ihrer Stellung zur deutschen Frage gelegentlich auch mit Fragen der bayerischen Innenpolitik zu tun.

Hinter der Parteipresse stehen die Parteien. Sie leben sich aus in Presse, Versammlung und Kammer, im politischen Verein und in der



Fraktion, im Klub. Die Parteigeschichte muß die Publizistik aufhellen, die Taktik der Parteien in der Presse erklären. Landtag und Presse beleuchten sich gegenseitig.

Für das bayerische Parteiwesen der Reichsgründungszeit fehlt ein größeres, zusammenfassendes Werk, wie es A. Rapp für das württembergische Parteiwesen geschaffen hat. Grundlinien haben M. Döberl in seiner Jubiläumsschrift „Ein Jahrhundert bayerischen Verfassungslebens", in seiner auf publizistischem Material aufgebauten Untersuchung „Bayern und die Gründung des Deutschen Reiches", K. A. von Müller in „Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Ministeriums Hohenlohe" gezogen. Weiteres Material ließ sich neben den Landtagsberichten gewinnen aus der Parteipresse Bayerns selber, aus Darstellungen der Geschichte des Nationalvereins, des Zentrums, der Sozialdemokratie. Wertvoll für die Geschichte der bayerischen Fortschrittspartei ist besonders H. Onckens Bennigsenbiographie mit zahlreichen Briefen Braters, Barths, Völks. Die Geschichte der großdeutschen Partei ist noch nicht geschrieben. Sie würde gerade zum Verständnis der Taktik der bayerischen Mittelpartei in der Reichsgründungszeit viel beitragen können. Bausteine dazu lieferten die Selbstbiographien Fröbels und Schäffles. Ein Hauptproblem der damaligen bayerischen Parteigeschichte, besonders in der Zeit zwischen 1866 und 1870 ist die in diese Jahre fallende Vorgeschichte der späteren bayerischen Zentrumspartei, der damaligen Rechten.

Was die Quellen zur Parteipublizistik betrifft, so stand in den Münchener Bibliotheken, namentlich in der Staats- und Universitätsbibliothek, reiches Material zur Verfügung. Ein sehr wertvoller Führer durch die Parteipresse jener Zeit, durch die wichtigsten Leitartikel der Tageszeitungen ist die Zeitungsschau der „Wochenschrift der Fortschrittspartei".

Bei Auffindung und Sichtung der Flugschriften haben mir Herr Staatsbibliothekar Dr. Ruf, Herr Oberbibliothekar Dr. Fischer der Universitätsbibliothek sowie besonders Herr Professor Dr. K. A. von Müller wertvolle Fingerzeige geboten, wofür ich ihnen vielen Dank schulde. In erster Linie aber gebührt mein ehrfurchtsvollster Dank Herrn Geheimrat Dr. Döberl, meinem hochverehrten Lehrer, der diese Arbeit anregte, dessen förderndes Interesse sie begleitet hat.

Einleitung.

Bayerisches Parteiwesen um 1866.

Die deutsche Einheitsbewegung hat ihre eigene Sprache. Die Dialektik der Parteien hat eine Fülle von Schlagworten geschaffen, die gern in Form von Alternativen auftreten: Einheit oder Freiheit — durch Freiheit zur Einheit oder durch Einheit zur Freiheit — Zentralismus (Unitarismus) oder Föderalismus — Bundesstaat oder Staatenbund — Revolution von oben oder Revolution von unten — monarchisches Prinzip oder Volkssouveränität — Regierung oder Volk — Revolution oder Reform — Kleindeutsch oder großdeutsch — Preußen oder Österreich. Dabei sind die ersten Glieder dieser Gegensatzpaare und sind die zweiten unter sich verwandt. Es ergibt sich für das deutsche wie für das Parteiwesen der Territorialstaaten die allgemeine Form eines großen Dualismus. Dieser tritt zum erstenmal deutlich, parlamentarisch auf dem Frankfurter Parlament 1848/49 in die Erscheinung. Wir sind gewohnt, ihn, was die deutsche Frage angeht, durch die Gegenüberstellung: Kleindeutsch — Großdeutsch zu charakterisieren. Diese Gegenüberstellung berührt den Unterschied im Wesen der großen Parteien doch mehr äußerlich. Die Gegensätze liegen noch tiefer.

Mit dem Kleindeutschtum verbinden sich in der Parteipresse die Begriffe: preußenfreundlich, bundesstaatlich, revolutionär. Die Kleindeutschen sind preußenfreundlich: sie erstreben eine preußische Führung Deutschlands. Sie erstreben den Ausschluß Österreichs aus Deutschland, ein engeres Deutschland. Sie erstreben es, weil sie den Bundesstaat, bezw. den Einheitsstaat wollen. Eine Anzahl von Mittelstaaten und Kleinstaaten ließ sich leichter um eine Großmacht gruppieren als über zwei Großmächte und die Mittelstaaten der Bogen eines Bundesstaates oder gar des Einheitsstaates spannen. Aber auch wenn Preußen freie Hand zur Errichtung eines Bundesstaates hatte, so standen ihm immer noch die Individualitäten der Mittelstaaten, die historisch verankerten Dynastien gegenüber. Diese waren von Natur österreichfreundlich, weil ihr Fortbestand durch den Dualismus der beiden Vormächte am besten gesichert war. Der deutsche Bund war ihre Lebensversicherung. Gutwillig waren sie ebensowenig zur Abdankung zu bewegen wie Österreich. Es stand zu erwarten, daß sie nur der Gewalt weichen würden. So kam das Kleindeutschtum dazu, revolutionär zu sein: Entweder das souveräne Volk, das deutsche Parlament



oder eine starke Dynastie mit Blut und Eisen mußte auf dem Wege der Revolution, sei es der von oben oder der von unten, der parlamentarischen oder dynastischen, der blutigen oder unblutigen, den österreichischen und mittelstaatlichen Widerstand brechen. Innerhalb der kleindeutschen Gruppe sind natürlich wieder Abstufungen zu unterscheiden: Hier kleindeutsche Regierungen, hier kleindeutsche Parteien; hier Zentralisten oder Unitarier, Anhänger eines Einheitsstaates mit oder ohne Scheinkönigtum, hier Anhänger eines Bundesstaats mit Erhaltung der Dynastien, mit monarchischer Zentralgewalt — wir wollen sie Unionisten nennen zum Unterschied von den Unitariern —; hier Idealisten, Ideologen, hier Realisten, die historisch fühlten und zu Kompromissen bereit waren.

Auf der andern Seite haben wir die Großdeutschen. Mit dem Großdeutschtum verbinden sich die Begriffe: österreichfreundlich, reformatorisch, föderalistisch (Fröbel). Sie wollen ein Deutschland, das alle Deutschen umfaßt, ein Deutschland mit Österreich. Sie halten es für militärisch stärker als Kleindeutschland, für gefürchteter im europäischen Konzert, für eine Garantie des europäischen Gleichgewichts und daher des Weltfriedens, weil weniger aggressiv. Dieses Deutschland bestand bereits, wenn auch in der lockeren Form eines Staatenbundes. Der Staatenbund war eine Notwendigkeit für das Großdeutschtum. Denn keine der beiden Vormächte wollte sich von der andern mediatisieren lassen, wollte der andern die Hegemonie über die Mittelstaaten zugestehen. Solange sich aber die Vormächte stritten, freuten sich die Mittelstaaten, das dritte Deutschland. Die Verfassungsform für Großdeutschland war also bereits vorhanden, brauchte nicht erst auf dem Wege gewaltsamer Umwälzung geschaffen werden. Sie bedurfte allerdings dringend einer Reform; Reform aber sollte bruchlose Umformung des Bestehenden, Vermeidung der Revolution sein. Auch innerhalb des Großdeutschtums sind wieder Gruppen zu unterscheiden. Wir finden auch hier Radikale, besonders seit dem preußischen Verfassungskonflikt, die schließlich fürchteten, sie möchten mit der kleindeutschen Einheit der Freiheit vollkommen verlustig gehen. Wir haben auch hier den Gegensatz: Regierungen und Volk, Großmacht und Mittelstaaten, welch letztere für ihre gesonderten Bedürfnisse die Form der Trias erfunden hatten, wir haben Realisten und Ideologen.

Der Form des Dualismus strebt auch die äußere Organisation der deutschen Parteien in der Reichsgründungszeit zu. Wir erhalten schließlich zwei große Heerlager: den preußenfreundlichen, kleindeutschen,



revolutionären, teils zentralistischen, teils unionistischen Nationalverein, und den österreichfreundlichen, großdeutschen, reformatorischen, föderalistischen Reformverein. Ersterer wird 1859 von norddeutschen, letzterer 1862 von süddeutschen, insbesondere österreichischen und bayerischen Politikern gegründet.

An das allgemeine Schema des Dualismus hält sich auch das bayerische Parteiwesen um 1866. Dem Nationalverein nahe stehen hier die Fortschrittspartei und bis 1862 auch die demokratische. Mit dem Reformverein gehen die Mittelpartei, die Rechte und seit 1862 auch die demokratische. Die nach Gesichtspunkten der inneren Politik herausgebildete Vierteilung des bayerischen Parteiwesens gilt also nicht für seine Stellung in der deutschen Frage.

Unionistisch gerichtet ist die Fortschrittspartei in Bayern. Ihre Entwicklung mögen folgende Daten markieren: 1861 Gründung, Bildung einer neuen Kammerfraktion der Linken; 1863 Organisation der Fortschrittspartei im Lande, Nürnberger Wahlprogramm; 1864 Einrichtung des geschäftsführenden Ausschusses, der autographischen Korrespondenz; 1865 Gründung der Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern, Anschluß der Pfälzer an die Linke.[1]) Seit ihrer Gründung verfolgte die Partei als ihr Ziel bundesstaatliche Einigung Deutschlands, Kampf gegen den Partikularismus der Einzelregierungen, Wiederberufung eines deutschen Parlaments.[2]) Preußenfreundlich kann sie eigentlich erst nach 1866 genannt werden und vorher etwa bis 1862.[3]) Der preußische Verfassungskonflikt verdarb ihr die Sympathie für die preußische Spitze. Die Frage der Zentralgewalt ward im Nürnberger Wahlprogramm ausdrücklich als eine offene, nur durch die Macht der Tatsachen zu lösende bezeichnet.[4]) An Haß gegen Bismarck gab sie zwischen 1862 und 1866 weder der preußischen Fortschrittspartei noch den Großdeutschen etwas nach.[5]) Der preußische Verfassungskonflikt störte auch die anfänglich guten Beziehungen der bayerischen Fortschrittspartei zum Nationalverein.[6]) Der Vermittler zwischen beiden

[1]) Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern 1869, Nr. 38.

[2]) v. Müller, Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten von Hohenlohe, S. 268.

[3]) Hartung, Deutsche Verfassungsgeschichte (1914), S. 112.

[4]) v. Müller, a. a. O., S. 268.

[5]) Vgl. Flugschrift: „Die Fortschrittspartei in Erlangen, ihre Consequenz und Ueberzeugungstreue", Nürnberg 1869.

[6]) R. v. Bennigsen, ein liberaler deutscher Politiker, von H. Oncken, I, 313—363, 453 ff., 583, 585, 590, 606, 607, 609.

blieb dauernd der Nordbayer Karl Brater. Er gehörte dem 36er Ausschuß des Nationalvereins an, war im Ausschuß der Fortschrittspartei in Bayern tätig, ja eigentlich deren Seele, jedenfalls ihr gewandtester, fleißigster und charaktervollster Publizist, wenn auch vielleicht ihr schlechtester Landtagsredner.[1])

Der bedeutendste Parlamentarier der Partei ist der Schwabe Marquardt Barth,[2]) Veteran der Paulskirche, einst Mitglied jener Deputation, die unter Simsons Führung dem Preußenkönig die Erbkaiserkrone anzubieten hatte. Noch 1866 vertrat er die alte Rümelinsche Forderung, daß man, um einen deutschen Bundesstaat auf dem Boden der Gleichberechtigung zu ermöglichen, Preußen in seine Provinzen zerschlagen müsse. Doch war er zu sehr Realpolitiker, um nicht einzusehen, daß zur Durchführung des Programms des Nationalvereins Männer von dem organisatorischen Genie eines Freiherrn von Stein nötig seien.[3]) Ein dritter Führer ist der Schwabe Völk,[4]) wie Barth Advokat, jedoch temperamentvoller, feuriger, mehr Draufgänger als der Diplomat Barth, mit einer starken Dosis von Pfaffen- und Fürstenhaß. Andere Parteigrößen sind von Schauß, der gleich Brater um die Sozialgesetzgebung hochverdiente Bürgermeister Fischer, Professor Marquardsen aus Erlangen, von Hoffmann, von Stauffenberg.

Die Partei war sehr gut organisiert. Ihre Leitung lag in der Hand eines großen Ausschusses, in dem — mit Ausnahme der Rheinpfalz, die erst 1869 beitrat — jeder der bayerischen Kreise mit etwa 50 Mitgliedern vertreten war.[5]) Die Kreise, aus denen sich die Fortschrittspartei rekrutierte, beschränken sich vornehmlich auf Neubayern: Oberfranken, Mittelfranken, wo das Städtchen Gunzenhausen ein beliebter Versammlungsort war, Rheinpfalz, zum Teil auch Schwaben,

---

[1]) Über Karl Brater: Allgemeine deutsche Biographie. Baumgarten, Reden und Aufsätze, hgg. von Erich Marcks. Bennigsen, ein liberaler deutscher Politiker (im Folgenden zit. als „Bennigsen“), S. 455. Kaspar Bluntschli, Denkwürdiges aus meinem Leben, 1884, II, S. 219. Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern (im Folgenden zit. als „Wochenschrift“), 1869, 30. Okt. Nekrolog von Ernst Rohmer. Augsburger Postzeitung 1867, Landtagsskizzen 5, 2. A. Sapper, Pauline Brater. Vorkämpfer deutscher Freiheit, Heft 23, 1911, Einleitung.

[2]) Über Marquardt Barth: Wochenschrift 1869, 25. 9. Augsburger Postzeitung 1867, 26. 1.

[3]) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat (1911), S. 471.

[4]) Über Joseph Völk: Allgemeine deutsche Biographie. Augsburger Postzeitung 1867, Landtagsskizzen, 5, 2.

[5]) Wochenschrift 1869, 4, 9.: Die Fortschrittspartei in der Pfalz.

soweit es protestantische Bevölkerung aufwies.[1]) Die Pfälzer waren nur sehr lose an die Partei angeschlossen.[2]) Innerhalb wie außerhalb der Kammer wahrten sie sich ihre Sonderstellung. Sie waren noch ein gut Teil demokratischer als die fränkischen Fortschrittler, und ihr Haß gegen das Bismarcksche Preußen ließ es lange zu keiner rechten Verständigung mit der mehr realpolitisch gerichteten rechtsrheinischen Fortschrittspartei kommen. Ihr bedeutendster Mann ist der Substitut Umbscheiden, ein alter Revolutionär von 1849 und hartnäckiger Triaspolitiker,[3]) und Friedrich Kolb. Die Berufe, in denen die Partei ihre Wähler hatte, sind vor allem das kaufmännische und das industrielle Unternehmertum. Insbesondere war das Judentum in der Partei stark vertreten.[4])

Die Rührigkeit der Partei zeigte sich besonders in der Publizistik. In allen bayerischen Regierungskreisen, vornehmlich aber in den neubayerischen, finden wir Zeitungen, die für das politische Ideal der Partei werben. Das Zentralorgan ist die Wochenschrift der Fortschrittspartei in Bayern, herausgegeben von Jackob in Erlangen, neben den Historisch-Politischen Blättern und der Allgemeinen Zeitung das einzige politische Blatt in Bayern, das über eine rein provinzielle Bedeutung hinausragte. Über das Niveau gewöhnlicher Leitartikel erheben sich hier die Beiträge von Karl Brater, die entweder unter dem Zeichen der Autographischen Korrespondenz × oder mit einem Sternchen auftreten. Dasselbe gilt auch von den Artikeln des fleißigsten Mitarbeiters, der durch zwei Sternchen gekennzeichnet ist. Neben ihnen treten die gelegentlichen Beiträge der mehr ephemeren Korrespondenten g, h, r ganz in den Hintergrund. Die Wochen- oder Zeitungsschau jeder Nummer gibt uns einen fortlaufenden Überblick über die Hauptartikel der gesamten bayerischen Publizistik. Dabei wird besonders ihre Stellung zur deutschen Frage untersucht. Überblicke über das bayerische Parteiwesen geben von Zeit zu Zeit eine Art Buchführung der Partei. Sonstige Organe der Fortschrittspartei in Bayern sind: Fränkische Zeitung und Fränkischer Kurier, der Nürnberger

[1]) Wochenschrift 1868, 25. 2., 7. 3.: Das Wahlresultat.

[2]) Wochenschrift 1865, Nr. 14. 1869, 4. 9.

[3]) Über Umbscheiden: v. Müller in Riezlerfestschrift (1913), S. 357. Denkwürdigkeiten des Fürsten v. Hohenlohe (im Folgenden zitiert als „Hohenlohe") Bd. I, S. 158. Nürnberger Korrespondent 1867, 29. 1.: Die Erklärung des Fürsten v. Hohenlohe und die Linke. Augsburger Postzeitung 1867, Landtagsskizzen, 5. 2.

[4]) Wochenschrift 1868, 25. 2., 7. 3.: Das Wahlresultat.

Fortschritt, in der Pfalz die Kaiserslauterner Zeitung und der Pfälzer Kurier, in Schwaben der Moniteur Völks, die Augsburger Abendzeitung,[1]) eine der ältesten bayerischen Zeitungen, und die Kemptener Zeitung. In Altbayern vertreten die Sache des Fortschritts die Münchener Neuesten Nachrichten. Ihr Redakteur August Vecchioni hat das Blatt aus der Anfangsstellung eines Auszugs aus der Allgemeinen Zeitung allmählich in den Rang eines der gelesensten liberalen Blätter Bayerns erhoben.[2]) Für Niederbayern ist zu erwähnen der Landshuter Kurier für Niederbayern. In der Oberpfalz fehlen größere fortschrittliche Blätter. Für die nicht periodische fortschrittliche Publizistik kommen als Verlage in Betracht: Jackob in Erlangen, Gätschenberger und Julien in Würzburg, Beck in Nördlingen; letzterer gibt auch den Europäischen Geschichtskalender von Schultheß heraus, der durchaus in nationalem Sinn redigiert ist. Für München sind als fortschrittliche Verleger zu nennen Fritsch und Finsterlin.

Die treue Anhänglichkeit an die Reichsverfassung von 1849, das Festhalten an der Volkssouveränität charakterisiert wie die Fortschrittspartei so auch die Partei der bürgerlichen Demokratie. Sie vertrat vornehmlich die Arbeiterschaft der Städte. Nur in geringem Prozentsatz folgte diese damals dem sozialdemokratischen Ideal. In dessen Dienst standen Blätter wie der Münchener Sozialdemokrat, der Proletarier, die Süddeutsche Post. Sozialdemokratische Arbeitervereine bestanden zu München, Augsburg, Nürnberg, Fürth, Erlangen. Das staatliche Ideal der bürgerlichen Demokratie ist eine Föderativrepublik nach dem Muster der Schweiz oder der nordamerikanischen Union,[3]) ein Ideal, das ja auch einem großen Teil des Frankfurter Parlaments einst vorgeschwebt hatte. Sie war ausgesprochene Gegnerin der Monarchie, des Gottesgnadentums, der stehenden Heere als seiner stärksten Stütze, sie forderte dafür Volksbewaffnung, Milizsystem nach schweizerischem Muster. Die Partei war unitaristisch und föderalistisch zugleich. Sie war unitaristisch, indem sie innerhalb des Reiches die Abdankung der Einzeldynastien zugunsten einer starken, vom Volk kontrollierten Zentralgewalt forderte. Sie war föderalistisch, indem sie im Rahmen einer deutschen Republik doch für die Einzelkantone oder Provinzen weitgehende Autonomie erstrebte. Mit einer gewissen Einschränkung

[1]) M. Allaire, Die periodische Presse in Bayern (1913), S. 54. Gründungsjahr ist 1695.

[2]) Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens III, 620 ff.

[3]) Nürnberger Anzeiger 1866, Artikel von L: 30. 7., 13. 8., 3. 16. Sept.

läßt sich ihr inneres Verhältnis zur Fortschrittspartei vielleicht so umschreiben: Sie war idealistisch, diese realistisch. Sie hielt an der Doktrin fest, jene schloß Kompromisse.

In den Volksvereinen, einem Überrest der 48er Bewegung, fanden sich noch 1866 Fortschrittler und Demokraten zusammen. Das gilt besonders vom Münchener Volksverein. Das gilt weniger vom Allgäuer Volksverein, in dem die nationalen Tendenzen überwogen.[1]) Brater unterscheidet einen fränkischen, schwäbischen und pfälzischen Radikalismus.[2]) Führer des ersteren ist bis 1866 der Abgeordnete Crämer von Doos.[3]) Er war 1862 aus dem Nationalverein, dem 36er Ausschuß und dem Ausschuß der Fortschrittspartei ausgetreten, um nach dem Krieg 1866 wieder zur Fortschrittspartei zurückzukehren. Führer der Pfälzer Demokraten ist der Abgeordnete Kolb, auch einst Mitglied des Frankfurter Parlaments. Er hielt Fühlung mit der großdeutsch gerichteten Württemberger Demokratie, mit den großdeutschen Vereinen, in denen Demokraten mit Liberalen und Konservativen zusammengingen. Hauptorgane der bürgerlichen Demokratie sind: Der Nürnberger Anzeiger, der Nürnberger Beobachter, die Pfälzer Volkszeitung.

Den monarchischen Föderalismus (im Gegensatz zum republikanischen) vertreten in Bayern die liberale Mittelpartei und die konservative Rechte. Beide unterhielten enge Beziehungen mit dem Reformverein. An dessen Gründung sind ja neben dem damals in österreichischen Diensten stehenden Publizisten Julius Fröbel[4]) gerade die Führer[5]) der bayerischen Mittelpartei, Lerchenfeld, Hegnenberg, Weis, beteiligt. In Bayern hatten seinerzeit die vorbereitenden Versammlungen stattgefunden: die Versammlungen großdeutscher Notabilitäten zu Rosenheim und zu München.[6]) Seit allerdings die Bundesreformpläne des Frankfurter Fürstentags gescheitert waren, seit in der schleswigisch-holsteinischen Frage Österreich dem Bund den Rücken gekehrt

[1]) Wochenschrift, 1868, 23. Mai: Aus dem I. Flugblatt des Allgäuer Volksvereins.

[2]) Bennigsen II, 74.

[3]) Über Crämer v. Doos: Nürnberger Anzeiger 1867, 16., 17., 18., 22., 24. August.

[4]) Julius Fröbel, Ein Lebenslauf (im Folgenden zitiert als „Fröbel") II, 125, 191, 198, 200, 223, 231—262.

[5]) Schultheß, Europäischer Geschichtskalender (im Folgenden zitiert als „Schultheß") 1862, 100 ff. Fröbel II, 201. Über Lerchenfeld und Hegnenberg: Allgemeine deutsche Biographie. Über Lerchenfeld außerdem: Wochenschrift 1866, Nr. 46, 47. Allgemeine Zeitung 1866, 3. 9. Beilage, Nekrolog.

[6]) Fröbel II, 125, 192, 198, 200.

hatte, seit es mit Preußen Großmachtpolitik trieb, war auch die Werbekraft der großdeutschen Partei, war auch die der bayerischen Mittelpartei dahin. Letztere hatte bisher unter dem Regiment ihrer drei Führer als wohldisziplinierte, schlagfertige Partei gegolten, hinter der wirklich die Mehrheit des bayerischen Volkes stünde. Seit 1863 jedoch zerfiel sie mehr und mehr. Der Auflösungsprozeß wurde durch die damalige Zollvereinskrisis befördert. Unter Führung zweier Oberpfälzer, Schlörs und Pözls, konstituierte sich ihr linker Flügel als neue Mittelpartei. Der rechte Flügel löste sich vorübergehend in nicht weniger als drei selbständige Gruppen auf, ließ sich aber 1865 von Lerchenfeld und Hegnenberg wieder zu einer einzigen zusammenfassen. Dieses neuformierte rechte Zentrum gerät mehr und mehr in die Bahnen der kleinen Rechten. Die Publizistik meint um 1866 unter der Bezeichnung Rechte gewöhnlich das rechte Zentrum. Sie nennt von jetzt an die bisherige Rechte die „äußerste Rechte“.[1])

Die alte wie die neue Mittelpartei hielten grundsätzlich am Großdeutschtum fest. Sie traten allen Versuchen entgegen, die auf den Ausschluß Österreichs vom Reich abzielten.[2]) Sie suchten die Aufnahme Österreichs in den deutschen Zollverein zu erwirken, ein Ziel, das besonders der Württemberger A. Schäffle theoretisch und praktisch vertrat. Sie suchten die preußische Hegemonie im Zollverein zu brechen. Sie unterstützten das monarchische Prinzip gegenüber der Idee der Volkssouveränität, gegenüber einer Revolution von unten, aber auch von oben. Trotzdem verlangten auch sie ein deutsches Parlament. Sie waren indes geneigt, sich mit einer Delegiertenversammlung der Einzellandtage zu begnügen.[3]) Sie traten vor allem, wie schon 1849, den preußischen Bundesstaatsbestrebungen entgegen. Sie forderten als deutsche Verfassungsform einen Staatenbund. Sie hielten eine Bundesreform für möglich und ausreichend. In einem deutschen Reich müßte Raum sein für die Selbständigkeit der deutschen Stämme und Dynastien. In den Kreisen des bayerischen Zentrums hat auch das Triasprojekt seine Verehrer. War es doch ganz den Bedürfnissen von Mittelstaaten wie Bayern angepaßt.

Das Linke Zentrum, die neue Mittelpartei, war in München als Klub Abentum, früher Langlois, organisiert. Eine strenge Organisation im Lande fehlte bis 1868. Die bisherige Organisation war zu

[1]) Wochenschrift 1866, Nr. 46, 47. Über Pözl: Allgemeine deutsche Biographie.
[2]) Schultheß 1862, S. 100 ff.
[3]) Schultheß 1862, S. 100 ff.

wenig peripherisch, zu sehr zentralistisch.[1]) Das Hauptorgan nicht nur der Mittelpartei in Bayern, sondern des Großdeutschtums überhaupt ist die Augsburger Allgemeine Zeitung.[2]) Die Agitation für Österreich war ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Ihren Hauptleserkreis hatte sie in Österreich. Von hier wie auch von Seite der bayerischen Regierung ward sie vielfach für offizielle und offiziöse Zwecke benutzt. Doch schon vor 1866 hat sie langsam begonnen, ihr Großdeutschtum abzubauen, in ihren Spalten auch andere als großdeutsche Stimmen zu Wort kommen zu lassen. Umso unabweisbarer trat diese Notwendigkeit nach Königgrätz an sie heran. Der Redakteur Altenhöfer schwankt zwar noch lange unentschieden hin und her. Auch die Unwandelbaren unter den Mitarbeitern korrespondieren noch bis 1870 weiter. Aber kleindeutsche Korrespondenten rücken in immer helleren Haufen an. So wird die Zeitung in jener Übergangszeit zu einer Plattform, einem Sprechsaal für alle Parteien. Die bedeutendsten Mitarbeiter in jener Zeit sind Julius Fröbel mit dem Zeichen ♃,[3]) dann die Korrespondenten mit den Zeichen n, #, # #, wiederholt erscheint Schäffle, Graf Tauffkirchen, der spätere Adlatus Hohenlohes;[4]) die meisten Mitarbeiter sind Süddeutsche, Württemberger, Bayern, Österreicher. Aber auch Preußen kommt nach 1866 entscheidend zu Wort. Brater erwähnt einen Amanuensis Bismarcks,[5]) Hohenlohe einen Preßhusaren Sterckow.[6]) Wiederholt bedient sich in unserem Zeitraum auch die bayerische Regierung, Pfordten wie Hohenlohe, der Zeitung.

Neben der Augsburger Allgemeinen steht der Nürnberger Korrespondent von und für Deutschland, von dem geschickten, kleinen Juden Feust klug redigiert,[7]) doch langsam von der einstigen Höhe herabgleitend. Es ist das typische Blatt des liberalgesinnten bayerischen Beamtentums. Sein bedeutendster Mitarbeiter nach 1866 ist der Korrespondent mit dem Zeichen Y. Sonst sind für die Mittelpartei noch

---

[1]) Schultheß 1868, S. 181. Augsburger Postzeitung 1868, 7. 5.

[2]) Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung, 1798—1898.

[3]) Fröbel II, 445, 453; v. Müller in Riezlerfestschrift, S. 372, Anm. 3.

[4]) A. Rapp, Die Württemberger und die nationale Frage, S. 216, 226; v. Müller in Riezlerfestschrift, S. 396, Anm. 2.

[5]) Bennigsen II, 73.

[6]) Hohenlohe I, 371.

[7]) L. Brunner, Politische Bewegungen in Nürnberg im Jahre 1848 (1907), S. 6—8.

wichtig die Neue Würzburger Zeitung, die einst Ernst Zander[1]) in konservativem Geiste geleitet hatte, und ab 1869 die Bayerische Landeszeitung.

Die Mittelpartei stand der Regierung am nächsten. Sie galt wohl als ministerielle oder Regierungspartei. Regierungsorgan und Hauptorgan der Mittelpartei aber decken sich erst 1869 in der Bayerischen Landeszeitung. Sonst hat die Regierung ihr eigenes Organ, erst die Bayerische Zeitung, vom 1. Oktober 1867 an die Süddeutsche Presse.

Zur Gefolgschaft des Föderalismus gehört in Bayern auch die Rechte des Landtags. In der Publizistik heißt sie auch die ultramontane, die klerikale, die konservative, die bayerische, später auch die patriotische oder Volkspartei[2]). Ihre adeligen Anhänger waren meist monarchisch gesinnt, handfeste Verteidiger der bayerischen Selbstständigkeit. Ihre klerikalen Vertreter erblickten in Österreich den Hort des Katholizismus. Konfessionelle Gründe verstärkten hier die Abneigung gegen Preußen. Man warnte vor dem Zentralismus, weil er der Revolution vorarbeite. Und mit ihr hatte die katholische Kirche von jeher schlechte Geschäfte gemacht.[3]) Der dritte Stand, der mit der Rechten ging, die Bauern, waren ebenfalls einer strafferen Einigung abgeneigt. Ihnen war der Zollverein schon vielfach zu eng.[4]) Alle diese drei Stände, Klerus, Adel und Bauern, befanden sich in Abwehrstellung gegen das Bürgertum, das den Klerus und den Adel aus ihrer leitenden Stellung im Staatsleben verdrängt hatte. Die Rechte befand sich aber auch in Abwehr gegen Neubayern, dessen Geist in der Gesetzgebung den Ton bestimmte. Ihre bedeutendsten Männer waren: Der Oberbibliothekar Ruhland, der Archivar Jörg, der Professor Edel, unter den Reichsräten von Thüngen.

Die Rechte besitzt ein ausgezeichnetes Organ in den von Jörg redigierten Historisch-Politischen Blättern. Sie sind 1838 vom Münchener Görreskreis gegründet worden.[5]) Sie haben wissenschaftlichen Charakter. In politischen Fragen zeichnen sie sich durch unbefangenes

[1]) Anton Döberl in Historisch-Politische Blätter CLXIII (1919), Heft 2: Ernst Zander und die Neue Würzburger Zeitung.

[2]) Historisch-Politische Blätter LXIV (1869), 4.

[3]) Augsburger Postzeitung 1867, 18. Mai.

[4]) „Bayern und der Zollverein“, Erlangen 1868.

[5]) Über die Historisch-Politischen Blätter: M. Döberl im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog VI (1901), S. 429; v. Müller im Oberbayerischen Archiv 1910, 372—377; Rhein, Zehn Jahre Historisch-Politische Blätter (1916). Vgl. auch die Pressestudien vom O. Bandmann, Nirrnheim, Annie Mittelstädt.



Urteil, unbestechliche Schärfe des Blicks, seherische Hellsichtigkeit, Vermeidung jeder Zeitungspolemik aus. Den politischen Artikel der Zeitläufe schreibt regelmäßig Jörg selbst. Er steht dem Kleindeutschtum vor 1866 viel näher als die sonstige klerikale Presse. Er versucht es mit dem Großdeutschtum zu kombinieren. Nach 1866 gibt die Zeitschrift ihre splendid isolation mehr und mehr preis und gerät allmählich in die Strömung des schroffsten bayerischen Partikularismus.[1]) Ein sehr altes, ehrwürdiges katholisches Blatt ist die von Huttler geleitete Augsburger Postzeitung. Sie fand für die breite Masse der Partei den verständlichsten Ton.[2])

Innerhalb der Partei müssen wir eine Gruppe unterscheiden, die von den Zeitgenossen als klerikale Demokratie angesprochen wird. Ihre Führer sind der Passauer Redakteur Bucher und der Straubinger Militärkurat Lukas. Ihr Hauptorgan besitzt die Gruppe in dem von Ernst Zander[3]) redigierten Volksboten für den Bürger und Landmann. Auf denselben Ton ist Buchers Donauzeitung gestimmt. Zu ihnen tritt 1869 das „Vaterland" des Dr. Sigl. Das Hauptblatt des protestantischen Klerus ist bis 1870 die Pfälzer Zeitung. Hauptverlag für klerikale Broschüren ist Lentner in München. Auch der Verlag Kaiser steht der Partei nahe.

I. Kapitel.

Die Frage des Eintritts in den Norddeutschen Bund.

Nach dem Prager Frieden gab es kein Deutschland mehr. Der Staatskörper, der bisher alle Deutschen in sich geschlossen hielt, er war in drei Teile zerschlagen worden. Es standen sich gegenüber: Ein selbständiges Österreich-Ungarn, das jedem Einfluß auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse entsagen mußte; ein norddeutscher Bundesstaat, der alle nördlich des Mains gelegenen Staaten um Preußen als Mittelpunkt gruppieren durfte; die Gruppe der vier unabhängigen deutschen Südstaaten, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen mit seinen südlich des Mains gelegenen Teilen. Den

[1]) M. Spahn, Bismarck (1915), S. 207, 209.

[2]) Über die Augsburger Postzeitung: S. Hartmann, Die Augsburger Postzeitung (1913). Annie Mittelstädt, Das Jahr 1859, Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland.

[3]) Ernst Zander und die Neue Würzburger Zeitung in Hist.-Pol. Bl. CLXIII, Heft 2.

vier Südstaaten war es freigestellt, zu einem Verein, einem Südbund zusammenzutreten. Es war dem Südbund, wenn er zustande kam, nicht verwehrt, seine nationalen Beziehungen mit dem norddeutschen Bunde zu regeln. Aber diese Beziehungen durften nicht so intim gestaltet werden, daß dabei seine internationale Existenz preisgegeben wurde.

Die Dreiteilung Deutschlands konnte erzieherischen Wert haben, aber sie war nur erträglich, wenn ihr Ende abzusehen war. Ließ sich schon der Ausschluß Österreich-Ungarns schwer rechtfertigen, so war vollends die Isolierung der Südstaaten auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand. Das Nächstliegende wäre gewesen, daß die Südstaaten sich auch an der Aufrichtung des Bundesstaates beteiligten, den sich Preußen in einem Kampf auf Leben und Tod von Österreich erstritten hatte. Es ist das die Lösung, die 1870 zu Versailles gefunden wurde. Aber der Eintritt der Südstaaten in den Nordbund bedeutete einen Bruch des Prager Friedens. Hinter dem Prager Frieden standen Frankreich und Österreich, vielleicht auch Rußland. Trotzdem war der Herbst 1866 die günstigste Zeit für einen Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund. Die Situation war dafür jetzt noch ungleich günstiger als in den folgenden Jahren. Es bestand vielleicht die Möglichkeit, jetzt schon das zu erreichen, was erst nach vier Jahren mit Hilfe des deutsch-französischen Krieges erreicht wurde. Im Feuer eines nationalen Krieges mit Frankreich konnte sofort die kleindeutsche Einigung geschmiedet werden. Frankreich stand ungerüstet, durch das Fiasko der mexikanischen Unternehmung geschwächt und demoralisiert. Das preußische Heer war berauscht vom Sieg. Österreich lag am Boden. Die Stimmung für Preußen war in den Südstaaten im Herbst 1866 freundlicher als je wieder bis auf Sedan.

Aber der Eintritt der Südstaaten in den Norddeutschen Bund erfolgte nicht. Bismarck wollte aus dem Norddeutschen Bund einen schlagfertigen zentralisierten Bundesstaat schaffen. Ein Teil ließ sich leichter unter Dach bringen als das Ganze. Der deutsche Süden war ihm zu liberal, zu föderalistisch gestimmt. Bismarck scheute sich, die Armee zum zweitenmal aufs Spiel zu setzen. Die Südstaaten waren jetzt als militärische Bundesgenossen noch unbrauchbar. Ihr Wert konnte aber von Jahr zu Jahr wachsen, wenn sie sich das preußische Wehrsystem aneigneten. So begnügte sich denn Bismarck mit dem Abschlusse der Schutz- und Trutzbündnisse mit den Südstaaten. Die Südstaaten blieben außerdem im Zollverein, aber mit der Bedingung



sechsmonatlicher Kündigung. Die Notwendigkeit, ihn zu erneuern, bot Bismark eine neue Handhabe zur Regelung der nationalen Beziehungen zwischen Süd und Nord.

Wie stellten sich nun damals die Südstaaten zu der Frage des Eintritts in den Norddeutschen Bund? Wie stellte sich der größte der Südstaaten, Bayern dazu? Wir müssen unterscheiden zwischen Regierung und Bevölkerung. Bayerischer Außenminister und Ministerpräsident war damals Freiherr Ludwig von der Pfordten. Er hatte die bayerische Politik während seines ersten wie während seines zweiten Ministeriums im Sinne einer Großmachtpolitik geleitet. Er hatte nicht zuletzt die Zertrümmerung Deutschlands im Sinne einer Erhöhung der bayerischen Macht ausnützen wollen. Bayern sollte ebenso ein Kristallisationspunkt für die zerfallenden deutschen Verhältnisse werden wie im Norden Preußen. Auf den Trümmern des südlichen Deutschland sollte ein Südbund unter bayerischer Führung erstehen. Das bayerische Heer sollte den Kern des künftigen Südbundheeres bilden. Dafür sollte es in dem Kriege zwischen Preußen und Österreich möglichst geschont werden. Aber nur dann — so sah von der Pfordten voraus — konnte Bayern Vorteil aus dem Zerfall des deutschen Bundes ziehen, wenn es seiner Auflösung stets bewußt entgegenarbeitete. Damit sollte es sich das Vertrauen des föderalistischen Südens erwerben. Mit diesen Ideen trat von der Pfordten an der Seite des Beschützers der Mittelstaaten, des föderalistischen Österreich, in den Krieg ein. Sein Ausgang hat die ministeriellen Berechnungen umgeworfen. Das bayerische Heer lag zertrümmert. Das Vertrauen, das die Südstaaten zu Bayern gehabt hatten und das die Voraussetzung für den Südbund bilden mußte, war dahin. Ganz isoliert stand Bayern bei den Friedensverhandlungen dem übermächtigen Preußen gegenüber. Um den Preis eines Allianzvertrags war es schließlich aus verzweifelter Lage noch glimpflich hinweggekommen. Und vor allem: Es hatte eines erreicht, wonach Pfordten so lange gestrebt hatte: es war jetzt internationale Macht. Es stand nach außen sogar unabhängiger da als vor dem Krieg. In dieser freien Stellung des Landes zwischen Österreich und Preußen hat Pfordten sicher keinen Nachteil erblickt. Kein Wunder also, daß er Zumutungen an einen Eintritt Bayerns in den Nordbund entschieden von sich wies. Wenn Bayern einem größeren Ganzen angehören sollte, so mußte es ein Staatenbund sein. Und dieser Staatenbund mußte alle Deutschen, mußte jedenfalls Österreich umfassen. Pfordten hat Kleindeutschland



immer gefürchtet. Der Norddeutsche Bund, wie ihn Preußen sich erstritten hatte, galt ihm nur als Fortsetzung des preußischen Sieges von Königgrätz, als finanzielle und militärische „Plusmacherei", wie Jörg sich ausdrückte. Der Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund galt ihm gleichbedeutend mit Mediatisierung des Landes.[1]) Wenn er sich dagegen sträubte, so vertrat er damit nur Strebungen, wie sie in jedem, selbst in dem kleinsten Staate liegen. Der Staat als Lebensform ist wie alles Lebende Sklave des Selbsterhaltungstriebes. Kein Staat stirbt gern. Jeder hofft, solange er atmet. Nun wollte ja Bismarck den Staat ohnehin leben lassen und wies Eintrittsgedanken von vornherein ab. So konnte sich Pfordten umso ruhiger auf strikte Beobachtung des Prager Friedens beschränken, auf eine abwartende Stellung zurückziehen.[2]) Auch das Damoklesschwert seiner Entlassung, das seit dem Friedensschluß ununterbrochen über seinem Haupte schwebte, konnte nicht zu Schritten in der deutschen Frage ermuntern.[3]) Nach außen gab er sich gelegentlich den Anschein, als ob er vollkommen befriedigt sei, Bayern mit seiner tausendjährigen Geschichte vollkommen unversehrt aus der Katastrophe gerettet zu haben.[4])

Hinter Pfordten stand die Mehrheit der Abgeordnetenkammer und der Reichsratskammer.

Aus den Kreisen des linken Zentrums oder der neuen Mittelpartei ging in der kurzen Augusttagung des Landtags ein Antrag Hohenadel hervor. Er verlangte nicht weniger als „engen Anschluß" an Preußen.[5]) Es sah aus, als sei die Mittelpartei zu den Zentralisten übergegangen. Um diesen Eindruck zu vermeiden, wurde der „enge Anschluß" an Preußen mit Klauseln umgeben. Er wurde ausdrücklich nur als Mittel zum Zweck, als Weg zu dem Ziel bezeichnet, zu dem sich die Kammer noch in der Kriegstagung bekannt hatte. Als solches wurde festgestellt: Deutschland unter Mitwirkung eines freigewählten und mit den nötigen Befugnissen ausgestatteten Parlaments zu einigen, die deutschen Interessen wirksam zu vertreten und Angriffe des Auslands erfolgreich abzuwehren. In dem Antrag durfte für keinen Fall der Wunsch des Landtags auf Eintritt des Landes in den

[1]) M. Döberl, Bayern und Deutschland (1917), S. 35, 145 ff., ferner S. 25 ff.
[2]) M. Döberl, Bayern und Deutschland (1917), S. 145 ff.
[3]) R. v. Mohl, Lebenserinnerungen II (1902), S. 308. 319.
[4]) v. Müller, Bayern im Jahre 1866, S. 149 ff.
[5]) Schultheß 1866, S. 217.



Norddeutschen Bund erblickt werden. Gegen eine solche Auslegung verwahrte sich das rechte Zentrum in der Kammer, in der Presse, so im Nürnberger Korrespondenten, in der Allgemeinen Zeitung. In der Kammer wies Lerchenfeld den Gedanken einer preußischen Hegemonie weit von sich.[1]) Deutschland solle kein Einheitsstaat werden, sondern unter Beibehaltung der Dynastien und Gleichberechtigung der Gliedstaaten wieder zum Staatenbund zurückkehren. In der Allgemeinen Zeitung erklärt ein mit —1— gezeichneter Artikel vom 2. 9. 1866:[2]) Das Kammervotum sei nur so zu verstehen: Wenn man nach dem Prager Frieden ein Deutschland überhaupt noch wollte, so blieb den Südstaaten nichts anderes übrig, als sich um den einzigen Staat zu gruppieren, der jetzt als Führer Deutschlands überhaupt noch in Betracht kommen könne, um Preußen. Das Votum bedeute also nur Festhalten an der nationalen Idee überhaupt. Die öffentliche Meinung in Bayern glaube nicht daran, daß mit den Nikolsburger Präliminarien der Zustand Deutschlands ein für allemal festgelegt sei. Sie erhoffe die deutsche Einigung unter andern Auspizien als unter denen des Herrn von Bismarck. Dieses Festhalten an Österreich ist allerdings mehr charakteristisch für das rechte Zentrum denn für das linke. Hier war man eher geneigt, Österreich preiszugeben. Mit Österreich werde kein Vernünftiger sobald wieder Frieden schließen, so äußerte sich jetzt dessen Führer, der Münchener Universitätsprofessor Pözl.[3]) Hinter jenem Kammervotum vom 30. August 1866, wie es die Allgemeine Zeitung auslegte, stand tatsächlich, wie die Abstimmung ergab, die Mehrheit des Landtags, die Mehrheit des bayerischen Volkes. Auch von der Pfordten legte es in dem bezeichneten Sinne aus. Dies ergibt sich aus seinem Novemberrundschreiben an die bayerischen Gesandschaften.[4]) Auch das linke Zentrum ließ durch den Mund Pözls erklären: Ein Eintritt in den Norddeutschen Bund bringe augenblicklich nicht nur keinerlei Vorteile, sondern nur Nachteile. Jedes Petitionieren um Eintritt in den Nordbund sei daher zu verwerfen.[5]) Man müsse abwarten. In gleichem Sinne äußert sich auch ein Artikel des Nürnberger Korrespondenten. Er weist nach, daß die Siegesstimmung der Fortschrittspartei nur auf einer

---

[1]) v. Müller, a. a. O., S. 155.
[2]) Allgemeine Zeitung 1866, 2. 9. Beil.
[3]) Wochenschrift 1866, 8. Dezember.
[4]) Döberl, Bayern und Deutschland, S. 155.
[5]) Wochenschrift 1866, Dezember: „Stand der Dinge in Bayern“.

Mißdeutung des Kammervotums beruhe.[1]) Der Hauptmitarbeiter des Nürnberger Korrespondenten, Y,[2]) findet sich nach kurzer Annäherung an das siegreiche Preußen doch schon bald wieder auf einer abwartenden mittleren Linie zurecht. Auf diesem Standpunkt blickt er voll Mißtrauen in die Zukunft des Norddeutschen Bundes, des Norddeutschen Parlaments. Er will es mit Übertragung der militärischen und diplomatischen Führung Deutschlands an Preußen genug sein lassen. Er bekämpft die preußischen Annexionen, die Mediatisierung von Hannover, Kurhessen, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau, Frankfurt. Er sieht hinter der Bismarckschen Politik nur das Großpreußentum stehen. Er gibt sich keiner Illusion hin wegen des von Bismarck versprochenen Norddeutschen Parlaments. Es werde nur den preußischen Landtag kopieren. Denn es werde eine preußische Majorität aufweisen; diese werde sich hier ebenso kläglich aufführen wie im preußischen Landtag in der Komödie der Indemnitätsbewilligung. Y hält das Versprechen des Norddeutschen Parlaments nur für eine Seifenblase, die Bismarck für den deutschen Liberalismus habe aufsteigen lassen. Bismarck werde es doch nur mit Abfällen vom preußischen Regierungstisch speisen. Den Eintritt in den Norddeutschen Bund lehnt auch eine namhafte Zahl von Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung ab. Dazu gehören vor allem zwei, die unter den Zeichen ‚R von der Donau' und „♀ aus Süddeutschland" schreiben.[3]) Sie glauben nicht an eine Zukunft des Norddeutschen Bundes. Sie sehen in den gegenwärtigen Zuständen nur Negation, Unfruchtbarkeit und unfertige Tatsachen. Sie halten Preußen für zu schwach, zu einseitig, um dem deutschen Volk eine Verfassung zu geben. Es werde niemals das schwere Problem lösen können, Einheit mit Freiheit zu verbinden. Ein von Preußen geführtes Deutschland könne sich nur auf der fraglichen Grundlage eines unfruchtbaren, den Wohlstand zu Grunde richtenden Militarismus halten. Es müsse die Ausstoßung Österreichs, seinen Verlust für das deutsche Verteidigungssystem mit sinnlos erhöhten Rüstungen wettzumachen suchen. Auch ihre Losung ist Abwarten.

---

[1]) Nürnberger Korrespondent 1866, 1., 2. Oktober: „Die Parteien in der bayerischen Kammer".

[2]) Nürnberger Korrespondent 1866, Artikel von Y: 12., 16., 17., 24. Juli, 16. August, 8. September, 3., 16. Oktober, 3., 7. November, 15., 29., 31. Dezember.

[3]) Allgemeine Zeitung 1866: 3., 7., 12., 15., 23. August, 1., 2., 8., 16., 19., 20. September, 2. Oktober, 21., 27., 28. August, 6., 22., 28., 29. September, 1. und 12. Oktober.

Derselben Gesinnung begegnen wir diesen Herbst in den konservativen und klerikalen Blättern. Unmittelbar nach dem Krieg ist zwar auch hier die Stimmung für Preußen nicht ungünstig. Der deutsche Nationalverein hatte damals den in Nürnberg geborenen Nagel zu Erkundigungszwecken nach Bayern gesandt. Er wunderte sich allenthalben über die preußenfreundliche Haltung der altbayerischen Bevölkerung. Sie stach so sehr ab von dem leidenschaftlichen Preußenhaß einzelner norddeutscher Territorien.[1]) Auch Fürst Hohenlohe glaubte damals einen durchgreifenden Gesinnungswechsel in Altbayern feststellen zu können. Er hielt Altbayern sogar für geneigt, in den Norddeutschen Bund einzutreten. Er glaubte den Beschluß der zweiten Kammer in diesem Sinne, als Ausdruck eines solchen Wunsches deuten zu dürfen.

Mehr und mehr entfernte man sich vom Krieg. Wie gewonnen, so zerronnen: das gilt auch von der öffentlichen Meinung. Umschwünge, die plötzlich eintreten, entwickeln sich schnell wieder zurück. So lebte auch bald das altbayerische Stammesgefühl und der leidenschaftliche Preußenhaß aus der Zeit vor dem Kriege wieder auf. Die Klerikalen befehdeten den Minister. Man konnte ihm die Demütigung nicht verzeihen, die durch seine Politik der bayerische Stammesstolz erlitten. Man vergaß, daß man diese Politik einst selbst herausgefordert, gebilligt hatte. Pfordten wurde zum Sündenbock der öffentlichen Meinung. Auch die Rechte machte hier mit. Aber ihr Angriff galt nur der Person des Ministers. Sein System des Abwartens ward ausdrücklich gebilligt.[2]) Der Haß der Rechten gegen Bismarck kannte keine Grenzen. Man verstand es nicht, wie Pfordten diesen Mann mit dem höchsten bayerischen Orden, dem Hubertusorden, auszeichnen konnte. Man tobte in Orgien von Preußenhaß, als diese Ordensverleihung in der bayerischen Presse bekannt wurde. Den Reichsgedanken hielt man auch in konservativen Kreisen fest. Aber man wollte kein Reich der Vergewaltigung, sondern ein Reich der Gleichberechtigung. Man wollte keine Aufzwingung der deutschen Verfassung durch Preußen, sondern eine gegenseitige Vereinbarung, keine Diktatur, sondern Verwirklichung des Rechtsgedankens. Man wollte vorläufig jeden Finger vom Norddeutschen Bund lassen. Man wollte sich an den Norddeutschen Bund nicht einmal anlehnen. Der Kammerbeschluß vom August ging der Rechten viel zu weit. Die Reichsräte haben ihn

[1]) Bennigsen II., 69, 70.

[2]) v. Müller, a. a. O., S. 153, 157.



ja auch nicht gelten lassen. Als einzigen Fall, in dem man mit Preußen zusammenstehen wollte, betrachtete man einen Krieg mit Frankreich. Für keinen Fall wollte man, wie der Volksbote sich ausdrückte, auf dem Bauch in den Norddeutschen Bund hineinkriechen, solange die Blutlache noch rauchte, die sich zwischen Bayern und Preußen ausbreitete. Man sträubte sich hartnäckig, den Erfolg anzubeten. Man hielt es für höchste Charakterstärke, auch dem siegenden Unrecht zu trotzen. Denn aus Unrecht könne nicht Recht werden, so lief es hier von Mund zu Mund.

Diese Wendungen begegnen uns Woche für Woche im Volksboten und in der Augsburger Postzeitung.[1]) Auch die Historisch-Politischen Blätter rücken in diesem Herbst mehr und mehr von Preußen ab. Sie hatten vor dem Krieg kleindeutsche Lösung der nationalen Frage, Verlegung des österreichischen Schwerpunktes nach Italien und nach dem Balkan, Abfindung Österreichs mit dem Ehrenamt eines deutschen Schiedsrichters, Überlassung der Elbherzogtümer an Preußen empfohlen.[2]) Die Annexionen verderben ihnen jetzt die Freude an der Bismarckschen Politik. Die „himmelschreiende" Ausnützung des preußischen Sieges, der Raubtiercharakter, der hier zu Tage trete, erbittern den legitimistischen Jörg aufs höchste. Jörg verwirft zwar die Isolierung der Südstaaten, ruft sie zur Versöhnung mit Preußen auf. Er verweist einen südstaatlichen Minister ins Irrenhaus, der nach dem Prager Frieden noch von einer Unabhängigkeit der Südstaaten sprechen könne. Er verurteilt Deutschlands Dreiteilung. Er fordert sofortige Auseinandersetzung mit dem anmaßenden Frankreich. Denn nur in eine deutsche Verwirrung könne Frankreich sein: Quos ego! hineinrufen. Es sei die größte Schmach für Deutschland, daß Napoleon die deutsche Frage nach Paris habe verlegen können. Aber Jörg verdammt nach wie vor den alles gleichmachenden, verödenden Zentralismus, die monarchische Revolution, die Entthronung von Fürsten auf Grund des Nationalitätenprinzips, die Anwendung des Eroberungsrechtes im Gebiete der eigenen Nation.[3])

Einem Eintritt in den Norddeutschen Bund widerstrebt in diesem Herbst auch die bürgerliche Demokratie. Hier machen sich die gleichen

[1]) Augsburger Postzeitung 1866, 4. September, Volksbote 14., 30. August, 21., 30. September, 14., 15. November, 6., 13., 30. Dezember.

[2]) Oberbayerisches Archiv 1910, S. 372—377. Otto Bandmann, Die deutsche Presse und die deutsche Frage 1864—1866. Nürnberger Korrespondent 1866, 7. Sept.

[3]) Historisch-Politische Blätter, LVIII (1866), Nr. 5, 10, 14, 19, 24, 39., 44.

Hemmungen bemerkbar wie auch bei der Württemberger Demokratie. Hier fühlte man großdeutsch und radikal. Nur durch Freiheit zur Einheit, so erscholl es ununterbrochen in diesen Reihen. Die Württemberger Demokraten wollten einen Südbund aufrichten und in diesem Südbund sich so lange außerhalb des Norddeutschen Bundes halten, bis auch in Preußen die Sache der Freiheit gesiegt habe. In der Frage des Südbundes wahrte sich indes die bayerische Demokratie ihren eigenen Standpunkt.[1]) In der Frage der Reichsverfassung hielt sie wie die württembergische an der Reichsverfassung von 1849 fest. Den Norddeutschen Bund lehnte sie ab. War er doch vom Willen einer Dynastie diktiert, nicht vom souveränen Volke vorgeschlagen oder mitberaten. In diesem Sinn äußern sich die Beschlüsse des Münchener Volksvereins. In ihnen strebt die Fortschrittspartei mühsam nach einem Ausgleich mit den Demokraten.[2]) In diesem Sinn äußert sich der Nürnberger Anzeiger. Diesen Geist atmet auch eine demokratische Flugschrift: „Freiherrn von der Pfordtens Wirken und Wirkungen“. Sie spricht in ihrem Schlußkapitel der zentralistischen Staatsform, einem preußischen Reich deutscher Nation jede Lebensfähigkeit ab. „Die Geschichte verabscheut ein solches Unding. Wir sind dessen gewiß.“ So schließt die Broschüre.[3])

Die bayerische Fortschrittspartei hat als einzige unter den bayerischen Parteien schon im Sommer 1866 und zwar jetzt dringender als je später den Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund verlangt. Sie hat gleich mutig und ohne sentimentale Rückblicke den Weg betreten, der dann in den Versailler Verträgen von 1870 zum Ziele führte. Sie hatte vor dem Krieg mit den zentralistischen Parteien Deutschlands, mit dem Nationalverein, der preußischen Fortschrittspartei gegen Preußen und Bismarcks Gewaltpolitik im Verfassungskonflikt Stellung genommen.[4]) Sie hatte dabei das bundesstaatliche Ideal festgehalten. Sie teilte die Niederlage von Königgrätz mit der preußischen Fortschrittspartei. Aber sie nahm auch am Siege von Königgrätz teil. Denn mit Preußen siegte doch der bundesstaatliche Gedanke. So beeilte sich denn die Fortschrittspartei in Bayern, den Sieg auszunutzen. Nun konnte erst die Lücke in ihrem bisherigen

[1]) Nürnberger Anzeiger 1866, 17. August; J. Fröbel II, 438.

[2]) Augsburger Postzeitung 1866, 15. August.

[3]) Verlag Frauenfeld, Schweiz.

[4]) „Die Fortschrittspartei in Erlangen, ihre Consequenz und Überzeugungstreue“, Nürnberg 1869.

Programm ausgefüllt werden. Die Frage nach dem Träger der Zentralgewalt war für sie jetzt entschieden. Die Partei forderte die sofortige Ausdehnung der bundesstaatlichen Verfassungsform auch auf die deutschen Länder südlich des Mains. Für die nächste Zukunft, bis zur Erreichung dieses Zieles, verlangte sie engsten Anschluß an Preußen, Übertragung der militärischen und diplomatischen Führung der Südstaaten an Preußen, Rekonstruktion des Zollvereins auf parlamentarischer Grundlage. Der Antrag, den Völk in der Augustsession des Landtags stellte, war ganz vom Geiste dieser Forderungen erfüllt.[1]) Er fand außerhalb der Linken keine Stimmen. So schlug denn der andere Führer der Partei, ihr Realpolitiker, ein Kompromiß vor. Er verschmolz den Antrag des linken Zentrums (Hohenadel) mit dem Antrag Völk. Von Völks Antrag wurde der Passus gegen den Südbund, der Passus von der Zentralgewalt, vom Antrag Hohenadels wurde dagegen die Stelle gegen den Norddeutschen Bund geopfert.[2]) Barths Antrag wurde zum Beschluß erhoben. Die beiden Zentren und die Linke stimmten geschlossen dafür. So konnte die Abstimmung immerhin von der Linken als ein Sieg ihrer Richtung ausgelegt werden.[3]) Hatte doch der Antrag ihres Führers Barth gesiegt, enthielt er doch im engen Anschluß an Preußen den Hauptpunkt ihres Programms. Weitere Ereignisse verstärkten diese Siegesstimmung. Bei der Abstimmung über die Wahl des 2. Präsidenten der Abgeordnetenkammer blieb Barth nur um wenige Stimmen hinter dem Kandidaten des rechten Zentrums, Freiherrn von Pfetten, zurück. In der inneren Politik wurde ein Antrag Völks fast einstimmig angenommen. Eine allgemeine Bewegung nach links schien die Kammer erfaßt zu haben.[4]) Bei einer Ersatzwahl in Augsburg wurde das Mandat des tödlich verunglückten Gustav von Lerchenfeld mit großer Stimmenmehrheit einem Kandidaten der Fortschrittspartei, dem Gutsbesitzer von Stauffenberg, übertragen.[5])

Die Linke meinte mit dem „Engen Anschluß" an Preußen den Eintritt in den Norddeutschen Bund. Dies ergibt sich aus den Kammerberichten der Wochenschrift,[6]) aus einer Erklärung Barths in der

---

[1]) Wochenschrift 1866, 15. August.

[2]) Schultheß 1866, S. 217.

[3]) Wochenschrift 1866, 22. September: Die Linke in der Abgeordnetenkammer.

[4]) Ebenda.

[5]) Wochenschrift 1866, 6. Oktober: Die Landtagswahl in Augsburg.

[6]) Wochenschrift 1866, 6. Oktober, 8. September, 22. September.

Allgemeinen Zeitung,[1]) aus den gegnerischen Betrachtungen über den angeblichen Sieg der Fortschrittspartei in der deutschen Debatte der Kammer.[2]) In diesem Sinne wurde der Antrag auch von einer Gruppe von Reichsräten verstanden, als deren Sprecher Fürst Hohenlohe auftrat.[3]) Immer deutlicher sprach sich die Fortschrittspartei in der Folge für den sofortigen Eintritt in den Nordbund aus. Der Emissär Nagel fand die Stimmung für Preußen in Neubayern geradezu „annexionistisch".[4]) Hier hatte der versöhnende Eindruck der preußischen Einquartierungen viel zu dieser Wandlung beigetragen.

Im Oktober 1866 versammelten sich zu Stuttgart die nationalen Parteien des Südens, die Fortschrittspartei in Bayern, die deutsche Partei von Württemberg, die preußenfreundlichen Parteien von Hessen und Baden.[5]) Für die nationale Propaganda ward als Losung ausgegeben: Teilnahme am konstituierenden Parlament des Norddeutschen Bundes! Die Parteien setzten alle ihre Hoffnungen auf dieses Parlament. Der Ausdruck „konstituierend" zeigt zur Genüge, welche Rolle man ihm im Gegensatz zu Bismarcks Absichten zudachte. Das Ideal des souveränen Frankfurter Parlaments leuchtete wieder auf.

Aus verschiedenen Gründen hielt die Fortschrittspartei einen sofortigen Eintritt Bayerns in den Nordbund für zweckmäßig. Der Nordbund steckte noch im Entwurf. Durch Teilnahme an den Beratungen konnte man seinen Ausbau im freiheitlichen Sinne beeinflussen. Man konnte nur so allzu straffe Zentralisierung, allzu weit gehenden Borussismus, wie Völk in einem Brief an Bennigsen sich ausdrückte, verhindern. Wenn die Süddeutschen nur erst im Nordbundsparlament saßen! Dann war der volle Eintritt in den Nordbund nur mehr eine Frage der Zeit. Durch das untätige Abwarten der süddeutschen Regierungen wurde der „Habsburgerei", wurde der Rheinbündelei wieder Tür und Tor geöffnet. Man sprach sogar davon: Preußen müsse gezwungen werden, die Südstaaten in den Nordbund aufzunehmen. Die Südstaaten könnten die Aufnahme fordern als ihr nationales Recht. Mit nervöser Dialektik führt Brater in der Wochenschrift[6]) und ein Süddeutscher in der Flugschrift: „Über den Anschluß

[1]) Allgemeine Zeitung 1866, 4. September: Zur Abwehr.

[2]) Nürnberger Korrespondent 1866, 1., 2. Oktober.

[3]) Hohenlohe I, 171 ff.

[4]) Bennigsen II, 69, 70.

[5]) Bennigsen I, 747.

[6]) Wochenschrift 1866, 27. Oktober.

Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund"[1]) diese und noch viele andere Gründe auf. Alle Feindschaft gegen Preußen, alle Erinnerungen an den preußischen Verfassungskonflikt sind jetzt vergessen. Preußen gilt unbedingt als der Träger der nationalen Mission. Man will jetzt vor allem wieder eine Einheit. Die Freiheit hofft man später schon durch Hintertürchen wieder einzuschmuggeln. Man denkt dabei an das Parlament. Aller Augen sind auf Bismarck gerichtet. Brater hat eine ungeheure Angst, Bismarck könne plötzlich sterben. Dann stand die deutsche Einigung wieder auf unabsehbare Zeit still. Er meint: Hätte Bismarck es gleich nach dem Friedensschluß gewollt, er hätte Bayern bekommen. Im schlimmsten Falle wäre es zu einer gewaltigen Rauferei zwischen Altbayern und Neubayern gekommen.[2]) Sogar konservative Blätter stellen nach der Indemnitätsvorlage Preußen als Hort des Liberalismus und Konstitutionalismus hin.[3]) Man preist es als Beschützer von Stammeseigentümlichkeiten.[4]) Zwei Hauptkorrespondenten der Allgemeinen Zeitung machen ebenfalls diese nationale Agitation mit: Julius Fröbel und ein Konservativer mit dem Zeichen #. Fröbel[5]) gibt seinen Föderalismus auf. Er stellt sich völlig unsentimental sofort auf den Boden der neuen Tatsachen. Er liefert Deutschland, er liefert die Südstaaten dem Zentralismus aus. Letztere sollen möglichst bald um Aufnahme in den Nordbund nachsuchen. Der Föderalismus möge sich nach Österreich, möge sich in ein föderatives Europa zurückziehen. Letzteres weist ihm jetzt Fröbel als Versuchsfeld zu. In einem föderativen Europa sucht er Trost und Entschädigung für ein föderatives Deutschland. Er hält die Zeit bereits reif dafür. Die Internationalisierung des Parteiwesens, Napoleons Kongresse sind ihm Etappen auf dem Wege zu einem europäischen Staatensystem.

Der # Korrespondent[6]) begrüßt, daß endlich eine monarchische Revolution den gordischen Knoten der deutschen Frage zerhauen habe. Der größte Feind eines einigen und starken Deutschland, der dynastische

---

[1]) Verlag Nördlingen, Beck.

[2]) Bennigsen II, 68 ff., 70.

[3]) Augsburger Postzeitung 1866, 15. August: Der 5. August.

[4]) „Über den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund."

[5]) Allgemeine Zeitung 1866: 11. August, 5., 7., 12., 13., 15., 20., 23. September, 26. Oktober, 4. November.

[6]) Allgemeine Zeitung 1866: 12., 14., 15., 25., 26., 30. September, 7. Oktober 6. November, 16., 18., 20. Dezember.

Partikularismus, sei jetzt niedergeworfen. Das Weitere könne man ruhig Preußen überlassen. Die deutsche Einigung habe nie und nimmer der Revolution von unten anvertraut werden dürfen. Nur eine Monarchie verbürge ihre geordnete Durchführung.

Die Hoffnungen der Linken sind gegen Ende des Jahres schon wieder sehr herabgedrückt.[1]) Pfordten blieb hartnäckig. Der bayerische Landtag trat nicht mehr zusammen. So verstrich die kostbarste Zeit, die Ausführung des Kammerbeschlusses vom August in die Wege zu leiten

Da endlich trat Pfordten ab und machte dem nationalvereinlichen Ministerium Hohenlohe Platz. Preußen gab immer deutlicher seine Absicht kund, die Mainlinie festzuhalten. Es schrieb im Januar des neuen Jahres die Wahlen zum norddeutschen Reichstag aus. Nun machte die bayerische Fortschrittspartei noch einen letzten, bereits hoffnungslosen Versuch. In dem anfangs Januar zusammentretenden Landtag stellte sie den Antrag auf Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund.[2]) Die kleindeutsche Vergangenheit, die liberalen Antezedentien Hohenlohes ermunterten zu diesem Schritt. Erfolg versprach man sich keinen, nur Wirkung auf die öffentliche Meinung; dies geht aus einem Brief Völks an Bennigsen hervor.[3]) Eine Parteiversammlung zu Gunzenhausen beriet den Wortlaut des Antrags. Der neue Etat für das Heer sollte ums Dreifache, auf elf Millionen erhöht werden. Man mußte Garantien schaffen, daß das neu zu organisierende bayerische Heer nicht für antinationale Zwecke benutzt werden konnte. Ein jeweils nationalgesinntes Ministerium bot nicht die nötige Bürgschaft. Diese gewährte nur ein Verfassungsbündnis Bayerns mit Preußen. Der fortschrittliche Antrag gab Hohenlohe Anlaß zu seiner ersten Programmrede vom 19. Januar 1867. Hohenlohes Antwort auf jenen Antrag war der „weitere Bund.“

II. Kapitel.

Der weitere Bund.

Fürst Hohenlohe hatte sich im August 1866 in der Reichsratskammer für den Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund ausgesprochen.[4]) Der Bund war damals noch vollkommen gestaltlos.

[1]) Wochenschrift 1866, 22. Dezember: Rückschau.

[2]) Schulthes 1867, S. 183.

[3]) Bennigsen II, 71.

[4]) Schulthes 1870, S. 163 ff.



Im Laufe der nächsten Monate änderte Hohenlohe seine Anschauungen. Er sah das Volk wieder zum früheren Preußenhaß zurückkehren.[1]) Er konnte den Widerstand des Königs gegen einen deutschen Bundesstaat nicht besiegen. Im Verlauf der Verhandlungen wegen Übernahme des Ministeriums einigte man sich schließlich doch auf der mittleren Linie eines föderalistischen Verfassungsbündnisses mit dem Norden.[2]) Nur mit diesem Zugeständnis wurde das Ministerium Hohenlohe möglich, Preußen winkte Mitte Dezember offiziell von einem Eintritt in den Nordbund ab.[3]) Anfangs Januar wurde das Programm des Fürsten in einem halbamtlichen Artikel der Allgemeinen Zeitung bekanntgegeben. Er rechtfertigte Hohenlohes dreifachen Rückzug in der Programmfrage. Nacheinander kamen dann in demselben Blatt ein Freund Pfordtens und Hohenlohes zu Wort.[4]) Die Parteipublizistik bemächtigte sich sofort der hier ausgestreuten Mitteilungen und suchte Stellung zu nehmen zu dem Schlagwort des Hohenloheschen Programms: Verfassungsbündnis mit dem Norden.

Die Fortschrittspartei kam dem neuen Minister mit dem vollsten Vertrauen entgegen. Sie stützte es vor allem auf seine Augustrede.[5]) Auch die konservative Presse behandelt den Fürsten, den Bruder eines angesehenen Kardinals in Wien, anfänglich mit Wohlwollen. Doch muß der Volksbote offen gestehen, daß er sich bei dem Worte Verfassungsbündnis nichts Ordentliches denken könne.

Hohenlohes Reden vom 19. und 23. Januar hellten sein Programm für die breite Öffentlichkeit mehr und mehr auf. Seine Gedankengänge sind etwa:[6]) Bayern kann in seiner bisherigen Isolierung nicht weiterbestehen. Es muß sich wie bisher an eine Großmacht anlehnen. Militärische und wirtschaftliche Zusammenhänge weisen es auf Preußen hin. Historisch war es immer Bestandteil eines größeren Ganzen. Die Existenz der Mittelstaaten beruht auf dem Recht, nicht auf der Macht. An die Stelle des nun zerrissenen Rechtssystems des deutschen Bundes muß ein neues Rechtssystem, ein neuer Vertrag

[1]) Hohenlohe I, 178. v. Müller, Bayern 1866, S. 184 ff.

[2]) Hohenlohe I, 171, 179 ff., 184 ff. v. Müller, a. a. O., 4. Kapitel.

[3]) Hohenlohe I, 183. v. Müller, a. a. O., S. 199.

[4]) Allgemeine Zeitung 1867, 2., 9. Januar.

[5]) Bennigsen II, 71.

[6]) Hohenlohe I, 195. Döberl, Bayern und Deutschland, S. 115 ff. Schultheß 1867, S. 184. Riezlerfestschrift, S. 356 ff. v. Müller, Bayern 1866, 4. Kapitel.

errichtet werden. Das Prinzip der Gleichberechtigung soll ihn beherrschen. Die süddeutschen Staaten treten jeder für sich in ein Bundesverhältnis mit dem Norddeutschen Bund. Gewisse Gebiete der Gesetzgebung, so die militärischen und wirtschaftlichen, werden gemeinsam. §§ 3 und 4 des Entwurfs der norddeutschen Bundesverfassung werden hier zugrunde gelegt. Die Gesetzgebung auf diesen Gebieten ist an die Zustimmung einerseits des Norddeutschen Reichstags und Bundesrats, andrersseits der acht süddeutschen Kammern gebunden. Hier haben wir wieder das alte Liberum Veto. Gerade das war der wunde Punkt des Ganzen. Hier hat denn auch der Widerspruch Badens und des hinter ihm stehenden Bismarck eingesetzt. Sollte sich Preußen abermals den Schikanen des süddeutschen Partikularismus aussetzen? Sollte es sich auf eine Stufe mit den Besiegten stellen, aus reiner Noblesse? Von einem gemeinsamen Parlament des weiteren Bundes glaubte Hohenlohe absehen zu müssen.

Nun aber bestand noch eine große Schwierigkeit. Der weitere Bund war eine Verletzung des Prager Friedens. Er mußte Österreich, er mußte Frankreich auf den Plan rufen. Österreich mußte für die Annullierung von Artikel 4 des Prager Friedens gewonnen werden. Als Entschädigung dafür bot man ihm eine Allianz mit dem weiteren Bunde an. Wollte Österreich nicht, so sollte nicht darauf gewartet werden. So hätte also das ganze Werk Hohenlohes aus vier konzentrischen Kreisen bestanden: Innen lief der norddeutsche Bundesstaat, daran schloß sich die durch die Schutz- und Trutzbündnisse gegebene Allianz zwischen den Südstaaten und dem Nordbund, daran legte sich als neuer Ring das Verfassungsbündnis, der weitere Bund, und außen herum lief die Allianz zwischen diesem und Österreich.

Hohenlohe hat sein Projekt im Landtag nur bruchstückweise mitgeteilt. Den Hauptnachdruck legte er im Januar auf die militärische Allianz der Südstaaten mit dem Norddeutschen Bund. Er brauchte sie nicht mehr abzuschließen, er konnte sie bereits von seinem Vorgänger übernehmen. Aber er durfte die Augustverträge noch nicht offen mitteilen. Diese Allianz verletzte den Grundsatz der Gleichberechtigung. Sie sah im Kriegsfalle den preußischen Oberbefehl über die bayerische Armee vor. Nicht im Wortlaut, aber im Sinn einer militärischen Allianz lag auch eine Reorganisation des bayerischen Heeres nach preußischem Muster.[1])

[1]) Schultheß 1867, S. 186.



Die Linke konnte mit dem Programm Hohenlohes zufrieden sein. Wie sie vorausgesehen, hatte er einen Eintritt Bayerns in den Nordbund abgelehnt. Denn der Nordbund nähere sich zu sehr dem Einheitsstaat. Er würde Bayern mediatisieren. Am 23. Januar sprach ein Abgeordneter der Linken, Umbscheiden,[1]) die Zustimmung der Partei aus. Er deutete Hohenlohes Plan im Sinne einer deutschen Trias, einer alten Lieblingsidee Umbscheidens. Er erwartete von der Wiederherstellung eines mitteleuropäischen Staatenbundes den Wiedergewinn des europäischen Gleichgewichts, Möglichkeit einer allgemeinen Abrüstung, eines ewigen Weltfriedens. Für seine Erklärungen hatte er keinen Parteiauftrag. Aber er war vielleicht in Einzelheiten des Hohenloheschen Projektes eingeweiht. Er war mit dem Minister persönlich bekannt und befreundet und hat auch seinem Ministerium die Wege bahnen helfen. Hohenlohe hat seine Rede vom 23. Januar begeistert hingenommen.[2])

Für den gleichen Tag hatten als Antwort auf Hohenlohes Programmrede auch die übrigen Parteien des Landtags Anträge vorbereitet, motivierte Anträge zur Tagesordnung. Nach dem Beispiel der Fortschrittspartei zogen sie indes dieselben wieder zurück.[3])

Der Antrag des linken Zentrums deckte sich in seinen positiven und negativen Punkten fast genau mit dem Programm des Ministers. Der Antrag des rechten Zentrums stieß sich an dem preußischen Oberkommando im Kriege. Er sah hierin den Pferdefuß der preußischen Hegemonie. Er verlangte für das anzustrebende Bündnis den Grundsatz vollster Gleichberechtigung. Wenn der König von Bayern den Fall als gegeben erachte, daß die Unversehrtheit des deutschen Gebietes durch einen Angriff des Auslandes bedroht sei, dann solle das bayerische Heer an der Seite des preußischen in den Kampf treten.

Die Rechte war diesem Antrag nicht beigetreten. Sie hielt sich abseits und suchte durch Jörg eine Aussprache über das Sachliche des ursprünglichen Antrags der Linken herbeizuführen. Es gelang ihr nicht. Sämtliche Parteien erklärten sich durch Zurücknahme ihrer Anträge mit dem Hohenloheschen Programm einverstanden. Verfolgen wir nun an der Hand der Publizistik, ob diese Übereinstimmung auch in den Massen der Parteien vorhanden war!

---

[1]) Riezlerfestschrift, S. 356.

[2]) Schultheß 1867, S. 186.

[3]) Schultheß 1867, S. 187.

Die Rechte wollte gewiß keine dauernde Trennung Deutschlands. Der alte deutsche Bund hatte ihrem Ideal einer deutschen Verfassung vollkommen entsprochen. Sie glaubte nicht an den Erfolg einer bayerischen Großmachtpolitik. Auch sie wollte Bayern an eine Großmacht angelehnt wissen. Aber sie wollte es am liebsten im Bunde mit Österreich. Dieses Österreich war nun durch den Prager Frieden aus Deutschland ausgeschlossen. Es war ein Leichnam. Man hoffte, innere Reformen würden diesen Leichnam bald wieder galvanisieren. Bayern sollte sich solange unabhängig erhalten, bis Österreich wieder bündnisfähig sei. Bis dahin solle es kleindeutschen, zentralistischen Werbungen standhaft widerstehen. Als einziger Verkehr in dieser vielleicht langen Wartezeit solle ihm Frankreich gestattet sein. Frankreich war jetzt der einzige Hort des Katholizismus. Es war neben Preußen die stärkste Macht des Kontinents. Man erinnerte sich in altbayerischen Kreisen der traditionellen Gunst der Napoleoniden gegen Bayern wieder.[1]) Frankreich konnte allein der sogenannten deutschen Mission, den Ausdehnungsbestrebungen Preußens Einhalt tun. Hatte doch Frankreich 1866, um ein späteres Wort Schäffle's zu gebrauchen, die preußische Annexionslokomotive am Main zum Stehen gebracht. Hatte es doch den Südstaaten ihre internationale Unabhängigkeit erhalten. Immerhin wurde die Idee einer bayerischen Anlehnung an Frankreich nur von vereinzelten Fanatikern der Partei vorgetragen. Der Rheinbund wurde gern als Schreckmittel für die Zentralisten gebraucht. Man drohte mit Frankreich: so der Volksbote, so die Broschüren „Bayern und das politische Programm des Fürsten von Hohenlohe“ und „Betrachtungen über die auswärtige Politik Bayerns“. Doch drückte man sich immerhin vorsichtig aus. Die erstgenannte Flugschrift erklärte: In einem deutsch-französischen Kriege sei ein Sieg Frankreichs der ohne Vergleich günstigere Fall. Denn nichts fürchtete man so sehr als preußische Siege. Preußische Siege zertrümmerten uralte Throne, ruinierten die Freunde, vernichteten die Feinde. Preußische Siege hätten Deutschland hinter 1806 zurückgeschlagen.[2]) Nicht Frankreich, sondern Preußen sei zur Zeit das bewegende Prinzip in Europa, so erklärte die erstgenannte Flugschrift. Wer Preußen unterstütze, fördere den Krieg. Wer sich Preußen versage, helfe dem Frieden. Die Flugschrift: „Preußens

[1]) Bayern und das politische Programm des Fürsten von Hohenlohe, München 1867, Lentner.

[2]) Augsburger Postzeitung 1866, 4. September.

Unberuf“[1]) geht noch weiter. Sie betrachtet Preußen geradezu als die Verkörperung des „dämonischen Prinzips“, des wurzelhaft Bösen. Der Norddeutsche Bund sei ein Kind des Unrechts, der brutalen Vergewaltigung. Und weiter argumentiert man: Aus Unrecht kann nicht Recht werden. Ein Bündnis mit Preußen sei ein Ja zu seinen Rechtsbrüchen und Brutalitäten. Preußen verdiene nur als gewalttätiger Nachbar behandelt zu werden. Ein flüchtiger Gruß auf der Straße höchstens, aber keine weitere Intimität. Ein Bündnis Bayerns mit Preußen sei ein Bündnis des Schwachen mit dem Starken. Es fordere ein Land wie Preußen geradezu zum Mißbrauch heraus. Von Frankreich drohe augenblicklich kein Krieg. Daher fehle jede Veranlassung für eine Allianz Bayerns mit Preußen. Preußen würde die damit gewonnene Stärkung seiner Macht nur gegen Österreich kehren. Dessen Aufteilung sei das nächste Ziel seiner Politik. Mit Hilfe dieses Machtzuwachses würde es dann Kleindeutschland vollends zu seinem Vasall herabdrücken können.[2])

Das sind im Frühjahr 1867 die Anschauungen eines Teils der altbayerischen Presse. Volksbote und Augsburger Postzeitung nehmen daran Teil. Eine gemäßigte Gruppe der Rechten denkt nicht so schlimm von einem preußisch-bayerischen Verfassungsbündnis. Wir finden diese Richtung vertreten in den Historisch-Politischen Blättern, in der klerikalen Broschüre: „Sendschreiben an den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freising über die Haltung, welche der Katholik den politischen Veränderungen und Ereignissen der jüngsten Zeit gegenüber einnehmen soll.“ Jörg schließt sich im Frühjahr 1867 freudig der Politik des Mainzer Bischofs von Ketteler an. Ketteler hat als erster von den süddeutschen Kirchenfürsten sich auf den Boden der neuen Tatsachen gestellt.[3]) Wie er, so fordert auch Jörg zur Abfindung mit Preußen, zur Versöhnung auf. Er ruft zur Versöhnung zwischen Preußen und den Südstaaten, zwischen Preußen und Österreich. Kleindeutschland müsse aufgerichtet werden, aber immer mit offenen Armen gegen Österreich. Wenn Österreich nicht komme, so müsse man sich eben ohne es einzurichten suchen. Anschluß an Preußen bedeute keine Anerkennung des Unrechts. Preußen habe nicht mutwillig den Bruderkrieg heraufbeschworen, es habe aus Notwehr

[1]) Eine aus dem Englischen übersetzte Kritik der von Kettelerschen Schrift: Deutschland nach dem Kriege von 1866, München 1867, Lentner.

[2]) Bayern und das politische Programm des Fürsten von Hohenlohe.

[3]) O. Pfülf, Bischof von Ketteler (1899) II, 276 ff.



gehandelt. Es habe mit der Fortschrittspartei im eigenen Land einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen gehabt, es habe Österreich ein Bündnis gegen die Demokratie auf der Grundlage der Solidarität der monarchischen Interessen angeboten, sei aber von ihm im Stiche gelassen worden.[1]) Jörg ruft nach Mitteleuropa. Preußen müsse es durch Zurücknahme seiner Annexionen erst ermöglichen. Nur ein kaiserliches, kein königliches Deutschland sei lebensfähig. Der preußische Geist aber sei königlich, nicht kaiserlich. Ein Grundzug im preußischen Wesen sei der Mangel an Noblesse. Es habe 1866 soviel Gelegenheit gehabt, nobel zu sein. Aber es habe gerade das Gegenteil davon getan. Jörg stimmt trotzdem dem Hohenloheschen Programm und zwar vor allem mit Rücksicht auf seine Wirkung auf Frankreich bei. Registriert doch das Programm den sinkenden Barometerstand des französischen Einflusses in Deutschland. Jörg gehört zu den erbittertsten Feinden des napoleonischen Systems.[2])

Das „Sendschreiben“ geht in seiner Sympathie für Preußen sogar noch über Jörg hinaus.[3]) Nicht ohne Grund vermutet daher der Volksbote, sein Verfasser sei im preußischen Gesandtschaftspalais in München zu suchen. Es findet das Verhältnis zwischen Kirche und Staat nirgends so ideal geordnet wie gerade in Preußen. In Preußen erfreuten sich die Katholiken einer größeren Vorzugsstellung als selbst in Österreich, ja selbst in Bayern. Die Schrift verteidigt insbesondere auch die preußischen Annexionen. Eine klerikale Gegenbroschüre „Morgenröte einer besseren Zukunft für Deutschland“ sucht die hier vorgetragenen Behauptungen über die Stellung der Katholiken in Preußen zu entkräften. Sie weist die Katholiken auf Österreich und besonders auf Frankreich hin. Eine fanatische, von den Gegnern als „Austromanie“ verspottete Vorliebe für Österreich macht sich hier breit. Der Verfasser des ersten veröffentlicht 1868 ein neues Sendschreiben als Antwort auf die Morgenröte. Unterdessen war in Österreich das Konkordat gekündigt und das ganze Staatswesen in liberalem Sinne umgestaltet worden. Österreich hatte für die Katholiken jedes Interesse verloren. So blieb denn dieses zweite Sendschreiben ohne Antwort.

Eine Flugschrift „Bayerns natürliche Grenzen“ fordert Bayern zur Annexion Deutsch-Österreichs auf.[4]) Ihr Verfasser mag wohl der

---

[1]) Historisch-Politische Blätter LVIII (1866), 23.

[2]) Historisch-Politische Blätter LIX (1867), 22.

[3]) Verlag Cäsar Fritsch, München 1867.

[4]) Verlag Cäsar Fritsch, München 1867.

altbayerischen Partei angehören. Die Schrift ist preußenfeindlich, antizentralistisch. Den Norddeutschen Bund nennt sie ein „re vera non ens“. Großbayerische Ideen lagen den Altbayern nie fern. Treitschke erwähnt ihrer im ersten Band von „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“ gerade für das Jahr nach dem deutschen Bruderkrieg. In der Allgemeinen Zeitung werden um die Jahreswende 1866/67 dem Fürsten Hohenlohe wiederholt Absichten auf moralische und politische Eroberung Deutsch-Österreichs nahegelegt. Seine Programmrede spricht von der Gefahr einer Slavisierung Österreichs. Wegen dieser Gefahr lehnt sie einen Anschluß Bayerns an Österreich ab. Wegen dieser Gefahr gerade fordert jene Broschüre Vereinigung Österreichs mit Bayern. Sie will das ganze Gebiet des einstigen bayerischen Stammes wieder zusammenfassen. Dem Ideal der natürlichen Grenzen sei Bayern 1809 am nächsten gewesen.

Die Mittelpartei äußert sich gegenüber dem Programm des Ministers durchaus zustimmend. Der Nürnberger Korrespondent will die Mittelpartei als die ministerielle angesprochen wissen. Denn zwischen ihrem und dem ministeriellen Programm bestünden die wenigsten Differenzpunkte.[1]) Für inspiriert gilt die Flugschrift: „Bayern und die deutsche Frage. Eine Antwort auf die Broschüre: Bayern und das politische Programm des Fürsten Hohenlohe“.[2]) Sie macht Front gegen die Gefühlspolitik der partikularistischen Flugschrift, gegen jenes Gefühl des beleidigten Stolzes, gegen den prinzipienfesten Idealismus. Ein Sieg, so wird hier ausgeführt, ist immer ein Gottesurteil. Unzählige Rechtsverhältnisse finden ihre Lösung durch den Sieg der Gewalt, des Unrechts. Der Sieg begründet immer ein neues Recht, auch wenn der durch ihn beendete Krieg ein ungerechter war. Mit Preußen hat der Nationalismus gesiegt. Der Nationalismus ist eine unwiderstehliche Macht. Sie zermalmt alle, die sich ihr in den Weg stellen. Ein bayerischer Staatsmann hat nicht bloß Jurist, sondern auch Historiker und Philosoph zu sein. Bayern hat die ruhmwürdige Aufgabe, die Idee des Deutschen Reiches zu retten. Es muß ein Kristallisationspunkt werden für die zerfallenden deutschen Verhältnisse. Ein wiedervereinigtes Deutschland kann auch die vertriebenen Fürsten von Hannover, Kurhessen, Schleswig-Holstein wieder in ihre Rechte einsetzen. Fröbel betrachtet in der Allgemeinen Zeitung diese

[1]) Nürnberger Korrespondent 1867: 29. Januar, 9. Februar.

[2]) Verlag Franz, München 1867.



Schrift als offiziell.[1]) Er eignet sich ganz den hier vorgetragenen Rechtsstandpunkt an. Das alte Recht, die Legitimität, müsse von Zeit zu Zeit durch eine Revolution befruchtet werden. So entstehe aus der Legitimität die Legalität. In der Politik gelte nur die Absicht, nicht die Ansicht, die Tat, nicht der Gedanke. Bismarck habe uns alle von dem Kribskrabs der Imagination geheilt. Auch sonst findet das Hohenlohesche Programm in der Allgemeinen Zeitung warme Fürsprecher. Die bayerische Isolierung, so ruft ein konservativer Korrespondent aus, fange bereits an, tragikomisch zu werden. „Frisch heran an das, was man muß!“ [2])

Eigene Wege gehen die Betrachtungen eines Großdeutschen aus dem Februar 1867: „Über den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund.“ Die Schrift[3]) gibt sich als Antwort auf die im vorigen Kapitel erwähnten Spätherbstbetrachtungen eines Süddeutschen. Sie stehen ganz unter dem Banne der Angst vor dem deutschen Einheitsstaat. Sie verwerfen einen einseitigen Anschluß der Südstaaten an den Nordbund. Ohne Österreich entwickle sich ein deutscher Bundesstaat unfehlbar zu einem Einheitsstaat. Das Prinzip der Gleichberechtigung der Glieder werde am besten durch die Aufrichtung einer deutschen Trias gewahrt. Nordbund, Südbund, Österreich sollen in ein völkerrechtliches Verhältnis zueinander treten. Zweck soll sein die gemeinsame Verteidigung des gegenseitigen Besitzes gegen Angriffe des Auslands. Das Band sollte also wesentlich militärischer Natur sein. Es genügte genaue Feststellung dessen, was jeder der Staaten im Kriegsfalle zu leisten hatte. Der Verfasser knüpft an Ideen Umbscheidens an. Er zitiert zwei Sätze aus seiner Kammerrede vom 23. Januar, nennt aber seinen Namen nicht. Die Fortschrittspartei hat der geistvollen und gewandten Flugschrift ihre Anerkennung nicht versagt, aber ihre Grundgedanken abgelehnt. Sie haßte die Trias. Denn die Trias bedeutete ihr nur Neuauflage des Dualismus vom alten Deutschen Bund, Restauration des unheilvollen österreichischen Einflusses auf Deutschland.[4])

Die Linke betrachtete von Anfang an das neue Ministerium als ein Werkzeug zur Ausführung ihres Programms. War doch Hohenlohe schon 1849 für das kleindeutsche Programm, war er doch

[1]) Allgemeine Zeitung 1867, 17. April.

[2]) Allgemeine Zeitung 1867, 2. Februar.

[3]) Verlag G. Kaiser, München 1867.

[4]) Wochenschrift 1867, 2., 9. März; „Bayern und der Zollverein“ (1867), S. 15.

noch im August vorigen Jahres für Eintritt Bayerns in den Nordbund eingetreten.[1]) Jetzt lehnte er einen solchen zwar ab.[2]) Sein Ministerium war eben nur um den Preis eines Verzichts auf den deutschen Bundesstaat möglich geworden. Aber die Linke betrachtete ihn doch als ihren Minister. „Das Ministerium Hohenlohe begrüßen wir. Wir fahren jedenfalls zusammen nach Augsburg. Ob wir die Reise nach Berlin fortsetzen werden, oder ob sich dann Hohenlohe von uns trennen wird, wird die Zeit lehren." Diesen Ausspruch Barths berichtet uns der durch die Linke mit Hilfe Hohenlohes gestürzte reaktionäre Justizminister Eduard von Bomhard.[3]) Männer wie Bomhard haben das Ministerium Hohenlohe jederzeit als ein Ministerium der Linken und nicht des Zentrums angesehen.[4]) Die Linke blickte im Frühjahr 1867 mit rückhaltlosem Vertrauen auf den Fürsten. Dieses Vertrauen spricht ganz besonders aus der Flugschrift „Über den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund. 2. Hohenlohe, Bayern und Deutschland. Fortsetzung der Spätherbstbetrachtungen eines Süddeutschen im Frühjahr 1867".[5]) Die Linke glaubte nicht an das Gelingen des Hohenloheschen weiteren Bundes.[6]) Aber sie begrüßte ihn doch als einen Versuch zur Wiedervereinigung Deutschlands. Die Form dieser Wiedervereinigung hing doch in letzter Linie nicht von Hohenlohe, sondern von Bismarck ab.

Die bürgerliche Demokratie in Bayern hat gegen Ende der sechziger Jahre eine sehr schroffe Stellung zum Ministerium Hohenlohe eingenommen. Vom Anfang an war dies jedoch nicht so. Sie betrachtete das Ministerium als halbwegs demokratisch. Sie traute dem Fürsten zu, daß er an Bayern den Wahlspruch seines Wappens zur Wahrheit mache: Ex flammis orior.[7]) Seinem weiteren Bund standen die Demokraten mit ihrem Föderalismus näher als die Fortschrittspartei.

Hohenlohe hat sein Staatenbundprojekt im April zum Gegenstand einer diplomatischen Mission gemacht. Es ist dies die Mission des Grafen Tauffkirchen an die Höfe von Berlin und Wien.[8]) Diese

[1]) Wochenschrift 1867, 26. Januar: „Vom Landtag". Eduard v. Bomhard, ein Lebensbild, S. 132.

[2]) Wochenschrift 1867, 26. Januar: „Vom Landtag".

[3]) Eduard v. Bomhard, S. 132. Hohenlohe I, 158.

[4]) Eduard v. Bomhard, S. 115 ff.

[5]) Verlag Beck, Nördlingen 1867.

[6]) „Bayern und der Zollverein" (1867), S. 13—16.

[7]) Nürnberger Anzeiger 1867, Nr. 4, 5.

[8]) v. Müller, Die Tauffkirchensche Mission, Riezlerfestschrift (1913).

Mission ist in der bayerischen Publizistik viel besprochen worden. Sie bedeutet einen ersten Schritt zu dem erst zwölf Jahre später verwirklichten Zweibund. Von der konservativen Presse wurde sie damals scharf angegriffen. Man prophezeite ihr von vornherein den Mißerfolg, den sie in der Tat gehabt hat.[1]) Man tadelte ihren kindlichen Optimismus („Betrachtungen über die auswärtige Politik Bayerns"), man verstand die ablehnende Haltung Österreichs. Österreich durfte sich die Freiheit seines Handelns nicht durch wertlose Versprechungen Preußens, aus reiner Gefühlsduselei heraus, nehmen lassen. Man gönnte Hohenlohe den Mißerfolg. Man betrachtete ihn als neuen Beweis seiner mangelnden Befähigung zum Staatsmann. Der schleswigische Hauptmann a. D. hatte schon im März in einer Flugschrift: „Entlarvung des Programms des Fürsten von Hohenlohe und Prinzen von Ratibor und Corvei" dieses Thema zu Tode gehetzt.[2]) Auch von fortschrittlicher Seite wurde die Tauffkirchensche Mission nicht besonders respektvoll besprochen. Dasselbe gilt von der demokratischen Presse. Dasselbe gilt von der Allgemeinen Zeitung.[3]) Hier unterstreicht 1867 der n-Korrespondent in Betrachtungen über die Halbheit der deutschen Politik Hohenlohes die der Mission zu Grunde liegende Unentschiedenheit. Bayern könne nicht zwei Herren dienen: Entweder glaube es an die Zukunft des Zentralismus in Deutschland, dann soll es seinem Siegeszug keine Hindernisse in den Weg legen. Oder es glaube nicht daran, dann soll es nur abwarten. Halbe Maßregeln, Kompromisse seien das Schlimmste. Das günstigste Urteil über die Tauffkirchensche Mission fällt Hohenlohe selber[4]) und ein Südbundspolitiker, R. Benfey, in seiner 1870 veröffentlichten Schrift: „Bayerns Stellung zur deutschen Frage".[5])

Die Politik des weiteren Bundes ist erfolglos geblieben. Schon im Mai 1867 gelangte sie infolge des Eingreifens Bismarcks auf ein totes Geleise. Im Oktober 1867 hat Hohenlohe in einer zweiten Programmrede weitere Aufschlüsse darüber gegeben.[6]) Dadurch und durch die Eröffnungen des badischen Ministers v. Freydorf[7]) in der

[1]) Augsburger Postzeitung 1867, Nummern von Mitte April.

[2]) Von dem Verfasser stammt auch eine „Verfassungsmäßige Beschwerde gegen sämtliche Staatsminister," die sich ebenfalls gegen Hohenlohe wendet.

[3]) Allgemeine Zeitung 1867, Korrespondent n: 13., 15., 18. Oktober.

[4]) Schultheß 1870, S. 166.

[5]) R. Benfey, „Bayerns Stellung zur deutschen Frage", München 1870.

[6]) Hohenlohe I, 168.

[7]) Schultheß 1867, S. 225.



badischen Kammer ist in der breiten Öffentlichkeit erst die Diskussion darüber möglich geworden. Jörg hat 1870 in seiner Anklagerede gegen Hohenlohe seine Oktobererklärung 1867 als den Höhepunkt seiner Anschlußpolitik bezeichnet.[1]) Hierin sei er dem Programm der Fortschrittspartei am nächsten gekommen. Hier habe er sein wahres Gesicht gezeigt. Sein wahres Ziel sei die Vernichtung der bayerischen Selbständigkeit gewesen. Ebenso mißgünstig urteilen jetzt über Hohenlohe die „Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Deutschlands",[2]) und 1868 die „Betrachtungen über die auswärtige Politik Bayerns".[3]) Erstere weisen auf die wachsende Bedeutung Österreichs hin. Letztere führen aus: Hohenlohes Politik zerreibe sich in dem Streben nach dem Unmöglichen. Sie suche in einem Kleindeutschland ein selbständiges Bayern zu erhalten. Ein selbständiges Bayern aber müsse Hauptziel, ein einiges Deutschland aber könne nur Nebenziel der bayerischen Politik sein. Die Mittelpartei stellte sich gegenüber der ministeriellen Politik mehr und mehr auf wohlwollende Neutralität ein. Hingerissenen Enthusiasmus hat sie in ihren Reihen nie erregt. Der Nürnberger Korrespondent verhielt sich kühl abwartend, rückte mehr und mehr von Hohenlohe ab. In der Allgemeinen Zeitung fand seine Politik in dem n-Korrespondenten einen skeptischen Analytiker.[4]) Wie bei allen Parteien, so wachsen auch bei der Mittelpartei die Widerstände gegen Preußen. Wir können dies an der Hand der Leitartikel des Mitarbeiters des Nürnberger Korrespondenten verfolgen.[5]) Die Verfassungsberatungen des norddeutschen Reichstags erregten das Entsetzen aller wahren Föderalisten. Preußens Diktatur in den annektierten Gebieten konnte nicht für Preußen einnehmen. Der Nordbund näherte sich mehr und mehr dem Einheitsstaat. Schon dankte der Fürst von Waldeck freiwillig ab.

Der Verfasser der Flugschrift „Die Aufgabe Bayerns, aus der Mappe eines Publizisten," in den Augusttagen 1867 niedergeschrieben, steht dem Hohenloheschen Programm ungewöhnlich nahe.[6]) Er nimmt seine Oktobererklärung schon vorweg. Er zerlegt das anzustrebende

---

[1]) Schultheß 1870, S. 161.

[2]) Verlag Kaiser, München 1867.

[3]) Verlag Kaiser, München 1868.

[4]) Allgemeine Zeitung 1867, Korrespondent n: 13., 15., 18. Oktober.

[5]) Nürnberger Korrespondent 1867, y-Artikel: 21., 30. Juli; 9., 11. August; 15., 24. September; 1., 13., 29. Oktober; 1., 22., 25. Dezember.

[6]) Veröffentlicht gelegentlich der Wahlen zum deutschen Zollparlament.

Verfassungsbündnis mit dem Nordbund in ein staatsrechtliches, unkündbares und ein völkerrechtliches, kündbares. Er geht alle Gegenstände von § 3 und 4 der norddeutschen Bundesverfassung sorgsam durch und prüft sie hinsichtlich ihrer Verwendbarkeit für eine gemeinsame deutsche Bundesgesetzgebung. Er findet am schwierigsten das Ziehen der „Demarkationslinie“. Einem Volleintritt in den Nordbund ist er ganz und gar abgeneigt.

Die demokratische Partei rückt von dem Ministerium Hohenlohe mehr und mehr ab. Die durch Hohenlohe eingeleitete Militarisierung des Südens zerstört ihre kurze Freundschaft mit dem Fürsten.[1])

Die Fortschrittspartei hält am treuesten an seiner Seite aus. Hartnäckig verwirft sie zwar seinen weiteren Bund.[2]) Sie kann sich angesichts des vierstöckigen Gebäudes eines Schwindelgefühls nicht erwehren. Sie klagt: In der ungewohnten Umgebung des Amtes gleiche die Willenskraft des Fürsten mehr einer Weide als einer Eiche. Aber sie gibt sich doch immer wieder mit seiner Kompromißpolitik zufrieden. Denn die Öffnung seines Visiers mußte sofort ein Ministerium von Thüngen auf den Plan rufen.[3]) Barth spricht dem Minister im Oktober vor der Kammer offen das Vertrauen der Partei aus.[4]) Nur eine mit den bayerischen Verhältnissen, mit dem Gepräge der Wittelsbachischen Dynastie nicht näher vertraute Persönlichkeit wie Baumgarten konnte auf Grund des Oktoberprogramms das Ministerium Hohenlohe als ein Unglück für die nationale Sache bezeichnen und dessen Abgang in jedem Belang für vorteilhaft ansehen.[5])

III. Kapitel.

Allianzverträge und Luxemburger Frage.

Bei seiner Übernahme des Ministeriums hatte Hohenlohe die von Pfordten abgeschlossene Allianz Bayerns mit Preußen vorgefunden. Hier garantierten sich der König von Preußen und der König von Bayern gegenseitig die Integrität ihres Gebietes. Das bayerische Heer ward für den Kriegsfall der preußischen Kommandogewalt unterstellt.

[1]) Nürnberger Anzeiger 1867, 16. September.

[2]) Wochenschrift 1867, 19. Oktober; „Bayern und der Zollverein,“ S. 15.

[3]) Wochenschrift 1867, 12. Oktober.

[4]) „Bayern und der Zollverein,“ 1867, S. 13—16.

[5]) Bennigsen II, 154.

Hohenlohes weiterer Bund ist im gewissen Sinne nichts anderes als der Versuch einer loyalen Durchführung der Allianz, ihrer dauernden Sicherung durch die Schranken eines Verfassungsbündnisses.[1]) In der Januarrede durfte Hohenlohe den Wortlaut des Geheimvertrags noch nicht mitteilen. Er hat aber sein Programm ganz darauf aufgebaut. Hohenlohe legte das militärische Bündnis im Sinne der Gleichberechtigung aus. Vor seiner Abreise zu den Stuttgarter Militärkonferenzen, Anfang Februar, erklärte er den Reichsräten auf eine Interpellation von Thüngens hin: Das Bündnis behalte beiden Teilen die Entschlußfreiheit nicht gleichmäßig vor, sondern beschränke sie gleichmäßig.[2]) Die extrem konservative Presse gab sich damals mit dieser Erklärung des Ministers nicht zufrieden. Der Augsburger Postzeitung dagegen erschien Hohenlohe auf seinem ununterbrochenen Rückzug in der deutschen Frage bereits bei Pfordten angelangt.[3]) Bei den immer heftiger werdenden flugschriftlichen Angriffen im Februar 1867 mußte Hohenlohe eine baldige Veröffentlichung der Geheimallianz nur wünschenswert erscheinen.[4]) Er wollte damit seine Position im Lande stärken. Er wollte die Angriffe auf Bismarck und Pfordten ableiten. Er sondierte bei Bismarck. Bismarck würdigte Hohenlohes Gründe. Er wollte nur noch die Thiers'schen Interpellationen in der französischen Kammer abwarten. Er empfahl einstweilen scheinbare Indiskretionen in der Presse. Hohenlohe scheint indes auf letztere Anregung nicht eingegangen zu sein. Gerüchte über das Bestehen eines Geheimvertrages schwirrten schon seit dem Herbst 1866 durch die Presse. Auch ein Brief Völks an Bennigsen vom 7. Januar 1867 erwähnt ihrer. Die Luxemburger Verwicklung sollte den unmittelbaren Anstoß zur Bekanntgabe der Augustverträge bilden.

Das Großherzogtum Luxemburg sollte durch Kauf von seinem Besitzer, dem König von Holland, an Napoleon übergehen. Bis 1866 hatte es zum Deutschen Bunde gehört. In den Norddeutschen Bund war es auf seinen Wunsch hin nicht aufgenommen worden. Die Hauptstadt des Ländchens war Bundesfestung gewesen. Sie sollte die Rheinlande gegen Übergriffe von seiten Frankreichs decken. Die heilige Allianz hatte das Besatzungsrecht Preußen übertragen. Auch nach

[1]) Hohenlohe I, 425.

[2]) Volksbote 1867, 2. Februar; Wochenschrift 1867, 9. Februar, S. 51.

[3]) Augsburger Postzeitung 1867, 14., 16., 19. Februar.

[4]) Hohenlohe I, 203. E. Vogt, Die hessische Politik in der Zeit der Reichsgründung (1914), S. 39, Anm. 2.

Auflösung des Deutschen Bundes war die preußische Garnison in der Festung verblieben. Die Bevölkerung des Ländchens bildeten Deutsche. Doch hielt sich ihr Deutschtum nur mühsam gegenüber französischen Kultureinflüssen aufrecht. Seit Mitte März 1867 verdichteten sich die Verkaufsgerüchte. Die nationalliberale Presse schlug sofort Lärm. Die großdeutsche dagegen verdächtigte den Grafen Bismarck: Er habe dem Franzosenkaiser das Großherzogtum als Kompensation versprochen. Am 18. März interpellierte von Carlowitz im norddeutschen Reichstag: Ob jene Gerüchte auf Wahrheit beruhten? Von dem einstigen Bundesgebiete bröckle leider ein Stück um das andere ab. Auf Limburg folge nun Luxemburg, vielleicht auch Nordschleswig. Ja sogar der deutschen Südstaaten sei man nicht einmal sicher. Denn ihre internationale Stellung gewähre ihnen volle Bündnisfreiheit. Daraufhin deutete Bismarck das Bestehen der Geheimverträge an.[1]) Am nächsten Tage brachten der preußische Staatsanzeiger und übereinstimmend damit die Bayerische Zeitung den Wortlaut der Allianzverträge. Die bayerische Veröffentlichung war von einem aus Tauffkirchens Feder stammenden sehr heftigen Kommentar begleitet.[2]) Er verteidigte die Hohenlohe'sche Politik gegen die in letzter Zeit von der Rechten erhobenen Angriffe. Er nahm sie besonders gegen den Vorwurf des „Hinwinselns an Preußen" in Schutz. Mit den Partikularisten sei überhaupt nicht zu diskutieren.

Aber auch die Zentralisten innerhalb wie außerhalb des Landes kamen im Kommentar schlecht weg. Nur die Mittelpartei blieb von der ministeriellen Kritik verschont.

Die konservative Presse war schon über den Kommentar empört. Mit den Stützen des Thrones sollte das Ministerium überhaupt nicht diskutieren wollen. Das ging zu weit. Noch mehr aber empörte der Inhalt der Verträge selbst.[3]) Die Rechte fragte sich sofort: Gegen wen sind die Verträge gerichtet? Doch wohl nur gegen Österreich. Österreich aber galt der Rechten als Noli me tangere. Einen zweiten Bruderkrieg wollte man nicht wieder erleben. Die Rechte sah im Vertrag weniger die nationale Tat als einen Erfolg des Großpreußentums. Er spannte die Südstaaten an den preußischen Triumphwagen. Er war vom Sieger diktiert. Er war die größte den tapferen Bayern angetane Schmach. Landabtretung sei in jedem Fall dem Verlust der

[1]) E. Brandenburg, Die Reichsgründung II (1916), S. 251.

[2]) Bayerische Zeitung 1867, 19. März.

[3]) Volksbote 1867, 21. März.

Freiheit und Ehre vorzuziehen gewesen. Letztere Ansicht vertritt nicht nur Zander im Volksboten, sondern auch Jörg in den Historisch-Politischen Blättern.[1]) Die Auslegung des Vertrages — so sah man voraus — würde immer der Stärkere bestimmen. Bayern habe sich entweder der preußischen Auffassung anzuschließen oder von Preußen als Feind behandeln zu lassen. Jeder Krieg, ob Offensiv- oder Defensivkrieg, bedrohe die Integrität des beiderseitigen Gebietes. So werde Bayern ganz zum Vasall Preußens. Der Vertrag bedeute die politische, militärische und diplomatische Abdankung Bayerns. Eine eigene Stellung in der konservativen Presse nimmt wieder Jörg ein.[2]) Er bedauert zwar die politische Abdankung Bayerns. Doch betrachtet er in erster Linie die Wirkung der Verträge auf Frankreich. Napoleon — so jubelt er — sei fortan als Bundesgenosse deutscher Fürsten unmöglich. Er sei zum Gespött der Pariser Gassenjungen geworden. Man habe ihm bereits zur Abdankung geraten. Jörg bedauert die Mediatisierung des Landes. Aber er schiebt die Schuld nicht auf die gegenwärtige Regierung, sondern auf das ganze seit 1848 herrschende System. Die Aufsaugung Bayerns sei nur die Strafe für die unselige Schaukelpolitik Max II., für seine Untreue gegen Österreich und den Katholizismus, sein Bündnis mit dem Liberalismus und Gothaismus.[3])

Die Mittelpartei nahm die Verträge mit geteilten Empfindungen auf. In der Allgemeinen Zeitung suchen zwei als halbamtlich geltende Artikel die Bedeutung der Verträge abzuschwächen.[4]) Die Allianz wird hier grundsätzlich als Defensivallianz aufgefaßt. Sie behalte Bayern die volle Entscheidung über den Bündnisfall vor. Wiederholt wird in der Allgemeinen Zeitung das Verhältnis zwischen den Allianzverträgen und dem Prager Friedensvertrag erörtert. Im Frühjahr 1868 tobt sich in den Spalten der Zeitung eine heftige Fehde für und wider die Allianzverträge aus.[5]) Ein Großdeutscher (Schäffle?) greift die Verträge scharf an. Er hält sie für unpraktisch, für nicht ernst gemeint, die Südstaaten einseitig belastend. Sie legten nur den Südstaaten, nicht zugleich auch Preußen Pflichten auf. Sie hätten entweder gar nicht oder nur mit einer Klausel geschlossen werden sollen. Diese

[1]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 43; 48.

[2]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 43; 48.

[3]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 48; 62.

[4]) Allgemeine Zeitung 1867, 28. März, 3., 14. April. Siehe Rapp, Die Württemberger und die nationale Frage, S. 226.

[5]) Allgemeine Zeitung 1868, 10. Oktob. B, 24. Oktob. Beil., 5., 6., 16. Oktob. A B.

Klausel hätte Preußen die Besetzung und Instandhaltung der ehemaligen süddeutschen Bundesfestungen zur Pflicht machen müssen. Ohne eine solche Klausel stünden die Südstaaten im Kriegsfalle doch für sich allein, bestimmt „zwischen den österreichischen und den französischen Streitkräften wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben zu werden".

Die Stellung der Demokratie zu den Allianzverträgen ist durch ihren nie verstummenden Protest gegen den Militarismus bestimmt. Sie begrüßte in den Verträgen höchstens die Sicherung vor neuen Einflüssen Habsburgs oder Frankreichs. Aber sie stemmte sich gegen jede Übertragung des preußischen Militarismus auf die bis jetzt verschonten Länder des deutschen Südens.[1])

Die Fortschrittspartei sah in den Allianzverträgen eine der Hauptforderungen ihres Stuttgarter Programms vom Oktober 1866 und ihres Kammerantrags vom Januar 1867 erfüllt. Gleich nach der Veröffentlichung zwar herrschte auch hier eine Art Verblüffung über die angebliche Irreführung durch die Staatsregierung vor.[2]) Die Rechte ließ ihren Zorn gegen Pfordten und Hohenlohe zugleich spielen. Die Linke nahm Hohenlohe gegen den Vorwurf bewußter Irreführung in Schutz. Pfordten habe dem Lande seine unverletzte Selbständigkeit vorgetäuscht, in Hohenlohes Programm dagegen sei jeder Satz mit den Allianzverträgen in Einklang zu bringen. Mit dem Programm hätten die Parteien im voraus auch den Allianzvertrag angenommen. Er sei daher ohne weitere Abstimmung schon gültig. Die Kammer hätte ihn als Bestandteil des Friedensvertrages unter keinen Umständen ablehnen können. Die Entscheidung über den Bündnisfall sei der jeweiligen Einflußnahme der Kammer zwar entrückt. Aber das Budgetrecht sichere ihr doch eine wichtige Einwirkung auf die Durchführung des Bündnisfalles. Die Regierung dürfe sich durch die Voraussicht einer negativen Entscheidung der Kammer nicht in der loyalen Durchführung der Allianz beirren lassen. Der Bündnispflicht suchte die Presse der Linken die weiteste Auslegung zu geben. Der Vertrag verpflichte für jeden von Preußen zu führenden Krieg, Angriffs- wie Verteidigungskrieg. Ein eigenes bayerisches Gesandtschaftswesen sei bereits überflüssig. Die bayerische Politik sei mit Preußen auf Leben und Tod verbunden. Die preußische Politik würde uns vielleicht nicht immer gefallen. Aber wer könne dies von der

[1]) Nürnberger Anzeiger 1867, 27., 28. Mai. 2., 10., 12., 13. Mai. 18. April.

[2]) Wochenschrift 1867, München, 23. März.

Münchener Politik verbürgen? Im übrigen könne der Vertrag nur ein Provisorium, nur eine Abschlagszahlung auf die volle deutsche Einigung sein. Für sich allein genüge er nicht. Er bringe nur Pflichten, keine Rechte. Er schreie förmlich nach einer Ergänzung, und diese könne nur der Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund bringen. Alle diese Ansichten finden wir nicht nur in der fortschrittlichen Presse, sondern auch im Sprechsaal der Parteien, in der Allgemeinen Zeitung vorgetragen.

Zur Zeit der Veröffentlichung der Allianzverträge stand auch schon die erste Probe ihrer Tragfähigkeit bevor.[1]) Nach Bismarcks Absicht sollte ihre Bekanntgabe den Franzosenkaiser von Luxemburg wegscheuchen. Sie sollte einen Krieg wegen Luxemburg verhindern. Die Besatzung von Luxemburg bildete nicht mehr bloß die preußische Garnison, sondern die Streitmacht von ganz Kleindeutschland. Aber die Kriegsgefahr nahm nach dem 19. März nicht ab, sondern zu. Auch die von der deutschnationalen Presse mit Jubel begrüßte Interpellation Bennigsens im norddeutschen Reichstag und Bismarcks diplomatische, aber doch männliche Antwort konnten sie nicht bannen. Sie wirkten auf das gallische Temperament wie auf den Stier das rote Tuch.

In Bayern war der Landtag unmittelbar nach Bekanntgabe der Allianz im Militärausschuß vertagt worden. Einzelne Landtagsmitglieder weilten Anfangs April noch in München. Aus ihrer Mitte ging der Plan zu einer von allen Landtagsmitgliedern zu unterzeichnenden nationalen Adresse an Hohenlohe hervor.[2]) Sie war als Gegenstück zu der Interpellation Bennigsens gedacht. Merkwürdigerweise gingen Plan und Entwurf von einem Abgeordneten des rechten Zentrums Stenglein aus. Es traten ihr bei: die gesamte Linke, das linke Zentrum, der größte Teil des rechten Zentrums und sogar ein Abgeordneter der Rechten, Edmund Jörg. Im ganzen waren es 117 Abgeordnete. Es fehlten etwa 30 Renitenten, größtenteils Angehörige der Rechten und des rechten Zentrums: die von dem Oberbibliothekar Dr. Ruhland geführte Gruppe katholischer Bauern Unterfrankens, der einstige Klub Achatz, altbayerischer Adel, darunter der zweite Präsident der Abgeordnetenkammer, Freiherr von Pfetten, der Führer des rechten Zentrums, Unabhängige wie der Würzburger Professor Edel und der Demokrat Kolb.

[1]) Mattschoß, die Kriegsgefahr von 1867 — die Luxemburger Frage (1908).
[2]) Wochenschrift 1867, 24. April. Volksbote 1867, Nr. 93.



Zweierlei suchte die Adresse zu erreichen: Eine bestimmte Erklärung der Regierung über die Anerkennung des Bündnisfalles für den Luxemburger Konflikt und eine Kundgebung der Volksvertretung für die Allianzverträge und für die Bündnispflicht. Jeder Unterzeichner begrüßte die Verträge als nationale Tat, die Anwendung auf den Luxemburger Fall als ihre erste Frucht. Die Adresse forderte ein Bekenntnis zum Kleindeutschtum. Begann sie doch mit den Worten: „Nachdem ein blutiger Bürgerkrieg die Integrität des deutschen Gebietes unversehrt gelassen hat ......“ Österreich wurde also als quantité négligeable behandelt. Unbekehrten Großdeutschen mußte ihre Unterzeichnung jedenfalls schwer fallen. Von den Münchener Neuesten Nachrichten[2]) aufgefordert, gaben zwei von den Renitenten, Edel und Pfetten,[3]) in Gegenerklärungen die Gründe ihrer Weigerung an. Sie nahmen die zwei Hauptziele der Adresse zum Ausgangspunkt. Antinational fühlten auch sie nicht. Zur Verteidigung deutschen Gebietes war ihnen jeder Bundesgenosse recht, „und wenn es auch Preußen sein sollte“. Sie stießen sich vor allem an der Form der Kundgebung. Die Abgeordneten, sagten sie, hätten außerhalb der Kammer kein Mandat. Adressen dürften nur an den König, nicht an Minister gerichtet werden.

Die Überreichung der Adresse am 12. April erwiderte Hohenlohe mit der Anerkennung ihres offiziellen Charakters als Kundgebung der Kammer.[4]) Sein Optimismus sah in ihr einen Beweis, daß es in nationalen Fragen nur eine Partei in der Kammer, nur eine Partei im Lande gebe. Er begrüßte in ihr die freudige Anerkennung der Bündnispflicht. Auch die Regierung eigne sie sich an. Er unterstrich aber auch die Friedensbereitschaft und das Friedensbedürfnis Bayerns. Er wies auf die Friedensbemühungen der Großmächte hin. Ihnen schließe sich sympathisierend die bayerische Regierung an. Seiner auf friedliche Vereinbarung berechneten deutschen Politik mußte die Störung durch die Kriegsgefahr recht unerwünscht sein.[5]) Der schlechte Stand der süddeutschen, insbesondere der bayerischen Rüstungen hat nicht zuletzt Bismarcks Politik gegenüber Frankreich diesmal noch im friedlichen Sinne beeinflußt.

---

[1]) Wochenschrift 1867, 20. April.

[2]) Wochenschrift 1867, S. 137.

[3]) Wochenschrift 1867, S. 145, 146.

[4]) Schultheß 1867, S. 195 ff.

[5]) v. Müller, Die Tauffkirchensche Mission, 2. Kapitel. Riezlerfestschrift.

Die nationale Presse freilich rief unentwegt zum Krieg. Die nationalliberale Partei im Norden wollte die Luxemburger Frage zum Gegenstand einer großen Volksbewegung in Süddeutschland machen.[1]) Ihre Führer Metz, von Rechau, Nagel bearbeiteten die Bevölkerung in Luxemburg, schürten im deutschen Süden den Nationalhaß gegen Frankreich. Das Ergebnis des Krieges von 1870 schien schon jetzt erreicht werden zu können: die deutsche Einigung sollte den Händen der Geheimdiplomatie entrissen und im Feuer eines Nationalkrieges fertig geschmiedet werden. Man schätzte in diesen Kreisen die deutsche Frage richtig als Machtfrage ein: als Machtfrage zwischen der alten und der neuaufsteigenden Vormacht des Kontinents. Im einzelnen können die Einwirkungen der nationalliberalen Partei auf die Haltung der nationalen Presse des Südens hier nicht aufgezeigt werden. Die Organe der bayerischen Fortschrittspartei geberdeten sich durchaus nicht so „blut- und eisenfresserisch“, so „gut- und bluteinsetzerisch“, wie ihnen die altbayerische Presse nachsagte.[2]) Man untersucht sorgfältig die Rechtsfrage im Luxemburger Konflikt.[3]) Man kommt zu dem Ergebnis: Das preußische Besatzungsrecht in Luxemburg ruhe auf einem mit dem Bundesrecht nicht unmittelbar zusammenhängenden Boden. Es bestehe trotz Auflösung des Bundes noch weiter. Es sei aber mit der deutschen Frage nicht unmittelbar verknüpft. Man interessierte sich weniger für das kleine Ländchen Luxemburg. Seine Bevölkerung war starker deutschnationaler Gesinnung durchaus unverdächtig. Aber nie und nimmer durfte in einer dem Nationalitätenprinzip hohnsprechenden Weise über das Schicksal deutscher Bevölkerungen durch Kauf entschieden werden. Im Grunde wünschte man den Krieg nicht. Man wollte die riesigen Veränderungen vom letzten Jahr erst Wurzel fassen, die deutsche Nation auf friedlichem Wege sich erst voll in die neuen Verhältnisse hineinleben lassen. Nur vereinzelt drängen in Bayern Stimmen der fortschrittlichen Presse zum unbedingten Krieg, so kleindeutsche Korrespondenten der Allgemeinen Zeitung.[4]) Bei der Demokratie ist ein Krieg wegen Luxemburg gegen Frankreich, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht unpopulär.[5]) Der Franzosenkaiser, dem deutschen Volke kleine Länderfetzen abjagend, der Cäsar

[1]) Bennigsen II, 42.
[2]) Volksbote 1867, 10., 14. April, 14. Mai.
[3]) Wochenschrift 1867, 13., 20. April.
[4]) Wochenschrift 1867, 15. Mai, 1. Juni: Zur Tagesgeschichte.
[5]) Nürnberger Anzeiger, 18. April 1867.

auf der Menschenjagd: das war ein Bild, das selbst dem indolentesten Demokraten das Blut in die Wangen treiben mußte.

Die großdeutsche Presse ist gespalten.[1]) Ein Teil geht mit der Fortschrittspartei, der andere mit der konservativen. Letzteres gilt auch vom Nürnberger Korrespondenten. In der Allgemeinen Zeitung überwiegt die kleindeutsche Auffassung. Österreichische Stimmen treten hier für Neutralität des Donaustaates ein und suchen den abwartenden Standpunkt Beust's zu rechtfertigen.

Die konservative Presse in Bayern winkt vom Kriege ab.[2]) Sie proklamiert Neutralität. Nur die Historisch-Politischen Blätter treten für sofortige Auseinandersetzung mit Frankreich ein.[3]) Sie führen dafür mehrere Gründe an. Einmal sei Frankreich jetzt schlecht gerüstet, ohne Allianzen, durch den Mißerfolg der mexikanischen Unternehmung demoralisiert. Die preußischen Truppen dagegen seien noch heiß von den letzten Siegen. Die Auseinandersetzung mit Frankreich könne überhaupt gar nicht früh genug kommen. Ihr Ergebnis müßte die allgemeine europäische Abrüstung sein. Ein sofortiger Krieg mit Frankreich würde Bayern die sonst nicht zu umgehende Wehrreform nach preußischem Muster ersparen. Der Volksbote erklärt,[4]) er sei weit entfernt, dem schmutzigen Handel das Wort zu reden. Aber das Hemd sei ihm näher als der Rock, die Rheinpfalz näher als Luxemburg. Das bayerische Heer sei jetzt in seinem Übergangszustand noch weniger leistungsfähig als am Ende des letzten Krieges. Die schlimme Lage der bayerischen Finanzen, die landwirtschaftliche Krisis mit den massenhaften Vergantungen, das Stocken aller Geschäfte und Unternehmungen zwinge Bayern Neutralität auf. Im ganzen ist die Politik des Volksboten immer entgegengesetzt der der Fortschrittspartei. Schürt sie zum Krieg, so winkt er ab. Winkt sie ab, so schürt er, spottet über ihre Feigheit. Auch die Augsburger Postzeitung verlangt Neutralität. Sie unterscheidet genau zwischen der Politik Bismarcks und der Nationalliberalen. Luxemburg habe für Großpreußen keine Bedeutung, darum interessiere sich der Kanzler so wenig dafür. Für Deutschland aber

[1]) Der Nürnberger Korrespondent steht auf dem Boden der Erklärung Edels. Allgemeine Zeitung 1867, 13., 24. April. Pessimistische Korrespondenten: 3., 10., 16., 24. April. Österreichischer Standpunkt: 18., 19. April, 11. April, 9. April Beil.

[2]) Augsburger Postzeitung 1867, β-Artikel: 7. März, 25., 28., 29. März. Z-Artikel: 7. Mai.

[3]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 43.

[4]) Volksbote 1867, 9., 10., 14. April.



habe er noch nie ein Glied gerührt. Den Nationalliberalen gehe er viel zu langsam vor. In der Tat hat Bennigsen Bismarcks Haltung in der Krise anfangs sogar als „oberfaul“ bezeichnet. Jörg betrachtet die Luxemburger Frage geradezu als Prüfstein der Bismarck'schen Politik. Bismarck stehe jetzt am Scheidewege zwischen nationaler und großpreußischer Politik.[1])

Der Luxemburger Konflikt fand sein Ende auf der Londoner Konferenz im Mai 1867. Preußen und Frankreich nahmen die österreichisch-russische Vermittlung an. Die preußische Besatzung mußte Luxemburg räumen, die Festungswerke wurden geschleift, das Ländchen wurde neutralisiert und unter den Schutz der Konferenzmächte gestellt. Napoleon gab ebenso Luxemburg preis, wie Preußen es tat.

In der großdeutschen Presse beginnt nun ein reges Werben für die Wiederherstellung Großdeutschlands. Man betrachtet hier den Ausgang der Krise als verunglückte Kraftprobe des Kleinen Deutschland. Preußen, so folgert Jörg,[2]) habe den Krieg nicht gewagt, weil es Österreichs nicht sicher gewesen sei. Ohne Österreich könne Bismarck überhaupt keine nationale, höchstens großpreußische Politik treiben. Ohne Österreich sei Deutschland unmöglich. Kleindeutschland habe sich sein Todesurteil gesprochen. Kleindeutschland sei wirklich ein kleines Deutschland. Trotz aller Unvollkommenheiten sei das frühere Deutschland leistungsfähiger, mehr gefürchtet gewesen. Preußen müsse Österreich unverzüglich die Hand zum Frieden bieten. Es müsse vorangehen. Es müsse Österreich durch föderative Umgestaltung des Norddeutschen Bundes entgegenkommen. Es müsse die Annexionen zurücknehmen.

In der Allgemeinen Zeitung führen großdeutsche Korrespondenten aus: Luxemburg sei ein nationaler Verlust, ein Verlust für das deutsche Verteidigungssystem. Preußen habe eine empfindliche Niederlage erlitten. Der alte Bund sei ein Bollwerk des Friedens gewesen. Der neue Bundesstaat wirke durch seinen Militarismus aufreizend auf Europa, Präventivkriege befördernd.[3])

Ähnliche Gedanken begegnen in der Augsburger Postzeitung.[4]) Man gönnt Bismarck die diplomatische und persönliche Niederlage. Er, der 1866 dem König von Sachsen die Entlassung Beusts befohlen habe, müsse sich jetzt bei Beust für seine freundschaftliche Vermittlung

[1]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 43.
[2]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 52.
[3]) Allgemeine Zeitung 1867, 30. April, 3. Mai, 6. Mai, 14. Mai, 24. Mai.
[4]) Augsburger Postzeitung 1867, 31. Mai.



bedanken. Und die Historisch-Politischen Blätter rufen Bismarck das zynische Wort zu: Bismarck sei vom hohen Roß gefallen, von der Vollblutstute Germania.[1])

Die Wiederaufnahme Österreichs in Deutschland denkt sich Jörg etwa so:[2]) Österreich soll die Hegemonie im deutschen Süden übernehmen. Es soll sich mit ihm zu einem Staatenbund zusammenschließen. Hierauf sollen Nordbund und Österreichisch-süddeutscher Bund unter sich ein föderatives Verhältnis eingehen. Auf diese Weise könnte zwar der deutsche Dualismus wieder erstehen, aber es fehle die auf seine Kosten lebende, ihn befördernde Gruppe des dritten Deutschland.

Um jene Zeit erscheint eine beredte Propagandaschrift für Österreich: „Österreichs Bedeutung für die gegenwärtige Lage." Sie weist auf das aus der Asche von 1866 verjüngt erstehende neue Österreich hin. Der dualistische Ausgleich mit Ungarn habe ihm seine alte Schlagkraft wieder gegeben. Seine Finanzen seien auf dem Wege zur Gesundung. Seine liberalen Reformen machten es zum gefährlichsten Konkurrenten Preußens in Bezug auf moralische Eroberung des deutschen Südens.

Eine publizistische Erscheinung der Luxemburger Krise ist die Agitation für Beschleunigung der bayerischen Heeresreform. Die Presse der Mittelpartei setzt sich mit aller Energie dafür ein, besonders der Nürnberger Korrespondent. Ihr gelten mehrere, zum Teil auch von der Fortschrittspartei ausgehende Flugschriften: „Was wollen wir? Armeedesorganisation oder Armeeorganisation? Bayerische Existenzfragen, beantwortet von einem Patrioten"; „Unsere Lage und unsere Pflicht"; „Fürst Hohenlohe und seine Gegner".[3])

Die Demokratie begrüßte die friedliche Beilegung des Konflikts.[4]) Sie vermochte diesmal sogar die sonst so gern geschmähte Geheimdiplomatie zu loben. Die Partei hatte sich noch während des Konflikts den pazifistischen Bestrebungen der Friedensliga, der Pariser Studentenschaft und der Berliner Arbeitervereine angeschlossen. Freilich hörte sie nun wohl die Botschaft, aber es fehlte ihr der Glaube. Und dieser Skeptizismus ist für alle Parteien bezeichnend. An den augenblicklichen

---

[1]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 52.

[2]) Historisch-Politische Blätter, LIX (1867), 52.

[3]) Verfasser von „Fürst Hohenlohe und seine Gegner" ist Stefan Gätschenberger. Verlag Julien, Würzburg.

[4]) Nürnberger Anzeiger 1867, 30. April, 27., 28. Mai.

lichen Frieden konnte man wohl glauben. Aber alles fragte sich zweifelnd: auf wie lange?

Im nationalliberalen und fortschrittlichen Lager herrschte nach der Londoner Konferenz tiefe Depression.[1]) Den hochgespannten Erwartungen war klägliche Ernüchterung gefolgt. Eine geräuschvoll begonnene Propaganda war in Sand verlaufen. Eine letzte Gelegenheit zum schnellen Abschluß des deutschen Einigungswerkes schien unwiederbringlich verloren. Preußens Nimbus als Triebfeder der deutschen Einigung war ganz bedenklich geschwächt. Die Einigung war nun wieder den senilen Händen der Diplomatie überlassen. Umwege über Umwege drohten wieder. Die schon bisher unleidliche Atmosphäre der permanenten Kriegsgefahr verdichtete sich bis zu einer das Großunternehmertum erdrückenden Schwüle. Die bayerische Fortschrittspartei hatte gegenüber dem preußischen Rückzug keinen so schwierigen Standpunkt als im Norden die Nationalliberalen.[2]) Sie suchte den Nimbus Preußens nach Möglichkeit zu retten, den Rückzug in einen Erfolg umzudeuten, die Vorteile des Friedens ins rechte Licht zu stellen. Vom nationalen Standpunkt aus überblickt die ganze Entwicklung der Krise eine Flugschrift des S. von der Aurach: „Der Luxemburger Handel und die französischen Rheingelüste“[3]) und eine Broschüre des Freiherrn von Fechenbach: „Deutschland und Frankreich“.[4]) In beiden ist der Nationalhaß gegen das arrogante Frankreich, das enfant terrible Europas, bis zur Siedehitze gesteigert. Aurach meint: Nicht Preußen allein, sondern Europa sei vor Frankreich zurückgewichen. Seine Schrift schließt mit der Fanfare: Elsaß und Lothringen heraus! Die Flugschrift des Fechenbach aber fordert nichts weniger als eine Aufteilung Frankreichs unter die europäischen Mächte. Damit solle die französische Bedrohung für immer aus der Welt geschafft werden. England soll dabei als zukünftiger Führer Europas den Löwenanteil erhalten. Die Ostmächte aber sollen durch Aufteilung der Türkei entschädigt werden.

Die Luxemburger Krise gab dem deutschen Nationalverein den Todesstoß. Nach dem Willen seiner Führer sollte seiner Auflösung

[1]) Bennigsen II, 72.

[2]) Wochenschrift 1867, 18. Mai, 1., 15. Juni.

[3]) Ein süddeutsches Wort an alle Vaterlandsfreunde, München 1867.

[4]) Eine deutsche Antwort auf die französischen Herausforderungen, von Freiherrn von Fechenbach zu Laudenbach und Sommerau, München 1870, im Juli. Erstes Vorwort Laudenbach 1868. Zweites Vorwort München 25. Juni 1870. Abschnitt „Luxemburg“ Dezember 1867.



die Begründung eines süddeutschen Nationalvereins vorhergehen.[1]) Die deutsche Frage hatte sich in eine süddeutsche zusammengezogen. Nun hatte auch der Nationalverein nur mehr eine süddeutsche Aufgabe. Brater nahm sich der Sache anfangs voll Begeisterung an. Doch schon nach einigen Wochen ließ er die Idee als aussichtslos wieder fallen. Er sagte sich dabei folgendes: Der unrühmliche Ausgang der Krise hatte die Elemente des Widerstandes im deutschen Süden verstärkt. Mit der einzig möglichen Losung: „Eintritt in den Norddeutschen Bund" — war dem projektierten Verein voraussichtlich kein einziger Großdeutscher mehr zu gewinnen. Denn selbst die Führer der Fortschrittspartei hielten nur mehr widerstrebend am Eintritt in den Norddeutschen Bund fest. Zu sehr erbitterte sie der reaktionäre Charakter der preußischen Innenpolitik. Der Verein hätte sich vor allem der bayerischen Mittelpartei versichern müssen. Aber ihr fehlte jede Initiative in der deutschen Frage. Mit ihrer Passivität bildete sie für den Verein nur ein Bleigewicht. Sie ließ sich ohnehin von Hohenlohe von einem Zugeständnis zum andern zwingen. Dazu bedurfte es keines neuen Vereins. Noch etwas war der Gründung eines süddeutschen Nationalvereins sehr hinderlich. Man war über die Absichten Bismarcks gegenüber dem deutschen Süden beständig im Unklaren. Bismarck konnte sich energisch für Beibehaltung der Mainlinie aussprechen und den neuen Verein von seinen gefürchteten „Pressebestien" anfallen lassen. So hatte er es auch mit dem alten Nationalverein gemacht. Dieser Lage zwischen zwei Feuern aber war die ohnehin mißmutige Grundstimmung der bayerischen Fortschrittspartei nicht gewachsen. Auf der einen Seite drohte dann Bismarck, auf der andern die heimische Dynastie, der altbayerische Partikularismus, die ausgesprochene Abneigung der Mehrheit des bayerischen Volkes gegen einen Eintritt in den Norddeutschen Bund.

IV. Kapitel.

Zollverträge, Zollvereinskrisis, Zollparlament.

Bismarck hatte während der Luxemburger Krise „innere Politik durch die Dampfkraft der äußeren gemacht".[2]) Mit Hilfe der Kriegsgefahr hatte er im konstituierenden Parlament in der Verfassungsfrage die Liberalen zum Nachgeben gebracht. Zum Entsetzen der

[1]) Bennigsen II, 68—76.
[2]) Bennigsen II, 45.



demokratischen Parteien hatte er seinen Verfassungsentwurf ziemlich unbeschädigt durch die erregten Sitzungen hindurchgesteuert. Nach Abschluß der Verfassungsberatungen, nach Beilegung der Luxemburger Krise griff er auch das deutsche Einigungswerk wieder auf. Die Südstaaten mußten bis zum 1. November 1867 ihre Zollverträge erneuert haben. Bismarck benutzte die Erneuerung der Verträge zugleich zu ihrer Revision. Er lud die süddeutschen Regierungen für den Juni zu Zollkonferenzen nach Berlin. Hier diktierte er ihnen sozusagen die Bedingungen für die Erneuerung des Zollvereins. Die neuen Verträge brachen radikal mit dem bisherigen, dem ursprünglichen bayerisch-württembergischen Zollverein entnommenen System der Gleichberechtigung, dem Liberum veto.[1]) Die Gesetzgebung des Vereins wurde darin auf den durch Vertreter der süddeutschen Staaten verstärkten Bundesrat und Reichstag des Norddeutschen Bundes übertragen. Damit war der Zollverein organisch mit dem Norddeutschen Bund in Verbindung gebracht. Die Südstaaten mußten auf diese Weise indirekt in den Norddeutschen Bund eintreten. Das Gebiet der gemeinsamen Gesetzgebung des nunmehrigen Bundesstaates war zwar noch eng begrenzt, konnte aber jetzt auf dem Wege der Gesetzgebung erweitert werden. Württemberg, Hessen, Baden nahmen den Bismarckschen Entwurf nach kurzer Beratung an. Der bayerische Vertreter, Fürst Hohenlohe, zögerte und kehrte zunächst unverrichteter Dinge von den Konferenzen nach München zurück. Die fortschrittliche Presse in Bayern nahm argwöhnisch von diesem Zögern Notiz.[2]) In letzter Stunde gab jedoch die völlig isolierte bayerische Regierung nach. Ihr Widerstand wurde mit unbedeutenden Zugeständnissen gebrochen.[3]) Die Fortschrittspartei atmete auf. Die konservative verwarf einstimmig die Verträge.[4]) Noch harrten sie aber der Annahme durch den Landtag. Die Rechte inszenierte eine Agitation auf Landtagsauflösung. Der bürgerlichen Kammermehrheit durfte die Abstimmung nicht anvertraut werden. Den Ruf nach Landtagsauflösung hatte im Herbst 1866 bereits die demokratische Presse erhoben.[5]) Nun wurde in Passau von einem klerikalen Komitee eine diesbezügliche Adresse, die sogenannte Passauer Königsadresse[6]) entworfen und an die altbayerischen

[1]) Klöppel, 40 Jahre deutscher Verfassungsgeschichte (1910), S. 136.
[2]) Wochenschrift 1867, 15. Juni.
[3]) Schultheß 1867, S. 165.
[4]) Historisch-Politische Blätter LX (1867), 6.
[5]) Nürnberger Anzeiger 1866, 5., 6., 7. September.
[6]) Schultheß 1867, S. 216.

Gemeinden versandt. Gegen 2000 ländliche Gemeinden, hauptsächlich Niederbayerns und der Oberpfalz, traten ihr nach und nach bei. Der Landtag blieb jedoch unaufgelöst und trat im Oktober zur Beratung über die Zollverträge sowie über die Wehrreform und die neue Sozialgesetzgebung zusammen. Mitte des Monats begann eine dreitägige Redeschlacht für und wider die Zollverträge. Hohenlohe leitete sie mit einer programmatischen Kundgebung ein.[1]) In den Kreisen der Mittelpartei fanden die Verträge kühle Fürsprecher, wie Hohenadel, und warme, wie Feustel. Die wärmsten fanden sie auf Seite der Linken. Brater, Völk, Barth rissen in zündenden Reden das Haus mit sich fort.[2]) Auf Seite der Rechten dagegen regte sich kräftiger Widerspruch. Hier standen im Mittelpunkt der Opposition vier Doktoren: der Archivar Dr. Jörg, der Oberbibliothekar Dr. Ruhland, der Professor Dr. Edel und der Ministerialrat Dr. Weis. Jörg[3]) forderte die Kammer auf, durch Ablehnung der Verträge Grundstock eines europäischen Friedensbundes zu werden, der fortwährenden Entkräftung des monarchischen Prinzips, der unaufhaltsamen Revolutionierung und Zerrüttung Europas durch Preußen ein donnerndes Halt zuzurufen. Die Zollverträge seien für Preußen nur ein Mittel zur fiskalischen Ausnützung der Südstaaten, zur Förderung seiner Rüstungen, seines unproduktiven Militarismus. Im gleichen Sinne beurteilte die Verträge auch der Demokrat Kolb. Die Abstimmung[4]) ergab 117 Stimmen, also eine überwiegende Mehrheit für die Verträge. Linke und Zentren stimmten geschlossen dafür. Die Rechte kam also nicht an ihr Ziel. Nun suchte sie sich der ersten Kammer zu versichern. In der Tat verwarf hier bereits der sehr tendenziös zusammengesetzte Ausschuß die Verträge mit allen gegen eine Stimme. Steigende Unruhe bemächtigte sich der bürgerlichen Schichten des Landes. Mit vollen Backen blies die fortschrittliche Presse in das immer weiter um sich greifende Feuer der Empörung. Eine bürgerliche Revolution kündigte sich grollend an. In letzter Stunde einigte sich der reichsrätliche Ausschuß auf ein vom Fürsten Löwenstein telegraphisch signalisiertes Amendement. Bayern solle sein Veto behalten. Nur unter dieser Bedingung sollten die Verträge angenommen werden. Fürst Hohenlohe stimmte in seiner Eigenschaft als Reichsrat diesem Amendement zu; als Minister lehnte er

[1]) Schultheß 1867, S. 222.
[2]) Bayern und der Zollverein, Erlangen 1867.
[3]) Historisch-Politische Blätter LX (1867), 6.
[4]) Schultheß 1867, S. 228 ff.



es ab. Die konservative Presse unterstützte es, die nationale verwarf es. Hohenlohe machte sich nun mit dem Referenten der I. Kammer, Freiherrn von Thüngen, und dem Ministerialrat Weber auf den Weg zu Bismarck.[1]) Die bayerischen Wünsche fanden in Berlin weder auf Seite Bismarcks, noch des Königs, noch beim Reichstag entgegenkommendes Verständnis.[2]) Unverrichteter Dinge mußte die bayerische Mission wieder in die Heimat zurückkehren. Hier hatte sich unterdessen die Lage aufs äußerste zugespitzt. Die fortschrittliche Presse peitschte, teilweise unterstützt von der Zentrumspresse, die städtische Bevölkerung zu immer neuen Adressenstürmen, Resolutionen, Deputationen auf. Die konservative dagegen, allen voran der Volksbote, suchte die Reichsräte für unentwegtes Ausharren bei ihrem Amendement zu stärken.[3]) Man glaubte hier durch Charakterfestigkeit Bismarcks Trotz brechen und ihn zum Einlenken in föderalistische Bahnen bewegen zu können.[4]) Die Panik im Lande nahm immer bedrohlicheren Charakter an. Die fortschrittliche Presse drohte, vor dem Äußersten nicht zurückzuschrecken.[5]) Österreichische, französische, italienische Agenten durchzogen das Land. Letztere agitierten für einen bayerischen Zollbund mit Italien, wiesen auf die neuen, durch die Eröffnung des Suezkanals geschaffenen Verkehrsmöglichkeiten, auf die Vorteile der neueröffneten Brennerbahn hin. Die klerikale Presse wandte sich an den König, suchte ihn bei seinem Ehrgefühl, bei seinem dynastischen Stolz zu fassen. Für Erhaltung des kostbarsten Guts eines Staates, seiner Selbständigkeit, müßten auch materielle Opfer in Kauf genommen werden. Die Bauern würden ohnehin durch Bayerns Austritt aus dem Zollverein nicht benachteiligt werden. Der Süden sei wirtschaftlich auf den Norden nicht angewiesen, wohl aber der Norden auf den Süden.

Zur entscheidenden Abstimmung im Plenum der ersten Kammer waren die Reichsräte in ungewohnter Vollzähligkeit erschienen. Die königlichen Prinzen waren von den Verlobungsfeierlichkeiten des Prinzen Ludwig aus Ungarn, von der Jagd im Allgäu, die bayerischen Bischöfe von der Bischofskonferenz in Fulda herbeigeeilt. Sie

[1]) Hohenlohe I, 275 ff.

[2]) H. v. Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs, VI, 237.

[3]) Wochenschrift 1867, 2. September.

[4]) Augsburger Postzeitung 1867, 15. September, 21. Oktober, 5. November, Volksbote 1867, 4., 16., 22. Oktober.

[5]) Wochenschrift 1867, 26. Oktober.

alle wollten wenigstens bei dem entscheidenden Kampf um die Selbständigkeit des Landes nicht fehlen. Es regnete wieder bürgerliche Adressen, Petitionen. Zahlreiche Deputationen warteten. Im Erdgeschoß des Hauses war Militär bereitgestellt. Die zweite Kammer hatte das Amendement Löwenstein ausdrücklich verworfen. Der Referent Freiherr von Thüngen sprach jetzt für die Regierungsvorlage. Er bringe seine Überzeugung zum Opfer. Bayern könne einen Austritt aus dem Zollverein wirtschaftlich und finanziell zur Zeit nicht aushalten. Die Abstimmung ergab die erforderliche zwei Drittel-Majorität. Hätten nur ein paar Stimmen gefehlt, so wäre die Ablehnung des Vertrags und damit Bayerns Austritt aus dem Zollverein erfolgt. Die Fortschrittspresse feierte den Sieg in triumphierenden Artikeln. Eine wüste Hetze gegen das Institut der Reichsratskammer brach los. Die konservative Publizistik fügte sich ins Unvermeidliche. Aber ihr Widerstand gegen die Politik des Ministeriums, die innere wie die äußere, war nicht gebrochen. Er erlebte seinen ersten Sieg bei den Zollparlamentswahlen im Februar 1868.

Bereits auf der Stuttgarter Versammlung der nationalen Parteien des Südens im August 1867 hat die Fortschrittspartei über die Agitation für die Zollparlamentswahlen beraten.[1]) Die Versammlung war wegen der auszugebenden Losung ziemlich ratlos. Die Parole: „Eintritt in den Norddeutschen Bund“ schien bei dem unaufhaltsamen Schwinden der Begeisterung für Preußen bereits mehr als gewagt.[2]) So stellte man denn an die Spitze des Programms, womit man in den Kampf ziehen wollte, lieber eine unverfängliche Formel: Wiedervereinigung Deutschlands. Sie konnten auch Demokraten und Großdeutsche annehmen. Der Eintritt in den Norddeutschen Bund erschien erst im letzten Absatz des Programms, gleichsam als Coda. Beigefügt war ihm ein nicht mißzuverstehender Protest gegen den reaktionären Geist der preußischen Innenpolitik. Als besondere Losung für die Wahl wurde schließlich vereinbart: Erweiterung der Kompetenz des Zollparlaments. Die Zuständigkeit des Zollparlaments sollte nach und nach auf alle wirtschaftlichen, schließlich überhaupt auf alle Gesetzgebungsgegenstände des norddeutschen Reichstags ausgedehnt, aus dem Zollparlament sollte ein Vollparlament werden. Einzelne dachten sich wohl diese Kompetenzerweiterung auf dem Wege einer Parlaments-

---

[1]) Augsburger Postzeitung 1867, 15. September, 21. Oktober.

[2]) Wochenschrift 1867, 10. August, Augsburger Postzeitung 1867, 10. August.

revolution.[1]) Das Zollparlament sollte sich für souverän, als konstituierende Nationalversammlung erklären. Andere zweifelten bei der Stärke der preußischen Regierung an dem Erfolg eines solchen Staatsstreichs. Sie wollten dem Zollparlament nur die Initiative, die Ausführung dagegen dem Zollbundesrat, also den Regierungen, überlassen.[2]) Zu Beginn der Wahlbewegung scheint von der Partei mehr jener erstere radikale Plan hervorgekehrt worden zu sein.[3]) Man hoffte wohl damit auch Demokraten und Großdeutsche mit fortreißen zu können. Später wurde jener zweite Plan mehr in den Vordergrund geschoben. Man bekannte sich in der zweiten Phase der Wahlbewegung nicht mehr zum unbedingten Eintritt in den Nordbund, sondern nur mehr für bedingten mit Erhaltung der bayerischen Finanzhoheit. Trotz allem herrschte bis zum Wahltag eine zuversichtliche Stimmung in den Reihen der Fortschrittspartei.[4]) Im Januar 1868 waren nacheinander das Wehrgesetz, das Gewerbegesetz angenommen worden. Zum nationalen Heer, zum nationalen Gewerbe sollte nun ein nationaler Handel, eine nationale Industrie, ein nationales Parlament, das erste wieder seit 20 Jahren, kommen.[5])

Die Rechte trat zaghaft in den Wahlkampf ein. Sie war seit 1834, seit dem Abgang des Ministeriums Abel, an Unterdrückung und Vergewaltigung durch das liberale Bürgertum gewöhnt. Sie fühlte sich gegenüber den gewaltigen Agitationsmitteln der bürgerlichen Parteien, namentlich der Fortschrittspartei, ziemlich machtlos. Unausgesetzt erhob sie in den ersten Januarwochen den Ruf nach Sammlung, Organisation.[6]) Das allgemeine Wahlrecht bot ihr gewaltige, anfänglich von ihr nicht verstandene Vorteile. Von Anfang an formte sie ihr Wahlprogramm mit schroffster Einseitigkeit: Hie Preußen. Hie Bayern![7]) Sie forderte als Abgeordnete Fachleute, keine Politiker. Erst ziemlich spät ging sie auf Konzessionen gegenüber der Mittelpartei ein.[8]) Sie revidierte ihr Programm. Neben Erhaltung der bayerischen Selbständigkeit ward nun auch die Wiedervereinigung Deutschlands mehr betont. Ein Programm der

[1]) Bennigsen II, 76.
[2]) Wochenschrift 1868, 11. Januar.
[3]) Wochenschrift 1868, S. 31.
[4]) Wochenschrift 1868, 14. März.
[5]) Wochenschrift 1868, 4., 11., 18. Januar, 1. Februar.
[6]) Augsburger Postzeitung 1868, 4. Januar, 7. Januar, 11. Februar.
[7]) Augsburger Postzeitung 1868, 4., 7. Januar, 5., 8., 11. Februar.
[8]) Wochenschrift 1868, 14. März.

Augsburger Postzeitung will sogar die ganze wirtschaftliche Gesetzgebung dem Zollparlament übertragen.[1]) Das bedeutete eine ganz erhebliche Annäherung an die Mittelpartei, im gewissen Sinne sogar an das zweite Programm der Fortschrittspartei. Das erklärt auch teilweise den starken Zuzug aus den Wählerkreisen der Mittelpartei. Gegen Ende des Wahlkampfes tritt dann erst der gesamte Klerus schlagartig in die Wahlbewegung ein und reißt die ländlichen Wählermassen an sich.[2])

Mit der Rechten gehen die Demokraten.[3]) Sie hatten sich im Laufe des Jahres 1867 energisch von Preußen abgewandt und damit auch die Beziehungen zur Fortschrittspartei abgebrochen. Sie glaubten nicht an ein aus dem Zollparlament hervorgehendes deutsches Volksparlament. Die Verhandlungen des norddeutschen Reichstags hatten ihre letzten Hoffnungen auf eine liberale oder demokratische Schwenkung der preußischen Regierung zerstört.[4]) Ein nach Bismarcks Pfeife tanzender deutscher Reichstag war ihnen wertlos. Das Vollparlament würde genau so eine Kopie des von einer preußischen Regierungsmehrheit beherrschten Zollparlaments sein wie der norddeutsche Reichstag eine Kopie des preußischen Abgeordnetenhauses. Hier war ein Teil der Konservativen als Freikonservative und ein großer Teil der alten Fortschrittspartei als nationalliberale Fraktion in das Lager Bismarcks übergegangen. In Bayern bildet die Trennung der Demokratie von der Fortschrittspartei ein Analogon zu der in Preußen erfolgten Trennung der opportunistischen Gruppe der Nationalliberalen von der dem alten Programm treu bleibenden idealistischen Gruppe der Demokraten, der preußischen Fortschrittspartei. Die Opposition gegen das Großpreußentum trieb in Bayern die Demokraten an die Seite der Konservativen. Das Bündnis der Schwarzen und der Roten zeigt sich während dieses Wahlkampfes besonders in der Aufstellung der Kandidaten. In Nürnberg z. B. ist der Kandidat der Demokraten nicht etwa der frühere Arbeiterführer, der jetzt der Fortschrittspartei angehörende Crämer von Doos, sondern der Fabrikbesitzer von Cramer-Klett.[5]) Energisch setzt sich für ihn der demokratische Nürnberger Anzeiger ein.

[1]) Augsburger Postzeitung 1868, 20., 30. Januar.
[2]) Schultheß 1868, S. 143.
[3]) Nürnberger Anzeiger 1868, 9. Februar.
[4]) Schultheß 1868, S. 157. Nürnberger Anzeiger 1868, 9., 10., 16. Mai.
[5]) Nürnberger Anzeiger 1868, 27. Januar, 9. Februar.

Die Mittelpartei hatte in diesem Wahlkampf einen recht schweren Stand. Denn die Rechte wie die Linke hatten Anleihe bei ihrem Programm gemacht. Wie wir sahen, forderten Kompetenzerweiterung des Zollparlaments nicht nur die Linke, sondern auch die Rechte. Natürlich mußte auch die Mittelpartei Kompetenzerweiterung fordern. Durch diese Anpassung der Rechten und der Linken an das Programm der Mittelpartei wurde diese eigentlich überflüssig. Der größte Teil ihrer Wähler wurde nach rechts getrieben. In der Erregung des Kampfes wurde die Mittelpartei von der Rechten vollständig mit der Linken identifiziert. Hatten doch die beiden liberalen Parteien im Landtag in der deutschen Frage seit 1866 immer gemeinsam gestimmt. Immer, so bei der Abstimmung über den Kammerbeschluß vom 30. August 1866, dann bei der Stellungnahme zum Programm Hohenlohes, am 23. Januar 1867, in der Adresse wegen der Luxemburger Frage, dann wieder bei der Abstimmung über die Zollverträge im Oktober 1867 war man der stereotypen Koalition der beiden liberalen Parteien, den stereotypen 117 Stimmen Mehrheit begegnet. Dasselbe Bündnis zeigte sich dann immer wieder bei Abstimmung in innerpolitischen Fragen. Dieses Bündnis der Mittelpartei mit der Fortschrittspartei war ausschlaggebend für ihre furchtbare Niederlage in diesem Wahlkampf. Alles, was nicht Fortschrittspartei wählen wollte, wählte auch nicht Mittelpartei. Die Wählermassen ordneten sich nach den Gegensätzen: Hie Preußen, hie Bayern — Hie Liberalismus, hie Konservativismus! Die Mittelpartei machte wohl Anläufe zu einer gesonderten Stellung innerhalb des Liberalismus, innerhalb der preußenfreundlichen Partei. Der Abgeordnete Stenglein stellte ein eigenes Programm auf. Doch die Partei wagte es nicht einmal zu veröffentlichen, es war zu verwaschen. Es wurde zum Gespött der Parteien.[1]) Tatsächlich haben auf diesem morschen Schifflein, wie die Wochenschrift der Fortschrittspartei sich ausdrückte, nur wenige Kandidaten des Zentrums die Fahrt ins Zollparlament unternommen, darunter Stenglein.

Am 10. Februar fanden die Wahlen statt. 48 Sitze hatte Bayern im Zollparlament zu besetzen. Von diesen eroberte die Rechte 26, die Linke 12, die Mittelpartei nur 9. Nach dem Verhältnis, in dem die Parteien im Landtag vertreten waren, hätte die Rechte 9, die Mittelpartei 24, die Linke 14 Sitze bekommen müssen.[2]) Einen Kandidaten

[1]) Wochenschrift 1868, 8. Februar.

[2]) Schultheß 1868, S. 143.

setzte die demokratische Partei durch, ihren Kolb. Die Rechte hatte wegen der Diätenlosigkeit der Abgeordneten hauptsächlich Adelige gewählt; an die 15 Freiherren, Barone und Grafen, kaum einen Geistlichen. Die große Überraschung der Wahl bildete die gänzliche Niederlage der Mittelpartei und die Aufrichtung einer starken preußenfeindlichen Mehrheitspartei, der — von Stolze so bezeichneten — „societas leonina" der Großdeutschen und Partikularisten.

Sofort nach den Wahlen ändert sich der Ton der konservativen Presse.[1]) Er wird herausfordernder. Aus dem Wahlergebnis werden politische Folgerungen gezogen. Der Sieg muß ausgenützt werden. Das Ministerium Hohenlohe soll das deutsche Programm der Rechten annehmen, sein geheimes Bündnis mit der Fortschrittspartei aufgeben, oder es soll gehen. Die Rechte sucht den Fürsten von der Linken zu trennen. Ein aufreizender Artikel der Süddeutschen Presse deckte ihre Pläne auf.[2]) Hohenlohe selbst war von einem mittelfränkischen Wahlkreis als Kandidat der beiden liberalen Parteien gewählt worden. Die Wahl war als Vertrauensvotum gedacht. Hohenlohe läßt durch die Korrespondenz Hofmann den Sieg der Rechten als einen Sieg der Regierung, als Vertrauensvotum für seine deutsche Politik hinstellen. Das Charakteristische seiner deutschen Politik sei doch gerade die Abwehr eines deutschen Bundesstaates, der hartnäckige Widerstand gegen einen Eintritt Bayerns in den Norddeutschen Bund, der Schutz der bayerischen Souveränität. Dieser Politik habe die Mehrheit des bayerischen Volkes in den Wahlen zugestimmt. Die Beweisführung war zwar nicht einwandfrei. Sie war nicht ohne Gewaltsamkeit. Jedenfalls überstand das Ministerium Hohenlohe diesmal noch die Erschütterung und kam mit dem bloßen Schrecken davon. Der König wünschte seinen Rücktritt nicht. Sogar der österreichische Minister Beust, der sonst gerade kein Freund des augenblicklichen Ministeriums in Bayern war, der in München mit den Ultramontanen, in Wien gegen sie arbeitete, setzte sich für Hohenlohes Verbleiben im Amte ein.[3])

Ende April 1867 wurde das erste deutsche Zollparlament in Berlin im Sitzungsgebäude des Herrenhauses eröffnet. Die süddeutschen Parteien erweiterten durch ihren Eintritt den kurz vorher vertagten norddeutschen Reichstag zum deutschen Zollparlament. Sie

[1]) Augsburger Postzeitung 1868, 16., 18., 26., 29. Februar.

[2]) Hohenlohe I, 294, 299.

[3]) Fröbel II, 506, 512. Hohenlohe I, 295.

mußten sich nun innerhalb des hochentwickelten norddeutschen Fraktionswesens zurechtzufinden suchen.

Die bayerischen Fortschrittler trafen in Berlin mit den nationalen Abgeordneten Badens und Hessens zusammen. Sie stellten zusammen die süddeutsche Minoritätspartei vor. Aus Württemberg war kein einziger Vertreter der nationalen Partei anwesend. Hier waren ihre Kandidaten sämtlich gegen die von der Regierung unterstützten Demokraten unterlegen. Es lag für die bayerische Fortschrittspartei in Berlin nahe, sich an eine der verwandten großen Parteien des norddeutschen Reichstags anzuschließen. Es kamen dafür die preußische Fortschrittspartei oder die nationalliberale Fraktion in Betracht. Lange schwankte sie zwischen beiden Parteien hin und her. Schließlich schienen die Nationalliberalen die meiste Aussicht zu haben. In mehreren Sitzungen, an denen der Hesse Metz, der Badener Bluntschli, die Bayern Völk und Barth teilnahmen, schienen die süddeutschen Nationalen bereits für den Anschluß gewonnen zu sein. Da steckte sich, wie Forckenbeck erzählt,[1]) die preußische Fortschrittspartei hinter einzelne unklare Bayern, und die ganze Sache stockte. In der Folge behielt die bayerische Fortschrittspartei ihre unabhängige Stellung zwischen den beiden norddeutschen Schwesterparteien. Nur die badischen und hessischen Nationalen traten in nähere Fühlung mit den Nationalliberalen. Durch ihren Beitritt erhöhte sich bei den Abstimmungen die Stimmenzahl der Nationalliberalen regelmäßig von 82 auf 95.

Zielbewußter als die süddeutsche Minorität trat die süddeutsche Majorität auf. Sie setzte sich zusammen aus den Vertretern der bayerischen Rechten, aus den württembergischen Demokraten, aus den wenigen hessischen und badischen Partikularisten. Sie schloß sich schon bald nach Beginn der Sitzungen zur süddeutschen Fraktion zusammen.[2]) Der spätere Zentrumsführer, hannoveranischer Minister a. D. von Windhorst, hob die neue Fraktion aus der Taufe. Die Fraktion hielt sich in dauernder Fühlung mit den preußischen Altkonservativen, mit den Freikonservativen, mit der sächsischen Sozialdemokratie.[3]) Zu den führenden Männern der süddeutschen Fraktion gehörten der Freiherr von Thüngen, bayerischer Reichsrat, und der Württemberger A. Schäffle.[4]) Neben ihnen ragten hervor der Württemberger Probst

[1]) Bennigsen II, 156, Anm. 1; 157, Anm. 1.
[2]) Historisch-Politische Blätter LXI (1868), 63.
[3]) Historisch-Politische Blätter LXI (1868), 63.
[4]) A. Schäffle, Aus meinem Leben I, 136—145.

und der Hesse Stetzingen. Unter den Bayern finden wir wieder den Professor Edel und den Archivar Jörg, den Münchener Professor Sepp. Jörg hat seine Berliner Eindrücke niedergelegt in den vier Briefen aus dem Zollparlament in den Historisch-Politischen Blättern,[1]) Schäffle in dem Tagebuch eines süddeutschen Abgeordneten aus dem Zollparlament.[2])

An die süddeutsche Fraktion hat sich der einzige Vertreter der bayerischen Demokratie, Kolb, angeschlossen.

Die wenigen Vertreter der Mittelpartei, zu denen auch die drei bayerischen Minister Hohenlohe, Schlör und Pfretschner gerechnet wurden, gingen bei den Abstimmungen bald mit der süddeutschen Fraktion, bald mit den preußischen Freikonservativen, selten mit der Süddeutschen Nationalpartei. Bemerkenswert ist die Haltung Hohenlohes. Er hütet sich ängstlich vor jeder intimeren Berührung mit den Nationalliberalen. Peinlich ist ihm seine auf ihren Vorschlag hin erfolgte Wahl zum Vizepräsidenten des Zollparlaments. „Ihre Freundschaft fängt mir an unheimlich zu werden," bemerkt er damals in sein Journal.[3]) Er hatte die bayerische Majorität in Verdacht, ihn von Berlin aus stürzen zu wollen. So versuchte ja auch die Hessische Nationalpartei ihren partikularistisch gesinnten, mit Frankreich und Österreich konspirierenden Minister Dalwigk von Berlin aus zu stürzen. So bekämpfte denn Hohenlohe nicht zuletzt mit Hilfe des Königs und vor allem Bismarcks, sogar mit Unterstützung der bayerischen Fortschrittspartei alle Versuche der Nationalliberalen, die auf Kompetenzerweiterung des Parlaments abzielten.[4]) Auf dieses, seit dem Ausfall der süddeutschen Wahlen recht unsichere Experiment verzichteten jetzt Bismarck und die bayerische Fortschrittspartei zugunsten der Erhaltung des bayerischen Ministeriums.

Der erste und einzige Versuch zu einer Kompetenzerweiterung des Zollparlaments ging von den hessischen Nationalen, insbesondere von dem Abgeordneten Metz aus. Metz schlug vor, die sehr zahme Thronrede des Königs von Preußen mit einer die Einheitshoffnungen des deutschen Volkes stark betonenden Adresse an den König zu beantworten. Insbesondere sollte sie den Wunsch des Parlaments auf

[1]) Historisch-Politische Blätter LXI (1868), 52, 58, 63; LXII (1868), 4.

[2]) Die erste Session des deutschen Zollparlaments. Aus dem Tagebuch eines süddeutschen Abgeordneten, München 1868.

[3]) Hohenlohe I, 304, 308.

[4]) Hohenlohe I, 303—316.

baldige Erweiterung zum Vollparlament aussprechen. Die nationalliberale Fraktion unterstützte diese Adresse. Auf Bismarcks Einwirkung hin wurde jedoch das Pathos des ersten, von Metz herrührenden Entwurfs sehr stark gedämpft. Diese Adresse beschäftigte gleich die ersten Sitzungen des Zollparlaments. Ihre Begründung fiel nach seiner ganzen Vergangenheit dem Führer der Nationalliberalen, Rudolf von Bennigsen, zu.[1]) Bei der Abstimmung über den Antrag war von entscheidender Bedeutung die Haltung der süddeutschen Parteien. Die Annahme der Adresse hatte nur Sinn, wenn die süddeutsche Majorität dafür stimmte. Die Adresse konnte ja auch ohne die süddeutsche Mehrheit, mit Hilfe der Fraktionen des norddeutschen Reichstags, eine Majorität erringen. In diesem Falle wurden die süddeutschen Partikularisten majorisiert. Bismarck würde aus einem solchen, durch Überstimmung der süddeutschen Majorität zustande gekommenen Antrag niemals politische Folgerungen gezogen haben.

Die Zustimmung der süddeutschen Fraktion war nicht zu gewinnen. Sie setzte alles daran, um eine Kompetenzerweiterung zu verhindern. Sie fuhr dabei grobes Geschütz auf. Sie drohte mit ihrem Austritt, falls der Antrag zum Beschluß erhoben werden sollte.[2])

Bei der entscheidenden Abstimmung finden wir überraschender Weise die bayerische Fortschrittspartei unter den Gegnern des Antrags. Auf ihre Haltung ist nicht ohne Einfluß geblieben die persönliche Einwirkung Hohenlohes. Er suchte mit Hilfe des bayerischen Gesandtschaftsattachés Grafen Luxburg die Fortschrittspartei gegen die Adresse einzunehmen. So stimmten schließlich alle bayerischen Abgeordneten, wenn auch aus verschiedenen Motiven heraus, gegen die Adresse.

Die ablehnende Haltung der süddeutschen Fraktion begründete von Thüngen. Seine Rede atmete männlichen nationalen Geist. Sie sprach unter anderem auch von der schonungsbedürftigen zarten Pflanze der Freundschaft zwischen Nord und Süd. Sie bekannte sich zu rückhaltloser Treue gegen die Allianzverträge. Die Partikularistische Presse in Bayern war stolz auf den Erfolg der Süddeutschen Fraktion in der Adreßdebatte. Ihre Freude ward nur einigermaßen gedämpft durch die von Thüngen angeschlagenen stark nationalen Töne. Der Volksbote in München schüttelte den Kopf über solche Anbiederungen. Er fand nur darin einen gewissen Trost, daß Thüngen, als er einen

[1]) Hohenlohe I, 304, 305, 308, 311.

[2]) Schäffle, Aus meinem Leben I, 136—145. Hohenlohe I, 307 ff.

Vertragsbruch weit von sich wies, doch wenigstens das Wörtchen „niemals“ weggelassen habe, das der Telegraph erst gemeldet.

Einzelne fortschrittliche Blätter in Bayern tadelten die Haltung der bayerischen Fortschrittspartei in Sachen des Adressenantrags. Nach ihrer Meinung hätte die Partei unbedingt, schon des Eindrucks wegen, mit den Nationalliberalen gehen müssen. Die Wochenschrift der Fortschrittspartei verteidigte sie. Sie fand sich für die Ablehnung der Adresse vollkommen entschädigt durch die patriotische Rede des Freiherrn von Thüngen. Mehr als Thüngen hätte schließlich auch die Adresse Metz nicht besagt.[1])

Die Adreßdebatte war nicht die einzige Gelegenheit zu politischen Auseinandersetzungen im Zollparlament. Eine zweite deutsche Debatte entspann sich am 18. Mai.[2]) Ein Antrag des Nationalliberalen Ludwig Bamberger mutete dem Zollparlament einen Eingriff in innerhessische Angelegenheiten zu. Sofort stellte der württembergische Demokrat Propst die Kompetenzfrage. Er drohte dem Zollparlament mit Frankreich. Bismarck wies die Drohung mit schneidender Schärfe zurück. Ein Appell an die Furcht werde in deutschen Herzen keinen Widerhall finden. Im Nu stand man mitten in einer politischen Debatte. Und gerade die hatte bisher die süddeutsche Fraktion auf jede Weise zu verhindern gesucht. Nun bestieg der bayerische Fortschrittler Völk die Rednertribüne und improvisierte die berühmteste Rede seines Lebens. Er bestritt der süddeutschen Fraktion das Recht, sich allein als Vertreter Süddeutschlands aufzuspielen. Er sprach von dem unaufhaltsamen Schritt der deutschen Einheitsbewegung, von der Unwiderstehlichkeit des deutschen Nationalwillens. Seine Rede klang aus in einen Hymnus auf den deutschen Frühling. Noch würfen einzelne mit Schneeballen um sich. Aber die fortschreitende Jahreszeit würde bald das Material dafür aufzehren. Es sei Frühling geworden in Deutschland. Es war eine Rede ganz nach dem Herzen der deutschen Partei des Südens. Tosender Beifall belohnte den glücklichen Redner. Ergrauten Parlamentariern standen Tränen im Auge. Ein Hauptwunsch der süddeutschen Minorität war nun erfüllt. Das Ausland hatte nun auch die Kehrseite der süddeutschen Medaille zu Gesicht bekommen, und die sah wesentlich anders aus als die in der Adreßdebatte hervorgetretene Vorderseite. Die süddeutsche Fraktion erschien in dieser rauschenden Stunde nur mehr wie die Fliege am Mühlrad.

[1]) Wochenschrift 1868, 9., 16. Mai: Flitterwochen des Zollparlaments.

[2]) Schultheß 1868, S. 70.



Nach Schwaben zurückgekehrt, wurde der Mensch und Politiker Völk in nationalen Völkfesten zu Memmingen, Konstanz, Augsburg gefeiert.[1])

Den bayerischen Partikularisten aber lastete jener 18. Mai wie Albdruck auf der Seele. Und monatelang kann sich die Augsburger Postzeitung nicht beruhigen über den Erfolg der Völkschen Rede, über die Völkfeiern des Schwabenlandes.[2])

Das Zollparlament ging Ende Mai auseinander. Ein Vollparlament war nicht daraus geworden. Für Bismarck war ein deutsches Parlament augenblicklich nur in Form eines Wirtschaftsparlaments brauchbar. Auch in den beiden noch folgenden Sitzungen, 1869, 1870 ist das Zollparlament streng in dem Rahmen seiner Geschäftsaufgaben geblieben. Sie fanden auch in der Publizistik nicht mehr die Aufmerksamkeit, die die erste Sitzung gefunden hatte.

In den zusammenfassenden Betrachtungen der Fortschrittspresse herrscht der Eindruck des Unbefriedigtseins vor.[3]) Das Zollparlament war doch ein sehr minderwertiger Notbehelf für ein deutsches Nationalparlament, noch mehr für einen deutschen Staat. Der Süden gab wichtige Rechte preis. Er wurde dafür durch keine Vorteile, wie sie nur staatliche Gemeinschaft bringt, entschädigt. Es fehlte ein den Staaten des Südens und Nordens gemeinsamer Staatshaushalt. Nach dessen Bedürfnissen hätte die indirekte Besteuerung abgestuft werden müssen. Zollbundesrat und Zollparlament waren nur als Abschlagszahlung auf einen deutschen Bundesstaat erträglich.

Auch die Organe der Mittelpartei schlagen das Ergebnis der Sitzung nicht sonderlich hoch an. Ihr Hauptverdienst erblicken sie lediglich in der persönlichen Berührung zwischen Nord und Süd. In der Tat kannten sich damals Nord und Süd noch herzlich wenig. Man kannte sich eigentlich nur aus Witzblättern und Zeitungen, von gemeinsamen Turner- und Schützenfesten her. Die Eisenbahnen dienten damals noch mehr dem Geschäfts- als dem Personenverkehr. Und so ist auch jener Gesichtspunkt nicht gering anzuschlagen. Gerade eine große Anzahl von eingefleischten Preußenhassern hatte das Zollparlament nach Berlin gezwungen.

Nicht ohne Genugtuung blicken die Blätter der Rechten auf die verflossene Sitzung.[4]) Die süddeutsche Fraktion hatte ihr Ziel im

[1]) Wochenschrift 1868, 9. Juni, 11. Juli.

[2]) Augsburger Postzeitung 1868, 22., 23., 24., 25., 26., 29. Juni, 19,. 20. Juni.

[3]) Wochenschrift 1868, 30. Mai.

[4]) Augsburger Postzeitung 1868, 14. Mai, 2. Juni.

wesentlichen erreicht. Das Zollparlament hatte sich, abgesehen vom 18. Mai, jeder gefährlichen nationalen Kundgebung, jeder parlamentarischen Revolution enthalten. Die preußische Annexionslokomotive war, wie Schäffle sich ausdrückte, am Main zum Stehen gebracht. Die konservativen Parteien aus Nord und Süd hatten sich in Berlin die Hände gereicht. Die einstige großdeutsche Partei hatte in der süddeutschen Fraktion neue Auferstehung gefeiert. Bei ihrem Abschied von Berlin erließ die Fraktion eine Erklärung an ihre Wähler. Hier legte sie Rechenschaft ab über ihre Verdienste in der verflossenen Session, namentlich bezüglich der von ihr verhinderten Steuern.[1]) In seinem politischen Teil setzt sich das von Schäffle verfaßte Schriftstück mit dem Norddeutschen Bund auseinander.[2]) Es wird nicht der Bundesstaat im allgemeinen, wohl aber in der zentralisierten Form des Bismarckschen Einheitsstaates, abgelehnt. Insbesondere wird gegen den unproduktiven Militarismus Front gemacht. Die Freiheit dürfe nicht dem Moloch der Einheit geopfert werden. Als liberales Gegenstück zum reaktionären Nordbund wird ein Südbund in Aussicht genommen. Bemerkenswert ist an der Erklärung wieder das mutige Bekenntnis zur Treue gegen die Allianzverträge.

Von der preußenfeindlichen Haltung der konservativen Zollparlamentsberichte machen auch die Historisch-Politischen Blätter keine Ausnahme. Doch wahrt sich Jörg in Berlin ein offenes Auge nicht nur für die Schwächen des Norddeutschen Bundes, sondern auch für die Vorzüge des preußischen Wesens. Er bewundert Bismarck als den Vertreter eines wetterharten Arbeitsvolkes. Er sieht in der Stadt Berlin das Produkt unermüdlichen Fleißes, ununterbrochenen Kampfes mit der kargen Natur, mit der Heide. Berlin — so prophezeit er sehr zum Verdruß der Freunde Österreichs — werde in zehn Jahren Hauptstadt eines mächtigen Reichs sein oder es werde Gras auf seinen öffentlichen Plätzen wachsen. Über die Bedeutung des Zollparlaments gibt sich Jörg keiner Illusion hin. Er nennt es einen brodelnden Hexenkessel, für den einen gut, um deutschen Frühling zu spielen, für den andern, um mit Schneeballen dreinzuwerfen.[3])

Unter der Erklärung der süddeutschen Fraktion steht auch der Name des Demokraten Kolb. Die bayerische Demokratie hatte sich

---

[1]) Schultheß 1868, S. 73. Rapp, a. a. O. S. 299, 300.

[2]) Rapp, a. a. O. S. 299, 300. Augsburger Postzeitung 1868, 2. Juni. Schäffle, Aus meinem Leben I, 140 ff.

[3]) Historisch-Politische Blätter LXIV (1869), 4, 67.

während der Session des Zollparlaments in Nürnberg organisiert. Es ward in Nürnberg eine Landesgruppe der deutschen Volkspartei des norddeutschen Arbeiterführers Jakoby begründet. Auf ihrem Programm prangten die drei Schlagworte der französischen Revolution: Freiheit, Gleichberechtigung, Brüderlichkeit, die Forderung nach Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung vom Jahre 1849.[1]) Im Zollparlament war Kolb ganz mit der süddeutschen Fraktion zusammengegangen. Kolb ist später, 1870, aus dem Zollparlament ausgetreten. In seinem in der Frankfurter Zeitung veröffentlichten Absagebrief legt er die Gründe seines Austritts auseinander.[2]) Dem Zollparlament fehle es an jeder Gründlichkeit. Es sei viel zu sehr aus Politikern anstatt aus Fachleuten zusammengesetzt. Für ein Zollparlament enthalte es viel zu viel Dilettanten, dagegen für ein deutsches Parlament viel zu wenig Volk. Die Diätenlosigkeit mache es zu einer Vertretung der Reichen. Sie hebe das wieder auf, was das allgemeine Wahlrecht an Garantien für eine wahre Volksvertretung gewähre.

Bei der Erklärung der süddeutschen Fraktion fehlt die Unterschrift Jörgs. Jörg konnte den Glauben der Unterzeichner an einen liberalen Südbund nicht teilen.[3])

---

5. Kapitel.

Der Südbund.

Der Prager Friede befahl den Südbund nicht. Er gestattete ihn. Er legte ihn den Südstaaten nahe. Er schien sie aufzufordern, eine schwer erwirkte Erlaubnis doch auszunützen.

Würden die Südstaaten jene Erlaubnis auch ausnützen? Würden sie das Geschenk auch annehmen? Sicher rechneten die Urheber jenes Paragraphen damit. War doch die Trias, die Vorläuferin des Südbunds, immer ein Wesensteil süddeutscher, besonders bayerischer Politik gewesen. Wer jetzt noch die Trias wollte, mußte den Südbund wollen. Die norddeutschen Mittelstaaten waren ja für eine Politik des dritten Deutschland verloren. Ein Südbund war die natürliche Antwort der Südstaaten auf den Nordbund. Hier verband sich norddeutsche Art,

[1]) Schultheß 1868, S. 157. Nürnberger Anzeiger 1868, 16. Mai.
[2]) Wochenschrift 1870, 30. April.
[3]) Historisch-Politische Blätter LXI (1868), 63.

hier süddeutsche; hier Verstand, hier Phantasie, hier Strenge, hier Weichheit; hier Monarchismus, hier Liberalismus. Konnte nicht Bayern in ähnlicher Weise zum Kristallisationspunkt eines Südbundes werden wie Preußen den Nordbund um sich herumgruppiert hatte? Mußte sich nicht Bayern geradezu auf jenes Geschenk stürzen, es zur Erhöhung seiner nach der Katastrophe sehr fraglich gewordenen Machtstellung benützen?

Tatsächlich hat wie vor 1866 der Triasgedanke, so nach 1866 die Südbundsidee in den Gedankengängen bayerischer Staatsmänner, Parteimänner, Redakteure eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Idee schmeichelte dem Altbayerntum, sie schmeichelte der Dynastie. Sie war eine Rückzugslinie für alle jene, die in der Verwirklichung des Kleindeutschtums eine Zerschneidung des Lebensnervs süddeutscher Eigenart erblickten. Wir werden von vornherein die Anhänger des Südbunds unter den Altbayern, unter den Partikularisten, bei Adel und Dynastie, bei der kirchlichen Partei suchen. Wir werden uns nicht wundern, sie unter den Vertretern des Großdeutschtums zu finden.

Jeder leitende Minister Bayerns in der Reichsgründungszeit mußte zu Trias wie Südbund naturnotwendig die Stellung wohlwollender Neutralität, wenn nicht aktiver Sympathie einnehmen. So finden wir denn auch jenen Minister, der in der Zeit zwischen 1849—1866 so eigentlich den Ton in der bayerischen Politik angab, von der Pfordten, erst als Trias-, dann als Südbundspolitiker. Aber das Zwingende der Südbundsidee ist für Bayern so mächtig, daß ihr selbst ein kleindeutscher Minister wie Fürst Hohenlohe zeitweise unterliegt. Unter den bayerischen Parteien verwarf den Südbund dauernd nur die Linke und die Demokratie, letztere mit Ausnahme eines verschwindenden Bruchteils. Dagegen stand ihm die Rechte fast durchwegs, die Mittelpartei wenigstens zeitweilig sehr nahe. Die Höhepunkte der Agitation fallen in den Sommer 1867 und 1868, in die Zeit nach der Salzburger Kaiserbegegnung und nach der ersten Session des deutschen Zollparlaments.

Die Realisierung des Südbundprojektes hing in jener Zeit des noch sehr unparlamentarischen Konstitutionalismus nicht von den Parteien, sondern von dem Vorhandensein und der Initiative starker Dynastien und fähiger Minister ab. Einen Cavour ersehnte der südbundfreundliche Verfasser der an der Jahreswende 1866/67 erscheinenden Flugschrift: „Von der Pfordtens Wirken und Wirkungen." Aber von der Pfordten war kein Cavour, und die Wittelsbacher waren



keine Hohenzollern. Die Hohenzollern hatten damals für ein starkes Heer als Stütze ihrer deutschen Mission Krone und Leben aufs Spiel gesetzt. Die Wittelsbacher waren schon Jahrzehnte lang fast nur mehr für Kunst, Wissenschaft, Musik vorhanden, lieferten die Politik, wenigstens seit Max II., mehr und mehr dem antimilitaristischen Kammerregiment des bürgerlichen Liberalismus aus.

Von der Pfordten, der typische Vertreter der deutschen Mittelstaatspolitik, fühlte die Schwäche seiner durch keine Waffen, nur durch Recht und Verträge, durch Diplomatie, durch kluges Balanzieren gestützten Staatskunst. So sehr er einerseits des Rückhalts an einem militärisch starken Bundesgenossen bedurfte, so mußte er doch aus Furcht vor einer Mediatisierung seines Staates ein Bündnis mit einer der beiden Vormächte, mußte er die ihm im Frühjahr 1866 von Preußen angebotene Hilfe zur Aufrichtung eines Südbundes ablehnen. Der Südbund sollte von selbst kommen. Während Preußen die norddeutschen Mittelstaaten annektierte, sollten die geängstigten Südstaaten von selbst unter Bayerns Fittiche fliehen. Nicht im Vertrauen auf Bayerns Macht, die nicht vorhanden war, die stets von einem Bündnis mit einer Großmacht abhängig war, sondern auf Bayerns Treue, Rechtlichkeit, Föderalismus sollten die jeden Schutzes, auch des österreichischen, beraubten Südstaaten zu Bayern kommen und ihm die Führerrolle der Südstaaten anbieten. Aber der Mangel an Macht zog schließlich auch den Verlust des Vertrauens nach sich.

Von der Pfordten fehlte nach der Katastrophe nicht das Gefühl für die vollkommen zuungunsten Bayerns veränderte süddeutsche Situation. Er sagte sich öffentlich von Trias und Südbund los. Insgeheim aber hoffte er — und dies kommt besonders in seinem Novemberrundschreiben 1866 zum Ausdruck —[1]) immer noch auf ein Zustandekommen des Südbundes infolge Schutzbedürfnisses der Südstaaten. Aber Bayern durfte im Herbst 1866 noch viel weniger als vor dem Kriege drängen, mußte noch geduldiger warten, um ja dem so notwendigen Wachstum des Vertrauens der Südstaaten keine Schranke vorzubauen.

Wie stellen sich nun im Herbst 1866 die bayerischen Parteien zum Südbund? Wir finden Zentrum und Rechte noch unschlüssig, Linke und Demokraten durchaus ablehnend.

[1]) Döberl, Bayern und Deutschland (München 1918), S. 32, 148 ff.

In der kurzen zur Bewilligung der Kriegskredite Ende August 1866 einberufenen Landtagssession kam auch der Südbund zur Sprache. Die Linke verwarf in ihrem revidierten Programm vom 28. August ausdrücklich die Bildung eines südwestdeutschen Bundes.[1]) Ihr Antrag vom 30. August (Völk und Genossen)[2]) begann: „Seine Majestät wolle auf jeden Versuch zur Bildung eines südwestdeutschen Bundes verzichten." In dem Kompromißantrag Barth dagegen fehlt jene Stelle gegen den Südbund. Der Realpolitiker Barth opferte sie dem Frieden zuliebe. Die Linke sah von Anfang an im Südbund den Pferdefuß des Partikularismus, der „Habsburgerei", der „Rheinbündelei". Der nun glücklich beseitigte österreichische Einfluß in Deutschland durfte nicht durch eine solche Hintertür wieder eingeschmuggelt werden. Der Südbund war ihr ein Hindernis der Wiedervereinigung zwischen Nord und Süd, eine Verewigung der Mainlinie. Er war ihr die Absetzung des deutschen Bundesstaats.

Das Zentrum dagegen wollte die Brücke zum Südbund noch nicht hinter sich verbrannt wissen. Es dachte davon ähnlich wie von der Pfordten. Man konnte nie wissen, wozu das Projekt noch einmal gut war. Der Südbund konnte noch ein Damm gegen die Überflutung durch den preußischen Einheitsstaat deutscher Nation werden, eine Notwehr gegen Annexion. Ein Bund von Südstaaten ließ sich weniger leicht aufsaugen als jeder von ihnen in seiner traurigen Vereinzelung.

Deutlicher als bei der Augustsession des Landtags kommt der Standpunkt der Parteien bezüglich des Südbunds gelegentlich der großdeutschen Versammlung in Stuttgart vom 12. Oktober zum Ausdruck. Punkt 3 und 4 der hier angenommenen Resolution besagte:[3])

„Im Hinblick auf die Hindernisse, welche einer solchen Wiedervereinigung (Deutschlands) bis jetzt entgegenstehen, und da dem Norddeutschen Bunde bis jetzt noch jede Verfassung mangelt, welche eine freiheitliche und parlamentarische Entwicklung der Einzelstaaten wie des Bundes gewährleistete, erklären wir es für eine dringend gebotene Aufgabe der süddeutschen Staaten, daß sie im Interesse der Selbsterhaltung wie des freiheitlichen und nationalen Fortschritts sich untereinander verbinden. ...... Die freie Entwicklung der inneren Verfassungsverhältnisse der süddeutschen Staaten muß die wesentliche

[1]) Schultheß 1866, S. 216.
[2]) Schultheß 1866, S. 217.
[3]) Schultheß 1866, S. 228—230.

Grundlage ihres Bundes bilden. Insbesondere muß derselbe durch ein auf allgemeiner Wehrpflicht und kurzer Präsenzzeit beruhendes, wenigst kostspieliges Wehrsystem sich die Möglichkeit schaffen, im rechten Augenblick seine durch das allgemeine nationale Interesse gebotenen Bedingungen einer Vereinigung mit dem übrigen Deutschland tatkräftig vertreten zu können."

Die Resolutionen kennzeichnen den Standpunkt der Württemberger Mehrheitspartei, der Württemberger Demokraten. Von den bayerischen Demokraten schlossen sich dieser Kundgebung nur wenige an, darunter der an der Versammlung teilnehmende Pfälzer Kolb. Die Mehrzahl der bayerischen Demokraten, insbesondere die fränkische Demokratie, trennte sich in der Südbundsfrage von ihren württembergischen Gesinnungsgenossen und nahm einen der Fortschrittspartei angenäherten Standpunkt ein. Wir finden ihn in einer Kundgebung des Nürnberger Anzeigers vom 30. Juli 1866: „Wir erklären die süddeutschen Regierungen für unfähig, einen Südbund auf freiheitlicher Grundlage zu schließen, fürchten Anlehnen an Österreich oder Frankreich. Wir wollen uns nicht an den Wagen der Gewalt hindrängen, auch keinen Pakt schließen mit Pfordten, Varnbüler und Gesinnungsgenossen. . . . . . . Also 1. keine Sonderstellung Bayerns und Württembergs, 2. keinen südwestdeutschen Bund, 3. keinen Anschluß der süddeutschen Staaten an Österreich, 4. keine Trennung von Norddeutschland."

Zu der Stuttgarter Versammlung war auch das bayerische Zentrum eingeladen worden. Der Zentrumsführer Hohenadel ward sogar als Veranstalter der Unternehmung neben den Demokraten Grün und Röckel aus Baden genannt. Der Zentrumsführer Pözl lehnte jedoch nach Rücksprache mit den Parteigenossen die Einladung ab. Pözl rechtfertigte in drei offenen Briefen seinen Standpunkt.[1])

Darin erklärte er den Südbund für einen Notbehelf. Es liege ihm keine höhere Idee zugrunde. Deswegen könne er auch nicht zur Grundlage einer Massenagitation gemacht werden. Die Agitation müsse vielmehr von den Regierungen ausgehen. Nur gegen renitente Regierungen sei eine Agitation am Platze. — Die ganze Unsicherheit der Mittelpartei kommt in dieser Kundgebung zum Ausdruck. Der Südbund wird einerseits verworfen, andererseits doch als Ziel betrachtet. Er wird einerseits als Notbehelf hingestellt, andererseits wird Agitation gegen Regierungen gefordert, die sich ihm gegenüber passiv

[1]) Wochenschrift 1866, 1. Dezember.



verhalten. Der Südbund soll errichtet werden, aber das Zentrum soll nichts dazu tun. Pözl verachtet den Südbund, warnt die Massen vor Agitation, bleibt der Stuttgarter Versammlung fern, aber die Regierungen sollen dafür wirken. Das bayerische Zentrum legt die Hände absichtlich in den Schoß, um sich nicht durch die Propagierungen eines Notbehelfs ohne höhere Idee zu diskreditieren, will aber gleichwohl jede Südbundsanregung von außen her wohlwollendst aufnehmen. Es stand also, wie die Wochenschrift der Fortschrittspartei folgerte, folgendes zu erwarten: Das Zentrum würde sich in der Kammer gelegentlich sympathisch für den Südbund aussprechen, aber wenn die Rechte Maßregeln in dieser Richtung forderte, so würde sie damit allein bleiben.

In der Zentrumspresse regen sich jetzt noch kaum Stimmen für einen Südbund, nur vereinzelt in der Allgemeinen Zeitung. Sie ist ja Sprechsaal für alle Parteien nicht nur Bayerns, sondern überhaupt Süddeutschlands, also auch der südbundfreundlichen Württemberger Demokraten. Auch die Presse der Rechten ist im Herbst 1866 noch sehr zurückhaltend. Die Historisch-Politischen Blätter hatten vor dem Kriege die Trias bekämpft. Folgerichtig mußten sie jetzt auch den Südbund verwerfen.[1]) Jörg zog die Herrschaft einer starken Monarchie in einem kleinen Deutschland dem Walten des mittelstaatlichen Liberalismus vor. Als Ersatz für ein Südbundsparlament empfahl er öftere Einberufung der süddeutschen Einzellandtage. Auch der Volksbote kann sich zunächst für den Südbund noch nicht erwärmen. Erst gegen Ende des Jahres werden in der kirchlichen Presse, so in der Augsburger Postzeitung, die Stimmen für den Südbund energischer. Auch die demokratische Agitation verstärkt sich. Wir sehen dies in der Broschüre: „Von der Pfordtens Wirken und Wirkungen", besonders in ihrem letzten Kapitel, das den Südbund zwar bereits für verpaßt, aber noch nicht für unwiederbringlich verloren hält.

Die Berufung des Ministeriums Hohenlohe vermindert die Aussichten auf einen Südbund. Es wirkt aber zugleich, indem es die Gegensätze zwischen rechts und links im Parteiwesen verschärft, aufpeitschend auf die Südbundsbestrebungen.

Hohenlohe hatte bereits in seiner Kammerrede vom August 1866 den Südbund verächtlich als ein „Winkeldeutschland" bezeichnet. Sein Januarprogramm 1867 verkündete: Die Regierung werde nicht die

[1]) v. Müller, Bayern im Jahre 1866, S. 157; Historisch-Politische Blätter LVIII (1866), S. 226, 326, 468, 977.



Hand bieten zum Abschluß eines südwestdeutschen Bundes. Denn einerseits sei hiefür die nötige Übereinstimmung der süddeutschen Regierungen und Parteien nicht zu erreichen, andererseits erweitere er nur die Kluft zwischen Nord und Süd. Und diese gelte es doch vor allem zu überbrücken.

Die Parteien erklärten ihre Übereinstimmung mit Hohenlohes Programm und damit auch mit seiner Ablehnung des Südbunds. Ausdrücklich verwarf ihn das rechte Zentrum, das linke Zentrum dagegen scheinbar widerwillig: Störungen der deutschen Einigung seien zu vermeiden. Ob der Südbund unter den Begriff Störung falle, darüber sprach es sich nicht aus. Jedenfalls hielt es sich durch diese gewundene Erklärung den Rückzug auf den Südbund offen. Bei der Erklärung des rechten Zentrums oder der Rechten, wie es Schultheß nennt,[1]) waren die Mitglieder der eigentlichen Rechten nicht beteiligt. Sie versuchten durch Jörg vergeblich in der deutschen Debatte zu Worte zu kommen. Die Linke hatte schon in der Motivierung ihres die Hohenlohesche Programmrede veranlassenden deutschen Antrags die Ablehnung des Südbundes ausgesprochen. Am 23. Januar trat nun merkwürdigerweise ein Redner der Linken, der Pfälzer Umbscheiden, für eine Trias ein.[2]) Er meinte damit nicht den Südbund, aber trotzdem kam die Linke, wenn der Redner in ihrem Auftrag sprach, dem Südbund erheblich näher als die beiden Zentren. Umbscheiden, als alter Anhänger der Trias bekannt, hat indessen in diesem Falle persönliche Politik getrieben, und die Linke ist später in der Wochenschrift und in der Herbstsitzung des Landtags offiziell von Umbscheiden abgerückt. Daß man übrigens Anhänger der Trias und trotzdem Feind des Südbunds sein konnte, beweisen die ganz in Umbscheidens Gedankengängen wandelnden Februarbetrachtungen eines Großdeutschen „über den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund“. Der Verfasser hält weder ein völkerrechtliches noch ein Verfassungsbündnis Südwestdeutschlands für möglich. „Vier Genossen, wovon einer die Hälfte seines Gebietes der Disposition einer nicht zum Bunde gehörigen fremden Macht überlassen müßte, ein anderer durch die politische Neigung seiner Staatsmänner und durch dynastische Familienbande zum Norddeutschen Bund gravitiert, ein dritter eine eifersüchtige Scheu gegen jedes fesselnde Band hegt und nur zu einer Einigung von Fall zu Fall sich herbeiläßt, der vierte und größte

[1]) Schultheß 1867, S. 187, 188.

[2]) v. Müller in Riezlerfestschrift, S. 356.

endlich seine Fähigkeit zur Führerschaft eben erst nicht sehr glänzend dokumentiert hat, sind nicht imstande, einen Bundesstaat zu gründen."

In der wahrscheinlich offiziösen Flugschrift: „Bayern und die deutsche Frage" taucht bereits ein später Hohenlohescher Gedanke auf: der Südbund als Umweg zu einer nationalen Verbindung Bayerns mit dem Norddeutschen Bund. Ideell berührt sich mit den Südbundsbestrebungen die großbayerische Broschüre: „Bayerns natürliche Grenzen". Dem hier geforderten, Deutsch-Österreich einschließenden Großbayern mußte von selbst die Führerschaft des deutschen Südens zufallen.

Bewußt tritt für den Südbund ein die aus dem Volksbotenkreise hervorgehende Flugschrift: „Bayern und das politische Programm des Fürsten Hohenlohe". Der Verfasser sieht in den von Hohenlohe einberufenen, anscheinend fruchtbar verlaufenen Militärkonferenzen süddeutscher Minister in Stuttgart vom Februar 1867 einen hoffnungsvollen Hinweis auf die Möglichkeit eines Südbundes. Er will den Südbund aber nicht als Umweg zum Anschluß an den norddeutschen Bund, sondern als Selbstzweck. Er will einen ewigen Südbund. Die deutsche Einheit opfert er ohne Bedenken der Freiheit der einzelnen Stämme. Die bayerische Eigenart ist ihm so wertvoll, daß sich ihr Verlust in keiner Weise rechtfertigen oder ersetzen lasse. Der Südbund ist ihm ein Symbol des Friedens, der Beruhigung des schwergeprüften Europa, der Versöhnung der von Rüstungen erdrückten europäischen Nationen. Sein Südbund würde sich der traditionellen Gunst der Napoleoniden gegen das dritte Deutschland zu erinnern haben, würde an Österreich und Frankreich die nötige militärische Anlehnung zu finden wissen. Der Draht nach Preußen wäre ein für allemal abzuschneiden.

In der Publizistik der Rechten verstummt von jetzt an der Ruf nach dem Südbund nicht wieder. Die Veröffentlichung der Allianzverträge, die Luxemburger Krise, die Bekanntgabe der neuen Zollverträge drücken zwar die Südbundaussichten im Frühjahr und Sommer 1867 wieder herab, drängen die Agitation zurück. Aber die Begegnung der beiden Besiegten von 1866, des österreichischen und französischen Kaisers, im August 1867, die Gefahr einer Koalition der beiden Kaiserreiche gegen den Norddeutschen Bund, die fortschreitende Enttäuschung des süddeutschen Liberalismus durch die reaktionäre Innenpolitik des Norddeutschen Bundes, das alles lieferte gegen Ende des Sommers 1867 wieder neues Wasser auf die Mühle



der Südbundsfreunde.[1]) Der Napoleonkultus erhebt schüchtern sein Haupt wieder in der partikularistischen Presse. Die französische und österreichische Presse sekundiert der neuerwachten Südbundsagitation im demokratischen Lager Württembergs und im kirchlichen Lager Bayerns. Gerüchte gingen um, daß Hohenlohe seit den Salzburger Tagen dem Südbundsgedanken nicht mehr so feindlich gegenüberstehe wie bisher. Gleichzeitig machte ein aus der Feder des ehemaligen Demokraten Julius Fröbel stammendes Programm für eine neue bayerische Regierungszeitung die Runde durch die europäische Presse.[2]) Das Zirkular, vom bayerischen Ministerrat einstimmig gebilligt, riet Bayern, aus der Not eine Tugend zu machen, das Gesellschaftskleid der unabhängigen europäischen Staaten anzuziehen, sein Heil, seine Bedeutung künftighin nicht mehr in äußerer, sondern in innerer Großmachtpolitik, in Kulturpolitik zu suchen, den Südbund, der bisher nicht zustande gekommen sei und auch fernerhin wenig Aussicht auf Verwirklichung habe, dahingestellt sein zu lassen, sich im übrigen mit dem Bewußtsein mitteleuropäisch-germanischer Kulturgemeinschaft zu begnügen. Die partikularistische Presse Bayerns sprach auf Grund dieses Programms ernstlich von einer preußenfeindlichen Schwenkung der Regierung, die fortschrittliche begann an Hohenlohe irre zu werden.

In seinem Programm vom Oktober 1867 lehnte Hohenlohe abermals den Südbund ab. Aber vom November 1867 an finden wir ihn tatsächlich auf Südbundsbahnen. Sein „weiterer Bund" war seit Ende Mai 1867 auf dem toten Punkt. Hohenlohe hatte bei seiner Verfolgung folgenden Weg eingeschlagen: Erst Vereinbarung mit den süddeutschen Staaten, dann erst Verhandlungen mit dem Norddeutschen Bund. Bisher hatte er diesen Weg freiwillig eingehalten, jetzt erschien er ihm als einzig richtig, als Pflicht. Er hatte sich jetzt im Gegensatz zu der preußischen folgende Auffassung des Prager Friedens angeeignet:[3]) Nicht ein einzelner Südstaat allein

[1]) Zur Salzburger Kaiserbegegnung: Hohenlohe I, 258. Haltung der Parteien: Wochenschrift 1867, 31. Aug.; Augsburger Postzeitung 1867, 9., 12., 13., 19., 20., 28. August; Historisch-Politische Blätter LX (1867), 24; Nürnberger Korrespondent 1867, 4., 11. August; 18., 29. September; 20., 26., 27. Oktober; Nürnberger Anzeiger 1867, 4. August.

[2]) Wortlaut: Allgemeine Zeitung 1867, 30. August; Stellung der Parteien: Wochenschrift 1867, 7., 14., 21. September; Historisch-Politische Blätter XL (1867), 29, Fröbel II, 507; 510.

[3]) H. v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches V, 183; Bennigsen II, 154.

darf dem Norddeutschen Bund beitreten oder sich anschließen, sondern nur eine Gesamtheit der Südstaaten, wenn möglich unter sich verbunden durch ein süddeutsches Verfassungsbündnis. Vom November an hielt er dieses Bündnis, den Südbund sogar für Pflicht. Den Anstoß zu letzterer Wandlung gab unmittelbar ein durch den Kanzler Grafen von Beust ausgeübter Druck Österreich-Frankreichs auf Bayern Ende November 1867.[1]) Frankreich würde — so drohte Beust — die fortgesetzte Umgehung des Südbunds als einen Akt der Unfreundlichkeit seitens der süddeutschen Staaten betrachten und sie bei Gelegenheit zum Abschluß eines solchen zwingen. Hohenlohe berichtete über diese Unterredung mit Beust seinem König und ließ sich von ihm Vollmachten zu Südbundsverhandlungen geben.[2]) Er ließ sich durch seinen Ministerialrat Völderndorff den Entwurf zu einem „Verein der süddeutschen Staaten" ausarbeiten und verhandelte auf dieser Grundlage mit Varnbüler-Württemberg und mit Freydorf-Baden. Preußen versprach sogar Unterstützung. Aber schon nach wenigen Monaten erscheint das Südbundsprojekt wieder ad acta gelegt.[3]) Der partikularistische Ausfall der Zollparlamentswahlen im Februar 1868 hatte Hohenlohe, Baden und Preußen alle Lust am Südbund verdorben. Ein Südbund ohne Südbundsparlament war bei dem Vorherrschen des Liberalismus in Süddeutschland undenkbar. Die einzige Berechtigung des Südbundes wäre ja gerade in seiner liberalen Mission, in der Vermeidung des angeblich reaktionären Geistes, der Härten des Norddeutschen Bundes, in einem vorbildlichen Parlamentarismus gelegen, der kein bloßes Wirtschaftsparlament duldete. Nun aber war dem Ergebnis der Zollparlamentswahlen zufolge die Mehrzahl der süddeutschen Bevölkerung partikularistisch-antipreußisch-liberal mit einem starken Stich ins Demokratische. Mit einer solchen den Regierungen wie den Dynastien gleich unangenehmen Majorität mußte auch das Südbundsparlament rechnen. Außerdem war Preußen im Frühjahr 1868 wieder obenauf, Frankreich und Österreich wieder durch innere Nöte in Anspruch genommen: eine Südbundsaktion war daher von dieser Seite nicht mehr zu befürchten.

Hohenlohe hatte bereits den Südbund verabschiedet, als er von anderer Seite, nämlich gerade durch die süddeutsche Majorität im

[1]) Hohenlohe I, 277.

[2]) Hohenlohe I, 283—287.

[3]) Hohenlohe I, 299. Über Bismarcks spätere Stellung zum Südbund vgl. Fröbel II, 544.

Zollparlament, die „Süddeutsche Fraktion“, wieder in Gang gesetzt wurde. Ihre Erklärung an ihre Wähler vom 22. Mai 1868 ist neben den Resolutionen der Stuttgarter Versammlung vom Oktober 1866 die bedeutendste Kundgebung süddeutscher Parteien für den Südbund.

Es wird hier u. a. ausgeführt:[1]) Die Fraktion fühlt sich verpflichtet, den süddeutschen Wählern das Ergebnis mitzuteilen, das eine auf unmittelbarer Anschauung beruhende Prüfung der Stellung der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bunde gehabt. Der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund sei abzulehnen: er würde weder die Einigung der gesamten Nation, noch konstitutionelle Freiheit, noch die besonderen Interessen Süddeutschlands fördern. Die überwiegende Bevorzugung der Militärzwecke im Norddeutschen Bund beeinträchtige die Pflege der materiellen und geistigen Interessen und führe ohne finanzielle Erleichterung des preußischen Volkes zu einer steigenden Belastung der Bundesgenossen. Diese Belastung würde als notwendige Folge der traditionellen Politik Preußens eine dauernde sein. Fast allen Parteien nördlich der Mainlinie gelte die Unterwerfung der Südstaaten nur als eine Frage der Zeit und als einziges Ziel des preußischen Berufes. Daß das schließliche Aufgehen des Südens in den deutschen Einheitsstaat die Folge wäre, dränge sich jedem als Gewißheit auf, der sich vom Schein staatlicher Übergangsformen nicht täuschen lasse. Die durch Annektierungen gesteigerte Übermacht des Präsidialstaates gestatte selbst der berechtigtesten Geltung der kleineren Bundesgenossen keinen Raum. Diesen Verhältnissen gegenüber sei es Aufgabe, die kräftige Bewahrung der Selbständigkeit der Südstaaten mit der aufrichtigen Erfüllung der nationalen Pflichten in Einklang zu bringen. „Den Weg zu diesem Ziel“, so fährt die Erklärung weiter, „finden wir in einer entschieden freisinnigen Politik und in einer festen Verbindung der Südstaaten. Wir haben die Überzeugung gewonnen, daß es für diese Staaten, Regierung und Volk, dringend geboten ist, aus haltloser Vereinzelnung herauszutreten, über gemeinsames Handeln, insbesondere zum militärischen Schutz des Südens, sich zu verständigen, auch innerhalb des Zollvereins durch gleichmäßiges Vorgehen sich zur Geltung zu bringen, und in gemeinnützigen Institutionen eine fruchtbare Initiative zu ergreifen. Die Sammlung der staatlichen Kräfte Süddeutschlands tritt in keiner Weise einem andern Teil der Nation

[1]) Schultheß 1868, S. 73—74.



feindselig gegenüber, sie wird vielmehr zwischen den Großmächten vermittelnd wirken, dem europäischen Frieden und den materiellen Interessen dienen und den süddeutschen Staaten die vertragsmäßige Erfüllung ihrer vertragsmäßigen Pflichten gegen den Nordbund möglich machen, ohne sie der Gefahr des Aufgehens in Preußen auszusetzen." „Erkennen wir auch", so schließt die „Erklärung der süddeutschen Fraktion an ihre Wähler", „in der engen Verbindung der süddeutschen Staaten untereinander nicht die endgültige Befriedigung der materiellen Bedürfnisse, so erscheint sie doch zur Zeit als der einzige Weg, um unter Vermeidung der ernstlich drohenden Gefahren dem endlichen Ziele eines einigen und freien Deutschland entgegenzuführen."

Hier haben wir also den Südbund in seiner von der bayerischen Rechten und den Württemberger Demokraten gewünschten Ausprägung als Mittel zu einer endlichen föderalistischen, großdeutschen Einigung und als Damm gegen eine Unitarisierung und Militarisierung Deutschlands, als Schutz der süddeutschen Eigenart in geistigen und materiellen Angelegenheiten, als Hort des Liberalismus, aber auch der Selbstverteidigung des Südens und nicht zuletzt der Vertragstreue gegen den Norddeutschen Bund. Letzterer immerhin überraschende Passus von der Vertragstreue ist wohl hauptsächlich auf Rechnung des bayerischen Reichsrats von Thüngen zu setzen; er vor allen scheint mehr als zwei Drittel der Fraktion von der Unterzeichnung der Erklärung abgehalten bezw. sie zur vorzeitigen Abreise oder Entschuldigung wegen „diplomatischer Rücksichten" veranlaßt zu haben. Nur 31 von 57 haben ihre Unterschrift gegeben, darunter auch der Demokrat Kolb. Unter den Nichtunterzeichnern finden wir auch den Bayern Jörg, die Klerikaldemokraten Bucher und Lukas. Jörg fürchtet in einem Südbundsparlament der ihm so verhaßten Diktatur des liberalen Bürgertums wieder zu begegnen. Er hielt auch einen dem Nordbund vertragstreuen Südbund für ein Ding der Unmöglichkeit.[1])

Die Erklärung der süddeutschen Fraktion gab den Auftakt zu einer monatelangen systematischen Agitation für den Südbund.[2]) Mit der Presse der Rechten ging die des Zentrums, Allgemeine Zeitung und noch mehr Nürnberger Korrespondent. Nachdrücklich setzte sich namentlich für den Südbund ein die von dem Bruder M. Barths,

[1]) Historisch-Politische Blätter LXI (1868), 43.

[2]) Wochenschrift 1868, Wochenschau vom 30. Mai, 6., 13., 20., 27. Juni, 1., 15. August; Allgemeine Zeitung 1868, 6. Mai; Nürnberger Korrespondent 1868, 29. Mai.



Dr. Karl Barth aus Augsburg, redigierte Zeitung „Der bayerische Staatsbürger" (Zentrum). Die Südbundstimmung ward mächtig gefördert durch die Abhaltung des allgemeinen deutschen Schützenfestes von 1868 in Wien.[1]) Besonders die Schwaben haben sich bei dieser letzten großen Manifestation der großdeutschen Partei hervorgetan.

Zu praktischen Ergebnissen ist die Südbundagitation vom Sommer 1868 nicht gelangt. Von 1869 wird für den Südbund in steigendem Maße die militärische Schutzlosigkeit des Südens ins Feld geführt. Im Falle einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Frankreich sei der deutsche Süden trotz der Allianzverträge vollkommen auf sich selbst angewiesen. Preußen habe genug mit sich selbst zu tun, die Südstaaten würden zwischen Österreich, der Bastion des Südens, und Frankreich wie zwischen zwei Mühlsteinen zermalmt. Süddeutschland könne daher nichts Besseres tun, als sich mit den beiden Kaiserreichen gut stellen, sich einem Bündnis mit den Staaten der preußischen Hegemonie, seinem sicheren Untergang, verschließen und den von Österreich und Frankreich gewünschten Südbund aufrichten. Der Südbund sei daher die einzige politische, weil die einzige militärische Rettung des Südens. Wortführer dieses Gedankenganges ist der später im Wahnsinn gestorbene frühere sächsische Offizier Streubel mit dem Decknamen Arkolay.[2]) Angesichts der durch die Südbundagitation geförderten partikularistischen Stimmung des Südens hat Hohenlohe wenigstens ein Teilprogramm des Südbunds zu verwirklichen gesucht, durch die „Süddeutsche Festungskommission".[3]) Nach den Beschlüssen der sie genehmigenden Bundesliquidationskommission blieben die süddeutschen ehemaligen Bundesfestungen zwar Gemeingut der deutschen Gesamtverteidigung, aber in der Verwaltung der Südstaaten. Diese Verwaltung ward ausgeübt durch das Organ der Festungskommission. Sie hatte keinen norddeutschen Vertreter in ihren Reihen. Dieses Zugeständnis an den süddeutschen Partikularismus aber wurde dadurch wieder hinfällig, daß ihr eine zur Hälfte aus norddeutschen Vertretern zusammengesetzte Inspektionskommission übergeordnet wurde. Infolgedessen steigerte die Errichtung des „militärischen Südbunds" das Vertrauen der Rechten zu Hohenlohe in keiner Weise, jene wurde vielmehr trotz Hohenlohes Verteidigung in der

[1]) Schultheß 1868, S. 254; Wochenschrift 1868, 8., 15. August.

[2]) v. Suckow, Rückschau, S. 16, 144.

[3]) Hohenlohe I, 306, 311, 320, 331, 347; v. Mohl, Lebenserinnerungen II, 313 f., Suckow a. a. O., S. 141—144.

Allgemeinen Zeitung[1]) als neuer Akt seiner Preußenfreundlichkeit ausgelegt. Sie steigere nur das Mißtrauen Österreichs und die Bedrängnis der Südstaaten in einem Kriege mit Frankreich.[2])

Mit der Verwirklichung des militärischen Teilprogramms des Südbunds kam daher die Agitation für eine Verbindung der Südstaaten untereinander nicht zum Stillstand. Insbesondere setzte die Allgemeine Zeitung die Werbung durch 1869 und 1870 hindurch fort.[3]) Hier hat auch Hohenlohe im Frühjahr 1870 nach seiner Entlassung aus dem Ministerium den Völderndorffschen Südbundsentwurf der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In der „Mißtrauensdebatte" des bayerischen Landtags im Januar und Februar 1870 ward auch die Südbundsfrage angeschnitten. Hohenlohe beharrte auf seinem ablehnenden Standpunkt:[4]) Der Südbund sei nur eine theoretische Ausarbeitung. Wenn er nicht Scheinbund bleiben wolle, dann müßten die süddeutschen Einzelstaaten auf einen Teil ihrer Souveränität verzichten. Das lasse sich bei Baden und Württemberg nicht voraussetzen, und würden sie es, so täten sie es lieber zum Eintritt in ein großes Deutschland als in den Südbund. Bayern könnte allerdings dieses Opfer bringen, da es die stärkste Macht innerhalb des Südbunds sei und die gebrachten Opfer wieder ausgeglichen würden durch die Stellung, die es im Südbund einzunehmen hätte. Jörg hat Hohenlohe als Referent in der deutschen Debatte darin recht gegeben. Ebensowenig wie Hohenlohe hätte ein anderer an seiner Stelle den Südbund fertig gebracht.

Die Patrioten haben 1870 während ihres Kammerregiments keine Aktion für den Südbund unternommen. Die Presse warb weiter, auch die des Zentrums. Aus dem April 1870 haben wir eine geistvolle Südbundsflugschrift aus der Feder des ehemaligen Triaspolitikers R. Benfey: „Die Stellung Bayerns zur deutschen Frage", Sendschreiben an die norddeutschen Gesinnungsgenossen. (Preußen und) Brandenburg und Bayern seien aus dem Bedürfnis hervorgegangen, Mittelpunkte für die zerfallenden deutschen Verhältnisse zu schaffen. Was Bayern so bedeutungsvoll für Deutschland

---

[1]) Allgemeine Zeitung 1869, 28. August: „Aus Bayern".

[2]) Nürnberger Korrespondent 1869, 2. September; Stellung der Demokraten: Nürnberger Anzeiger 1869, 13. August, 11., 18., 19. Oktober.

[3]) Übersicht über die Agitation der Allgemeinen Zeitung in Wochenschau der Wochenschrift 1869, 6. März, 10. April, 31. Juli; 1870, 26. März, 2., 9. April.

[4]) Schultheß 1870, S. 156, 165.

erscheinen lasse, sei der Umstand, daß seine Fürsten begriffen hätten, daß ohne einen großartigen kulturhistorischen Gedanken nie kleinere Teile sich an ein großes Ganze anschließen. Benfey gründet die Mission Bayerns darauf, daß seine Dynastie die durch Napoleon mehr zufällig zusammengeschweißten Territorialtrümmer kraft einer kulturellen Idee zu einem Ganzen verschmelzen konnte. Diese Tat gebe ihm einen Titel auf die Führung des Südens. Bayern sei notwendig im Rahmen des Deutschen Reiches. Wie Preußen die männliche, so habe Bayern die weibliche Zelle des Deutschen Reiches zu bilden. „Denn Preußen, allein als Führer Deutschlands hingestellt, würde von der Einseitigkeit, die ihm aus seiner Entwicklungsgeschichte anklebt, von der Knappheit, die aus der Mühseligkeit des Kampfes entstammt, nicht abgelassen haben. . . . Aber das ganze Deutschland darf nicht auf jener knappen, die Kunst nur halb würdigenden Weltanschauung aufgebaut werden.“

---

6. Kapitel.

Hohenlohes Rücktritt.

Schneller, als der Fürst ahnte, wurde die Rechte zur Totengräberin seines Ministeriums.

Im Mai 1869 fanden die Neuwahlen zum bayerischen Landtag statt. Das Wahlergebnis zeigt wie bei den Zollparlamentswahlen ein riesiges Anwachsen der Rechten, eine abermalige Niederlage der Mittelpartei, ein nicht unbedeutendes Anwachsen der Linken. Wieder wie nach den Zollparlamentswahlen, stand das Ministerium vor der Frage seines Rücktritts.

Es hatte sich seit den Zollparlamentswahlen stärker auf die Mittelpartei gestützt. Es hatte die Partei nach dem Vorbild der Linken organisieren helfen. Sie sollte ihm bei den Landtagswahlen eine Stütze sein.[1]) Es hatte sich dazu des Abgeordneten Stenglein (rechtes Zentrum) bedient. Stenglein war als häufiger Gast im Ministerium des Äußeren in steter Fühlung mit Hohenlohe. Er hat schon 1867 die beiden Zentren zu einer geschlossenen Mittelpartei wieder zusammengeschweißt. Mit Hilfe des Ministeriums hatte sich 1868 im Dezember die Mittelpartei auch als politischer Verein im Lande

[1]) Schultheß 1868, S. 181 ff.; Augsburger Postzeitung 1868, 15., 20. April.

organisiert. Sie hatte sich ein festumrissenes Programm gegeben, sich ein eigenes Organ gegründet, die Bayerische Landeszeitung. Sie trat mit dem 1. Januar 1869 an die Stelle der Süddeutschen Presse. In der Zeitung kam so das Bündnis zwischen Regierung und Mittelpartei auch äußerlich zum Ausdruck. Wenn trotz dieses Bundes die Mittelpartei abermals unterlag, so mußte die Regierung hierin auch ein Mißtrauensvotum gegen sich selbst erblicken. Denn jetzt war die Niederlage der Mittelpartei noch offensichtlicher als bei den Zollparlamentswahlen. Und damals hatte sich die Regierung doch jeder Unterstützung der Mittelpartei enthalten.

Noch einmal suchte Hohenlohe sein Ministerium zu retten. Er legt den Wahlausfall wieder als Vertrauensvotum des Volkes für seine deutsche Politik, aber als Mißtrauensvotum für seine innere Politik aus. Er berief sich auf seine Südbundspolitik, auf seine dauernde Abwehr gegen die Zentralisierungsbestrebungen der Fortschrittspartei. Keine Partei habe im Wahlkampf ein antinationales Programm aufgestellt, also könne seine nationale Politik nicht den Wahlausfall beeinflußt haben. Die deutsche Politik der Regierung werde auch in Zukunft die gleiche bleiben. Dagegen sei für die inneren Reformen ein langsameres Tempo geboten.

Die partikularistische oder patriotische Partei, wie sie sich 1869 zu nennen begann, schöpfte in der Tat ihren großen Wahlerfolg hauptsächlich aus der Unzufriedenheit weiter Schichten des bayerischen Volkes mit der inneren Politik des Ministeriums Hohenlohe. Es ist hier nicht der Ort, die innerpolitischen Grundlagen der großen Parteibewegung des Jahres 1869 zu untersuchen. Wir haben es hier nur mit den in der deutschen Politik Hohenlohes liegenden Faktoren zu tun. Doch sind vielfach innere und äußere Politik des Ministeriums aufs engste verflochten. Besonders die patriotische Partei hat diese Zusammenhänge jederzeit lebhaft gefühlt. In ihren Augen half die Innenpolitik des Ministeriums ebenso den Thron unterwühlen wie seine deutsche Politik. In der Flugschrift des Zollparlamentsabgeordneten Dr. Kurz „Über die innere und äußere Lage Bayerns" (1869) kommt die Anschauung der Patrioten zum Ausdruck. Innere und äußere Politik seien in der gegenwärtigen Krise unzertrennlich miteinander verquickt. Hohenlohe suche das Ziel, das er auf geradem Wege, durch den Eintritt in den Norddeutschen Bund nicht erreichen könne, auf dem Umwege über die innere Politik zu erreichen. Er suche den Thron von innen her zu unterwühlen, suche das Volk durch

innere Reformen zu gewinnen, damit es ihm auch in der äußeren zu Willen sei. Seine innere Politik sei nur eine captatio benevolentiae für die äußere. Und damit habe er tatsächlich auch die liberale Mehrheitspartei des Landtags für die nationalen Ziele der Fortschrittspartei, denen er selber anhänge, gewonnen. Denn, siegten nur die liberalen Reformen, was war ihr Hekuba?

Kurz betrachtet Hohenlohe als den Typ derjenigen Räte, die die letzte Umgebung von verlorenen, der Depossedierung verfallenen Dynastien bilden. Er erinnert an das Schicksal Hannovers.

Die Rechte betrachtete Hohenlohe als preußischen Vorposten in München. Schon 1867 hatte der Demokrat Thumser in seinem Pamphlet „Entlarvung des Programms des Ministers Hohenlohe" die Frage aufgeworfen: Ob nicht Hohenlohe die Montgolfière einer fremden Regierung sei, ein Versuchsballon Preußens, bestimmt, die schwachen Stellen der bayerischen Dynastie aufzuklären? Und Kurz meint: Das Schlimmste an der Krisis von 1869 sei, daß jeder Versuch, sie einer gedeihlichen Lösung zuzuführen, wohlangelegte Fäden der nordischen Großmacht durchschneiden heiße. Der Fürst, nahm man an, habe sich Preußen gegenüber im geheimen noch viel weiter gebunden, als die Öffentlichkeit wisse. In der Schublade des Ministers lägen ganz gefährliche, zur Veröffentlichung nicht bestimmte Geheimverträge.[1]) Man grübelte nach über die Heimlichkeiten der Bundesliquidationskommissionsverhandlungen, der Militärkonferenzen. Man beobachtete Hohenlohes Verkehr mit norddeutschen Staatsmännern, besonders gelegentlich der Zollparlamentssitzungen in Berlin. Man wies hin auf seine Beziehungen zur nationalliberalen Partei, auf seine Wahl zum Vizepräsidenten des Zollparlaments. Man nahm besonders Anstoß an einer dort gehaltenen Dankesrede, worin er den Grund für das ihm von der Mehrheit entgegengebrachte Vertrauen nicht in seiner zollparlamentarischen, als vielmehr in seiner Tätigkeit außerhalb des Hauses erblickte.[2]) Der demokratische Nürnberger Anzeiger meinte sogar: Hohenlohe heiße mit Recht auswärtiger Minister; denn er betrachte als geeigneten Ort, sich auszusprechen, nicht die Heimat, sondern das Ausland, vornehmlich Berlin.[3]) Man wies auch darauf hin: Hohenlohe sei der einzige bayerische Adelige, dessen verwandtschaftliche Beziehungen sich bis ins preußische Königs-

[1]) Augsburger Postzeitung 1869, 24., 27. September.
[2]) Wochenschrift 1870, 26. Februar.
[3]) Nürnberger Anzeiger 1869, 18., 19. Oktober.

haus erstreckten. Man lenkte das Augenmerk auf die Hohenloheschen Besitzungen in Preußen, um sein Gravitieren nach Preußen hin zu erklären. Man verwies auf seine Eigenschaft als mediatisierter Fürst, die sein Streben erkläre, auch die noch übrigen fürstlichen Familien mediatisiert zu sehen.

Am meisten belastend für Hohenlohe wirkte aber in den Augen der Patrioten seine Freundschaft mit der Fortschrittspartei.[1]) Man kannte seine Beziehungen zu dem 1848 wegen revolutionärer Umtriebe gemaßregelten Substituten und fortschrittlichen Abgeordneten Umbscheiden, zu dem Redakteur der Münchener Neuesten Nachrichten Vecchioni, der einst in seinem Blatte dem Ministerium Hohenlohe die Wege geebnet hatte, zu dem Verleger der Neuesten Nachrichten Julius Knorr, „einem der verbissensten Pfaffenfeinde“,[2]) zu Barth, zu dem einstigen Revolutionär Julius Fröbel. Man hielt ihn für einen geheimen Anhänger des bundesstaatlichen Programms der Linken. Man verwies auf seine Kammerreden von 1849, von 1866, auf sein Oktoberprogramm von 1867. Man erklärte sich die Widersprüche, die man in seinen Programmen zu entdecken glaubte, damit, daß er zwei Seelen in seiner Brust vereine: eine ursprüngliche preußische und eine anerzogene bayerische. Er halte stets zwei Programme bereit: Ein Programm pro domo, wenn er zur Fortschrittspartei oder in Berlin im Zollparlament spreche, und ein Programm für die bayerische Öffentlichkeit, das immer dann zum Vorschein komme, wenn die Wahlen schlecht ausgefallen seien oder wenn er scharf angegriffen würde. Besonders Jörg hat 1870 in der Begründung seines Mißtrauensvotums im Landtag auf diese angeblichen Widersprüche in Hohenlohes programmatischen Kundgebungen aufmerksam gemacht. Er hat sogar sein ganzes Mißtrauensvotum einzig und allein auf diese Widersprüche aufgebaut. Hohenlohe hat sie nicht zugegeben, sondern aus der mangelnden juristischen Unterscheidungsfähigkeit des Volkes erklärt.[3])

Das Bündnis zwischen Hohenlohe und der Fortschrittspartei aber bemerkte man vor allem in der inneren Politik. Hohenlohe deckte die Schulvorlage, deren eigentlicher Urheber allerdings von Gresser war. Sie bildete das stärkste Ärgernis der Patriotenpartei.

---

[1]) Hohenlohe I, 158, 178, 191.

[2]) Sendschreiben an Julius Knorr, Verleger der Neuesten Nachrichten, München 1869 (Abdruck aus dem „Vaterland“).

[3]) Schultheß 1870, S. 158—163.

Strebte die Vorlage doch eine Trennung zwischen Kirche und Schule, eine Entchristlichung der Schule, Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht an. Als Sturmtrupp gegen die noch unveröffentlichte Schulvorlage hatte sich schon im Herbst 1867 im oberpfälzischen Orte Schwandorf unter der Leitung des Regensburger Dompfarrers Schödl das sogenannte Schwandorfer Komitee gebildet.[1]) Eine von ihm durchgeführte Schuladresse sammelte an die viertausend Unterschriften von ländlichen Gemeinden und Pfarreien. Neben dem Anstoß, den die Bildung der Patriotenpartei von dieser Seite her erhielt, wirkte auch die Agitation der Passauer Königsadresse.

Bald nach den Zollparlamentswahlen bildete sich in München ein Verein patriotischer Männer. Als dessen Pfeiler erscheinen drei Exminister: von Schrenk, von Bomhard, von Neumair. Die auf Politisierung der Landbevölkerung abzielenden Bemühungen der Patrioten führten dann im Jahr 1869 zur Bildung von bayerisch-patriotischen Bauernvereinen. Sie tauchen zuerst in Niederbayern auf. Als ihr Organisator gilt der Freiherr Xaver von Hafenbrädl.[2]) Eine führende Stellung unter ihnen hat sich schon damals der Tuntenhausener Bauernverein errungen, der noch bis in die Gegenwart herein gern als Sprachrohr für die Führer der Nachfolgerin der Patriotenpartei, die spätere bayerische Zentrumspartei, benutzt wurde. Neben diesen Organisationen arbeiteten in allen bedeutenderen Städten die katholischen Kasinos. In ihnen sammelte sich vor allem die sogenannte Klerikaldemokratie.[3]) Der bayerische Episkopat betrachtete diese Vereinsbildungen vielfach mit größtem Argwohn, wie das Verhalten des Bischofs von Passau und von Bamberg ihnen gegenüber beweist. Er fühlte sich durch die Demokratisierung im eigenen Lager ebenso bedroht wie die Dynastie durch die Demokratisierung im Staatsleben. Der Bamberger Erzbischof erließ sogar ein Wirtshausverbot für seine Kleriker. Die Agitation führte überall zu Widersetzlichkeiten gegen die Regierung. Diese griff zu Ausnahmemaßnahmen gegen die Geistlichkeit, Verhaftungen, Anlegung von Führungslisten, Versetzung von patriotischen Regierungspräsidenten.[4]) Der Minister des Innern, von Hörmann, wandte sich in scharfen Rundschreiben gegen das staatszersetzende Treiben der Geistlichkeit. Im Wahlkampf traten die

[1]) Schultheß 1867, S. 210, 220.
[2]) Allgemeine Zeitung 1868, S. 1220.
[3]) Schultheß 1869, S. 192.
[4]) Schultheß 1868, S. 168, 183. 1869, S. 159.

Patrioten mit einer dreifachen Parole auf den Plan. Sie sagten den Wählern: Man will euch preußisch machen! Man will euch eure Religion rauben! Wenn ihr uns wählt, braucht ihr nur halb so viel Steuern zu zahlen! Die Patrioten errangen bei den Maiwahlen über 70 Sitze. Im Sommer 1869 erfolgte dann die Gründung der patriotischen Fraktion.[1])

Mit den Patrioten gingen bei den Maiwahlen auch wieder die Demokraten. Zwischen der klerikalen Demokratie, der politischen und der sozialen, hatte sich seit den Zollparlamentswahlen eine immer innigere Solidarität der Interessen herausgebildet. Haß kittet. Der leidenschaftliche Haß gegen Preußen ließ bei diesem Bündnis vorerst alle anderen Gegensätze vergessen. Der unwiderstehliche Protest gegen die Militarisierung des deutschen Südens verbrüdert den Konservativismus der Historisch-Politischen Blätter mit der Demokratie des Nürnberger Anzeigers. Er findet ein gemeinsames Objekt des Hasses in dem militaristischen Ministerium Hohenlohe. Sonst klafften allerdings die Gegensätze zwischen beiden Parteien tief genug.[2]) Den Patrioten war die innere Politik Hohenlohes schon viel zu sehr, den Demokraten noch viel zu wenig demokratisch. In der Schulfrage z. B. nahmen beide Parteien diametral entgegengesetzte Standpunkte ein. Äußerlich hat die demokratische Bewegung in Bayern durch die große deutsche Arbeiterbewegung im Jahre 1868 mannigfache Förderung erfahren. In Forchheim hat die neugegründete Gruppe der Deutschen Volkspartei in Bayern wiederholt Parteiversammlungen abgehalten.[3]) Bezeichnenderweise hält sie noch immer fest an der Ablehnung des Südbundes. In der Wahlbewegung von 1869 hat ihr das Bündnis mit den Patrioten mehrere Sitze im Landtag eingetragen. Kolb wird nun aus seiner splendid isolation in der Kammer erlöst.

Als einzige leistungsfähige Stütze des Ministeriums kam schließlich nur mehr die Fortschrittspartei in Betracht. Die Programme der Linken und des Zentrums hatten sich schon während der Zollparlamentswahlen, noch mehr aber während der Landtagswahlen einander sehr genähert. Eine Fusion beider Parteien schien nur mehr eine Frage der Zeit und des äußeren Anstoßes. Damit war die Fortschrittspartei auch dem offiziellen Regierungsprogramm näher gekommen. Hohenlohe

[1]) Augsburger Postzeitung 1869, Nr. 126. Vgl. die Broschüre von Laudenbach „Analyse der sogenannten bayerisch-patriotischen Partei“, Frankfurt 1870.

[2]) Nürnberger Anzeiger 1869, 18., 19. September.

[3]) Schultheß 1867, S. 167. 1868, S. 169—173. 1869, S. 193.



konnte sich nun offener auf sie stützen. Bei der Linken ist jetzt das gemäßigte Programm des Führers Barth zum Sieg gekommen. Barth gibt in seiner Verteidigungsrede für Hohenlohe 1870 selbst zu, daß sein Verhältnis zum Norddeutschen Bund ähnliche Wandlungen durchgemacht habe wie bei Hohenlohe. Er erscheint vom bedingungslosen Eintritt in den Norddeutschen Bund ganz abgekommen. Er will für einen Eintritt Bayerns den Norddeutschen Bund erst gründlich umgestaltet, die Rechte des norddeutschen Parlaments erweitert, die Verfassungsgewähr gesichert, die finanzielle Selbständigkeit der größeren Bundesstaaten erhalten wissen. Er ist gegen republikanische Experimente. Er tritt für Erhaltung der Dynastien ein. Zwischen seinem Programm und der im Programm der Mittelpartei vom 2. Dezember 1868 verlangten Ausdehnung der Zuständigkeit des Zollbundesrats und Zollparlaments auf alle Gegenstände wirtschaftlicher Natur ist nicht mehr viel Unterschied.[1])

Die radikalere Richtung der Völk und Crämer tritt innerhalb der Fortschrittspartei beim Wahlkampf ganz zurück. Sie wagt sich nur vereinzelt hervor wie in der merkwürdigen Flugschrift: „Das Parlament ist der Friede“, die wieder einmal den schönen demokratischen Traum von der parlamentarischen Revolution des norddeutschen Reichstags träumt.[2]) Das bedeutendste äußere Ereignis in der Parteigeschichte der Linken ist 1869 der Zusammenschluß mit den Pfälzer Liberalen. Sie hatten bisher ein landschaftliches Sonderdasein geführt, waren weder im Ausschuß noch im Klub der Linken vertreten gewesen.[3]) Nun erfolgte nach den Maiwahlen auf einer großen Versammlung zu Winzingen in der Pfalz ihr Anschluß an die rechtsrheinische Fortschrittspartei. Um diesen Zusammenschluß haben sich besonders zwei Pfälzer Zeitungen: Pfälzer Kurier und Kaiserslauterner Zeitung sehr verdient gemacht. Ein schwerer Verlust traf die Linke in diesem Jahr: Karl Brater, die Seele der Partei, wurde von einer schleichenden Krankheit dahingerafft.[4]) Er starb ein Jahr zu früh, um die bundesstaatliche Einigung Deutschlands, für die er sein Leben lang gekämpft, noch zu erleben.

Der neugewählte Landtag trat im Oktober 1869 zusammen, vermochte sich aber nicht zu konstituieren. Infolge Kassation der

[1]) Wochenschrift 1870, 26. Februar: Rede Barths.

[2]) Verlag Finsterlin, München 1869.

[3]) Wochenschrift 1869, 4., 11. September.

[4]) Wochenschrift 1869, 30. Oktober: Nekrolog.

Schweinfurter Wahlen und Verhaftung eines Abgeordneten war Stimmengleichheit zwischen der patriotischen Partei und den vereinigten liberalen Parteien eingetreten. Bei der Präsidentenwahl wählten die Liberalen siebenmal den der Mittelpartei angehörenden früheren Wilden, Professor Edel, die Patrioten siebenmal den Ministerialrat Weis, das alte Demonstrationsobjekt der Opposition. Hohenlohe suchte zu vermitteln. Er schlug bis zur Vornahme der Neuwahlen in Schweinfurt ein provisorisches Direktorium vor.[1]) Vergeblich. Der Landtag mußte aufgelöst werden. Die Novemberwahlen brachten der Patriotenpartei den unzweifelhaften Sieg. Die Mittelpartei war noch weiter zurückgegangen, auf nur sieben Mann, die Linke hatte jetzt über 60 Sitze.

Nunmehr reichte Hohenlohe sein Rücktrittsgesuch ein. Der König aber bewog ihn zu bleiben und beauftragte ihn mit der Neubildung des Ministeriums. Hohenlohe entfernte die beiden den Patrioten mißliebigsten Minister, den Kultusminister von Gresser und den Innenminister von Hörmann. Letzterer hatte sich eben durch eine neue, einseitig die Städte begünstigende Wahlkreiseinteilung bei den Patrioten verhaßt gemacht.

Nun suchten die Patrioten die Neubildung des Ministeriums zu beeinflussen. Die patriotische Mehrheit verlangte ein Koalitionsministerium, zu gleichen Teilen aus Männern von patriotischer und solchen von liberaler Färbung zusammengesetzt. Eine patriotische Minderheit dagegen, die Klerikaldemokraten, verlangten ein parlamentarisches, ein reines Mehrheitsministerium.

Die Fortschrittspartei suchte den Minister zu beeinflussen, daß er den bisherigen liberalen Charakter des Ministeriums wahrte. Seiner unüberwindlichen Anlage zum Vermitteln und Versöhnen gemäß schien Hohenlohe eine Zeit lang zur Bildung eines Koalitionsministeriums bereit. Die patriotische Presse umschmeichelte ihn, eine Weile lächelte ihm sogar die Gnadensonne des Volksboten. In den Reihen der Linken fiel schon das Wort „Verrat“. Hohenlohe fand den Entschluß, keinen Patrioten mit ins Ministerium zu nehmen.[2])

Die patriotische Partei war vor der Gefahr einer ernsten Spaltung gestanden. Nun fand sie sich wieder zusammen, beschloß den Sturz des Ministers. Die Fortschrittspartei aber gewann das Vertrauen zu

---

[1]) Hohenlohe I, 412—416.

[2]) Ebenda.



ihm zurück. Barth ging persönlich zu ihm, um ihm im Namen der Partei für seine Festigkeit zu danken.

Anfangs Januar trat der neue Landtag, das „Bauernparlament", wie man es auch nannte, zusammen. Er wurde durch eine versöhnliche Thronrede eröffnet. Sie schien die See der Parteileidenschaft, die „raste und ihr Opfer haben wollte", besänftigen zu können.[1]) Die Thronrede sprach vom Entschluß des Königs, die Selbständigkeit des Landes in allen durch die Verfassung gegebenen Punkten zu wahren und nur einer deutschen Einigung zuzustimmen, die die Selbständigkeit gewährleiste. Eine deutsche Einigung sei nur dann fruchtbar, wenn die deutschen Stämme sich nicht selbst aufgäben. Der König bekannte sich aber auch rückhaltlos zu den Allianzverträgen, für die er sein königliches Wort verpfändet habe, und versicherte, daß alle Verträge, die seine Regierung mit dem Ausland geschlossen habe, dem Volke bekannt seien.

Für die klerikaldemokratische Presse mochte das entschiedene Bekenntnis zu den Allianzverträgen schmerzlich sein. Die fortschrittliche dagegen entschädigte es für alle Enttäuschungen der letzten Monate.

Die Parteien entwarfen nun ihre Antworten auf die Thronrede. Für beide Kammern ist ein Mehrheits- und Minderheitsentwurf, für die zweite außerdem noch ein Modifikationsantrag des Restes der Mittelpartei zum Minderheitsantrag zu unterscheiden.

Die Mehrheitsanträge beider Kammern verlangten mehr oder minder offen die Entfernung Hohenlohes. Der reichsrätliche Entwurf begrüßte das königliche Bekenntnis zur Vertragstreue, versagte sich jedoch weitere Wünsche in Bezug auf die deutsche Frage. Der Mehrheitsentwurf der Zweiten Kammer (Jörg) begrüßte ebenfalls das Hochhalten der Vertragstreue. Er versicherte: Nie würde eine Lockung zum Vertragsbruch im Herzen des bayerischen Volkes Eingang finden. Aber die Verträge seien „erfahrungsgemäß" der Deutung fähig. Ihre mögliche Auslegung verbreite Unruhe im Volke. Daraus ergebe sich das Verlangen nach Männern in der Regierung, denen die Auslegung der Verträge anvertraut werden könne. Der Entwurf war also keineswegs antinational. Daß er ehrlich gemeint war, dafür bürgt uns sein Verfasser Jörg. Er vergißt auch nicht, der Hoffnung auf eine deutsche Einigung Ausdruck zu verleihen.

Die beiden Minderheitsentwürfe sprechen Vertrauen für Hohenlohe aus. Der von der Zweiten Kammer (Barth) betont vor allem den

[1]) Schultheß 1870, S. 148.



nationalen Gedanken. Die Linke beharrt immer noch auf dem Eintritt in den Norddeutschen Bund, knüpft ihn aber an Bedingungen, die die innere Autonomie des Landes garantierten.

Der Modifikationsantrag der Mittelpartei stellt sich auf den Boden des fortschrittlichen Entwurfs, jedoch nicht ohne die abwehrende Geste gegen den Eintritt in den Norddeutschen Bund.

In beiden Kammern wurde der Mehrheitsantrag zum Beschluß erhoben. Von Jörgs Entwurf wurde das Wort „erfahrungsgemäß“ weggelassen. Es hatte in der offiziösen Presse Bismarcks Anstoß erregt, war als Einleitung zur Kündigung der Verträge aufgefaßt worden. Hohenlohe verteidigte sich vornehm, nur zu vornehm, wie der damalige badische Gesandte in München, R. von Mohl, sich ausdrückt, mit der gegenüber solchen Gegnern schlecht angebrachten Art eines Gentleman. Besser als er sich selbst verteidigte den Fürsten der Verfasser des Minderheitsentwurfs Marquardt Barth. Seine unerschrockene Rede zeugt von dem unerschütterten Vertrauen der Partei zu ihrem Minister. Sie ist das glänzendste Zeugnis, das je dem bayerischen Ministerium Hohenlohe ausgestellt worden ist. Barths Verteidigung rührte jedoch die harten Patriotenherzen nicht. Das Mißtrauensvotum gegen den Fürsten wurde angenommen. Jörg erklärte, daß es die übrigen Minister ausnehme.

Der König verweigerte die Annahme der reichsrätlichen Adresse und zog diejenigen Reichsräte, die für den Minderheitsentwurf (Guttenbrunn) gestimmt hatten, ostentativ zur Tafel.[1]) Er dispensierte die königlichen Prinzen, die für den Mehrheitsentwurf gestimmt hatten, vom Besuch des Hofes. Der König deckte also seinen Minister. Sein Verhältnis zu ihm hatte sich im letzten Jahre immer freundschaftlicher gestaltet. Noch 1867 scheint der König seine Berufung wiederholt bereut zu haben, wie aus den Memoiren von Mohls und von Bomhards zu entnehmen ist. Zuletzt hat er ihm sogar eines der vier Kronoberstenhofämter übertragen. Hohenlohe aber fürchtete von seinem weiteren Verbleiben ernste Gefahren für die Dynastie, fürchtete eine Revolution. Er reichte sein Entlassungsgesuch zum zweitenmal ein.[2]) Noch versuchte ihn der König zu halten. Auch Bismarck befürwortete jetzt sein Bleiben. Er ließ ihm durch den preußischen Gesandten Werthern sagen:[3]) Anfangs habe es ihm geschienen, als solle er gehen.

[1]) Schultheß 1870, S. 157.
[2]) Hohenlohe I, 437.
[3]) Hohenlohe I, 439.

Seit jedoch der König so offen für ihn und gegen die Patrioten Partei genommen, bedürfe es des Experiments seines Rücktritts nicht mehr, um den König zu überzeugen, daß er mit den Patrioten nicht regieren könne. Bismarck empfahl: „Pairsschub" und Landtagsauflösung. Hohenlohes Warnung vor den Patrioten war beim König nicht wirkungslos geblieben. Der König traute diesen angeblichen Freunden des Thrones nicht. Hohenlohe war zu den von Bismarck angeratenen, nur in der Hand einer rücksichtslosen Natur wie Bismarck wirksamen Mitteln nicht zu bewegen. Der König nahm nach längerem Zögern sein zweites Entlassungsgesuch an. Hohenlohes Nachfolger wurde der bayerische Gesandte in Wien, Graf Otto von Bray-Steinburg, Mitunterzeichner der Allianzverträge, Korpsbruder und Duzfreund Beusts.[1]) Hohenlohe hatte ihn selbst dem Könige empfohlen. Vor drei Jahren hatte er ihn allerdings noch als Nullität bezeichnet. Der neue Minister stellte sich Ende März bei Beratung des Heeresetats der Kammer vor.

Brays Programmrede zeigt, daß der Ministerwechsel nur ein Personen-, kein Systemwechsel war.[2]) Bray rüttelte ebensowenig an den Allianzverträgen wie der Adressenentwurf Harleß und Jörg. Aber er ging auch nicht darüber hinaus. Aber schließlich war Hohenlohes Politik in der deutschen Frage seit einem Jahr über eine rein kontemplative Betrachtung, wie die Wochenschrift der Forschrittspartei sich ausdrückte, kaum hinausgekommen. Bray faßt das Positive seines Programms in die Worte zusammen: „Freundschaft halten mit allen Nachbarn." Er findet Bayerns Lage inmitten von Großmächten unangreifbar. Keine europäische Macht würde sich den Komplikationen aussetzen, die ihr Angriff auf Bayern hervorrufen würde. Bei Ausbruch des Krieges 1870 hat Bray allerdings diese Äußerung wieder zurücknehmen müssen.

Brays Berufung und Programm fand bei den Parteien günstige Aufnahme. Er war tatsächlich die geeignete Persönlichkeit, die rasende See zu besänftigen.

Die Patrioten nahmen nun die Gelegenheit wahr, ihrerseits ein Kammerregiment zu üben. Sie hielten die Direktorien und Sekretärstellen, die Ausschüsse des Landtags mit ihren Leuten, bezw. mit ihren Mehrheiten besetzt. Sie gingen nach Erledigung der deutschen Debatte

[1]) Hohenlohe I, 439, 177.
[2]) Schultheß 1870, S. 183.



daran, auch in der inneren Politik den Kurs in ihrem Sinn herumzuwerfen. Die Demokraten blieben ihre Bundesgenossen. Der fortschrittliche Schulgesetzentwurf war schon vom alten Landtag abgesetzt worden. Die Militärgesetzgebung sollte vom Geist des Preußentums, vom Geist der Eroberungen gereinigt werden. Lyzealprofessor Greil aus Passau, der Referent in der Finanzkommission, beantragte: Es sollten schon jetzt Einsparungen im Staatshaushalt gemacht werden,[1]) damit man 1877, wenn die Zollverträge zu erneuern waren, den Austritt aus dem Zollverein wagen könnte. Daß dann auch die Allianzverträge fallen mußten, war selbstverständlich. Wie tief sich der Haß gegen das Preußentum in die „patriotische" Seele eingefressen hatte, bezeugt uns ein Wahlprogramm der patriotischen Partei aus Passau. Der Norddeutsche Bund wird hier als das Kind brutalster Vergewaltigung, frevelhaften Rechtsbruchs mit allen Ausdrücken des Abscheus verflucht. Das Weltgericht wird in Gestalt einer feindlichen Invasion, eines katastrophalen Zusammenbruchs auf das verbrecherische Werk Bismarcks herabgerufen. Nach dieser Katastrophe müsse sich auf den Trümmern des Bismarckschen Deutschland ein neues föderalistisches mit Bayern als Mittelpunkt erheben. Bis dorthin müsse sich Bayern unabhängig erhalten, die heilige Flamme des Föderalismus unterhalten.[2])

Die Reichsidee lebte auch in der patriotischen Partei. Sie wurde besonders in den Kreisen hochgehalten, die einst zur Mittelpartei gehört hatten.[3]) Sepp und Huttler gruben die alte Kaiseridee wieder aus: Mit einem Preußenkönig, der sich als deutscher Kaiser gerieren würde, würden auch die Patrioten gehen. Vor allem aber ließen die Patrioten keinen Zweifel darüber, daß ihr Bekenntnis zu den Allianzverträgen ernst gemeint sei, daß ein französischer Angriff auf deutsches Gebiet sie an der Seite Preußens finden würde.[4])

So dachte jedenfalls die sanior pars der Partei. Es ist dieselbe Gruppe, die dann bei Ausbruch des Krieges 1870 wie später im Januar 1871 bei der Beratung über die Versailler Verträge unter Führung Sepps sich von den übrigen Patrioten trennte und Schulter an Schulter mit der Fortschrittspartei ging. So zeigt sich deutlich eine

---

[1]) Schultheß 1870, S. 188.

[2]) Salomon, Die deutschen Parteiprogramme I, 95.

[3]) Küntzel, Bismarck und Bayern in der Zeit der Reichsgründung (1910), S. 12—33. W. Stolze, Die Gründung des Reiches, 2. Kapitel.

[4]) W. Stolze, Die Gründung des Reiches, S. 34, 38, 42.

dreifache Schichtung in der Partei: Die Konvertiten der Mittelpartei; die alte Rechte, gruppiert um Jörg; die „Klerikaldemokraten", geführt von Lukas und Bucher, die allerdings noch im Frühjahr 1870 aus dem Landtag austraten.

Für die Fortschrittspartei war die Lage im neuen Landtag trotz ihres zahlenmäßigen Wachstums doch ungünstiger als im alten. Die Mittelpartei, deren Bundesgenossenschaft sie in der inneren wie der äußeren Politik ihre Siege verdankte, war so gut wie verschwunden. Das Übergewicht der liberalen Parteien war dahin. Doch tröstete sich die Linke mit dem Gedanken: Ein Jahr patriotischen Regiments könne sie schließlich in der deutschen Frage weiter bringen als drei Jahre Ministerium Hohenlohe. Hohenlohes Verbleiben im Amte hätte, wie die Wochenschrift der Fortschrittspartei nachwies,[1]) die Schwierigkeiten ihrer neuen Lage kaum gemindert. Ihr konnte auch nicht ein von norddeutscher Seite angeregter Zusammenschluß aller nationalen Parteien Deutschlands zu einer einzigen „nationalkonservativen" Partei helfen. Er wurde von einigen Zeitungen der Linken, so von dem „Fränkischen Kurier" befürwortet.[2]) Ihre Lage wurde auch nicht erleichtert durch einen Zusammenschluß der nationalen Parteien des deutschen Südens. Ihn hatte im Herbst 1866 und im Frühjahr 1867 Karl Brater einst betrieben. Jetzt interessierte sich sogar ein Bismarck dafür. Im Frühjahr 1870, in der Zeit seiner Kaiseragitation, ließ er durch Moritz Busch die Idee eines „Südbundes der nationalen Parteien" publizistisch in den ihm zugänglichen Blättern vertreten.[3]) Die bayerische Fortschrittspartei verhielt sich gegen beide Anregungen ablehnend. Das Schwierigste, das was ihr keine Koalition mit außerbayerischen Parteien abnehmen konnte, war für sie, eine Taktik im eigenen Landtag zu finden, die sie retten ließ, was noch zu retten war. Sie kämpfte in der Kammer wie in der Presse ihren Kampf weiter um Eintritt des Landes in den Norddeutschen Bund. Sie hielt dafür gerade im Frühjahr 1870 die europäische Lage wie geschaffen.[4]) An Bismarcks Kaiseragitation hat sie ebensowenig wie die übrige bayerische Presse teilgenommen. Wiederholt war in fortschrittlichen Zeitungen die Überzeugung ausgesprochen worden, daß nur entweder ein vollständiger Umschwung der preußischen Innenpolitik oder ein

[1]) Wochenschrift 1870, 1. Januar: „An der Jahreswende".
[2]) Wochenschrift 1870, 5., 26. März.
[3]) Moritz Busch, Tagebuchblätter I (1899), S. 9.
[4]) Wochenschrift 1870, 5. März: „Zur deutschen Frage".

europäisches Ereignis der deutschen Frage zu einer schnelleren Lösung verhelfen könnte. Von beiden Möglichkeiten ist 1870 die letztere eingetreten. Die führenden Männer der bayerischen Fortschrittspartei haben im Herbst und Winter 1870 eifrig am deutschen Einigungswerk mitgearbeitet.[1]) Sie haben in Kammer und Presse die Hindernisse hinwegräumen helfen, die dem von Preußen allein gewollten Eintritt in den Norddeutschen Bund entgegenstanden. Die Ereignisse haben gezeigt, daß der von der Linken begangene Weg der richtige war. Den weiteren Bund, den Bray von Hohenlohe übernommen hat, den die Linke stets für aussichtslos erklärt hat, hat Bismarck abgelehnt.

Aber die Versailler Verträge haben auch die Patrioten für ihr zähes Festhalten am Partikularismus belohnt. Bayern hatte neben Preußen die bevorzugteste Stellung im deutschen Kaiserreich erhalten.

---

[1]) Bennigsen II, 173, 195, 204, 205, 206, 207.


Generated on 2018-09-13 18:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/wu.89052236684
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google